


EXLIBRIS
AD
FUNDUM
SPRUIT.


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Friedrich Gottlieb Klopstocks kleine poetische und prosaische Werke.



Jac. Andr. Friderich Ser. Duc. Wirt. Sculptor et ... A.V.

Frankfurt und Leipzig,
im Verlag der Neuen Buchhändler Gesellschaft.
1771.



Vorbericht
zu den poetischen Werken.

Das Genie des grossen Mannes, dessen zerstreute Gedichte und prosaische Aufsätze wir hier den Liebhabern des wahren Schönen und Grossen mitzutheilen wagen, ist von einer solchen Stärke und Hoheit, daß es den Wartons künftiger Zeit mehr Gelegenheit darbieten wird, darüber zu commentiren, als Popes Genie seinem Kunstrichter darbot. Es ist gewiß nicht Parenthyrsus, wann wir ihn mit Lavatern, eines der grösten Genie aller Jahrhunderte nennen, an das man nie, ohne die Erhabenheit der menschlichen Natur mit Schauer und Entzückung zu fühlen, hinauf denken kann. Seine meiste

Produkte haben das Gepräge eines originellen und ausserordentlichen Geistes. Eine plastische und schöpferische Einbildungskraft, die ihn in den Stand sezt, viele Objekte auf einmal aufzunehmen und zu fassen; die starken Farben, womit er seine Ideen belebt; die edle Kühnheit, mit der er sich einen eigenen Pfad in der Sphäre auszeichnete, die er zu erobern gedachte; die ungewöhnliche und erstaunliche Verbindung der Ideen; die Hoheit, Neuheit und Kühnheit seiner Bilder in der Zusamensetzung; ein Pathos, das uns oft und allemal plötzlich erschüttert; treffende Gleichnisse, die ihm die Cörper- und Geisterwelt zinnsen muß: alle diese Ingredienzen des Original-Genies *) sind bey diesem Manne anzutreffen, der

*) In dem Essay on Original Genius sind alle diese Züge des Original-Genies mit viel philosophischem Scharfsinn entwickelt.

der die Ehre unseres Jahrhunderts, und der Stolz der Deutschen ist. Er kommt nicht nur den größten Genies, die jemals gelebt haben, einem Homer, Shakespear, Dante und Milton vollkommen bey, sondern er übertrifft sie auch noch an Empfindung und Kunst.

Sein Herz ist eben so groß, als sein Genie. Wer hat es vor ihm gewagt, solche erhabene und göttliche Empfindungen zu schildern, die er durchgängig im Messias und an andern Orten mit so vieler Wahrheit und Natur schildert? Die Saiten seines Herzens haben eine so richtige und harmonische Spannung, daß sie von jeder leisen Berührung der Empfindung zittern. Seine Messiade ist voll von Spuren eines von der Religion erwärmten Herzens, voll von einem Enthusiasmus, der nicht selten in die höchste Entzückung aufflam-

 met,

met, voll von Aufforderungen zur innigsten Andacht, und ich kenne Leute von bewährter Einsicht und geprüftem Geschmacke, die den Messias mehr als ein Produkt der höchsten Andacht, als das Meisterstück eines Originalgenies lesen. Wir, die wir unsern Landesleuten gerne eben die Freuden gönnen, die uns oft bey der Lektür des göttlichsten Gedichts in Himmel entzükten, betrüben uns demnach öfters darüber, daß es noch Städte und Provinzen unter uns gibt, wo man die Messiade kaum dem Namen nach kennt, oder wo man höchstens mit eben der Kaltblütigkeit darinnen blättert, womit wir gewohnt sind, die Brochüren unserer Modescribenten zu durchblättern, die aufblühen und Staub werden.

Sogar sind die Hudemanne, die Gottschede und Justi noch nicht unter uns ausgestorben, und

man

man hört noch öfters von Leuten, die durch Amt und Ansehen geschüzt, Originalwerke beurtheilen zu können glauben, den alten Unsinn mit vieler Gravität wiederholen. Da ein gewißer hoher Grad des Lachens, man erlaube es mir hier mit den Worten meines Autors zu sprechen, eine sehr gesunde Erschütterung des Leibes seyn soll; so ist es einem großen Manne nicht völlig abzurathen, sich bisweilen solchen Pigmäen zu nähern, und sich auf ihre Art von ihnen handhaben zu lassen. Eine Ursache, warum Klopstock auch von Leuten, an deren Urtheil ihme gelegen seyn kann, nicht so aufgenommen wird, wie er aufgenommen werden sollte, mag auch die seyn, daß Er mit der Vollendung seines göttlichen Werkes zu tief in Zeiten herein kommt, wo die erhabenste Vorstellungen der Religionswahrheiten, nicht mehr so interessant sind, weil sie nur halb

und kalt geglaubt werden. Klopstock sah dieses voraus, und hat sich den Beyfall solcher kaltblütigen Christen sehr nachdrücklich verbeten:

Wer an dem reinen krystallenen Strom, der unter des Lebens
Bäumen vom Throne fleußt, nicht weilte mit heiliger Ehrfurcht,
Deß Beyfall erreiche, verweht vom Winde, mein Ohr nicht!

Messias XI, v. 5. 6. 7.

Rosts Schäfer-Erzählungen, die Tändeleyen eines Jacobi, ein Combabus und sogar jede flüchtige Piece, die Voltaire aus der Tasche verliehrt, wird zu Duzenden warm aus dem Buchladen gerissen, gelesen und verschlungen, bis irgend ein Exemplar vom Messias von einem bleichen, empfindsamen Christen aufgekauft wird. Wie groß, wie neu, wie original ist nicht Hermanns Schlacht!

Eine

Eine Meisterhand hat sie in der Klozischen Bibliothek beurtheilt, und empfohlen. Welche Nation hat ein patronymisches Gedicht aufzuweisen, das an Heroismus, Vaterlands Liebe, Einfalt und Hoheit der Sitten, Wärme der Empfindungen der Sitten, und Energie des Ausdrucks diesem Einzigen Bardiet gleich kommt! Wir haben unsern Milton, und noch weit mehr; aber wer schäzt ihn? — Wir haben unsern Ossian; aber wer liest ihn? Wäre Klopstock ein Britte; so sähe ich schon dicht an dem Grabmal ihrer Könige und ihrer Genies den Marmor stehen, unter welchem die Ehre ihrer Nation schlummern sollte. Selbst die Ausländer, und besonders die Franzosen lassen diesem großen Geiste alle Gerechtigkeit wiederfahren, nennen den Messias die äusserste Anstreugung des menschlichen Geistes, und büssen

 für

für die Sünde Bouhours jezt durch eine wahre Germanomanie. Wie entzückt sind wir nicht mit allen redlichen Deutschen, denen die Ehre ihrer Nation am Herzen liegt, daß jezt am Hofe des grösten deutschen Kaisers Klopstocks Genie nicht allein belohnt, und bewundert, sondern daß auch seine unsterbliche Messiade im Original und in der lateinischen Uebersetzung des Pater Neumanns von Prinzen gelesen, und mit allen Merkmalen der höchsten Zufriedenheit aufgenommen wird!

Man erlaube mir, da ich einmal von Klopstocks Genie rede, meinen Lesern den vortrefflichen Brief vorzulegen, der in Bodmers critischen Briefen vom Jahr 1749. die gegenwärtig selten anzutreffen sind, der erste ist, und worinn man die ersten Keime und den allmähligen Wachsthum

thum unsers Originalgeistes sehr lebhaft geschildert findet:

„Ich hatte das Naturell allezeit als eine Pflanze betrachtet, welche zwar fleißig will gewartet werden, wenn sie schmackhafte Früchte bringen soll, aber die doch ihre Zweige von sich selbst hervorstößt. Ich war insbesondere von der Stärke überzeugt, womit das poetische Naturell, das ein Mensch mit sich auf die Welt gebracht hat, einen solchen nicht allein erwecket und reizet, sondern antreibet, drücket und stößt, und nicht nachläßt, bis daß alle die Hindernissen überwunden sind, welche die äusserlichen Umstände vielmals in den Weg legen. Aber ich habe mir doch niemals eine so lebhafte Vorstellung davon gemacht, als seit der Zeit, daß ich die mächtigen

tigen Würkungen dieses Naturels an einem jungen Menschen vor meinen Augen gesehen habe.

Er ist ein Sohn eines frommen Predigers vom Lande, der keine ehrgeizigere Gedanken seinetwegen hatte, als daß er ihn so viel Wissenschaft lehrete, künftig eine Kanzel, wie seine ist, mit Erbauung zu bedienen.

In der Bibliothek dieses rechtschaffenen Mannes sind dreyßig bis vierzig Predigt-Bücher, zehen Bibeln, und ein System der Gottesgelehrtheit, aber nicht ein einziger Poet weder von den lateinischen noch zum Glücke von den deutschen. Sein Sohn unterschied gar frühe, die Bibel vor allen denen andern Büchern, vielmehr noch durch seinen innerlichen Geschmack, als durch die eifrigen Anpreisungen seines Vaters. Er machte nicht

aus

aus Pflicht allein, sondern aus Lust sein Leibbuch daraus. Er war noch in der Kindheit, als er sich die Formen der hebräischen Sprache und die figürliche Art die Sachen vorzustellen, die er darinnen fand, schon so bekannt gemacht hatte, daß er sie, sich selbst unbewußt, in dem gemeinen Umgange gebrauchte, so oft er etwas mit Ernst und Nachdruck sagen wollte. Ich erinnere mich noch immer eines Spaziergangs, den er an einem schönen Frühlings-Abende mit seinem Vater und mir gethan, ehe er noch völlige 14 Jahre hatte; wir hatten uns unter einem Eichbaume gesezt, und ein kühler Westwind wehete. Seine ersten Worte waren: „Um und um nimmt uns der „Eichbaum ins Kühle. Sanfte Lüfte gleich dem „Säuseln der Gegenwart Gottes umfliessen hier „das Antliz.„ Dann sagte er weiter: „Wie ru-

„hig

„hig wächßt hier das zarte Moos im kühlenden
„Erdreich! Mein Vater, soll ich Ihnen hieraus ein
„Lager bereiten?„ Als wir in der Abenddäm=
merung wieder nach Haus giengen, sprach er:
„Rund herum liegen die Hügel in lieblicher Däm=
„merung, gleich als wären sie neu erschaffen und
„blühend wie Eden.„ Der Abendstern war schon
am Himmel aufgegangen, bevor wir bey meinem
Meyerhof angelanget waren. Der Knabe bemerk=
te es bald: „Der Abendstern, sagte er, gehet
„schon am einsamen Himmel herauf und winket
„uns, daß wir ihn aus diesen dämmernden Fuß=
„steigen anschauen. Jezt ist das Antliz der blü=
„henden Erden halb unkenntlich geworden.„

Damals rührten ihn am meisten die starken
Vorstellungen aus der leblosen Natur, die er in
den poetischen Büchern Hiobs und der Propheten
fand;

fand; und man hörte ihn oft des Morgens beym Erwachen ganze Scenen davon, wie ein Poet, der sein Werk liest, thun könnte, mit einem starken Accente wiederholen. Die Bilder, welche die Worte in sich fasseten, drückten sich so lebhaft in sein Gehirne, daß er sie wie gegenwärtig sah, und wenn ihm nachmals die Sache selbst in der Natur vor das Auge kam, sagte er öfters, sie wären ihm nicht fremde, er hätte sie schon in dem Psalmisten, oder dem Propheten gesehen.

Mit der Ankunft der Jünglings-Jahre griffen die zärtlichen Stellen sein Herz mit derselben Gewalt an, mit welcher die schildernden und prächtigen Bilder zuvor seine Phantasie eingenommen hatten. Eine Verheissung, daß der gefallene Mensch Gnade finden sollte, lockete ihm häufige Thränen aus dem Auge; eine Spur von der Unsterblich-

sterblichkeit der Seele, sezte ihn in eine dankbare Entzückung. Die Religion blieb keine blose Speculation seines Gehirns, sondern lauter Vorstellung der Grösse und der Herrlichkeit des Messias, und seiner göttlichen Menschenliebe; lauter Empfindung von wallender Gegenliebe und lobesvoller Dankbarkeit. Aus dieser Sinnes- und Gemüthsart bildete sich vor sich selbst eine Schreibart, die voller Poesie war, ehe daß er einen Vers oder eine Prosodie gesehen hatte; er war ein Poet, ohne daß ers oder sein Vater gewußt hätten.

Ich habe einen Brief gesehen, den er an einen Menschen von seinem Alter, den er einzig und sonst keinen zu kennen schien, noch vor seinem siebenzehnten Jahre geschrieben hat, darinnen waren folgende Ausdrücke:

„Mein

„Mein Freund, Ebenbild meines Gemüthes;
„den ein unsichtbarer Sohn des Himmels zu
„höhern Hoffnungen als des menschlichen Pö-
„bels, neben mir auferzieht, schauest du auch
„auf diese zärtliche Jugend unserer Freundschaft
„mit dem heitern Auge, welches die Unschuld
„der jugendlichen Tage einem ewigen Tage
„gleich machet, den keine Wolke verdüstert?
„Erzähle mir, was fühlest du in den Umar-
„mungen, in welchem dein großes Herz deinem
„Freunde nicht eine blos geschriebene Freund-
„schaft weihet? Laß uns Sie durch die Red-
„lichkeit unseres Sinnes dergestalt adeln, daß
„der im Himmel sie, uns zusegnend, mit Lust
„anschaue.„

Ich erkannte bald, daß dieses glückliche Na-
turell nur eine kleine Anführung nöthig hätte; ein

 Mensch



Mensch von Talenten kann zwar vor sich selber studieren, sein Geschmack sagt ihm, wie ers angreiffen soll; dieser gute Kopf wäre ohne Zweifel durch eigenes Nachsinnen auf viele Sachen gekommen, welche die vorigen Poeten schon erfunden, und schon im Werke ausgeübet haben, aber dieses hätte ihn Jahre, Arbeit, und Untersuchungen gekostet. Damit ich ihm diese Bemühung ersparete, erzählte ich ihm erstlich, daß ein gebundenes Sylbenmaaß wäre; welches den Wohlklang der Rede ungemein erhöhe. Ich zeigte ihm etliche Versarten von den besten, Opizens Alexandriner, Miltons eilffsilbigten, und den Homerischen Hexameter. Er begriff augenblicklich, daß er den ganzen Werth des Wohlklanges nicht gekannt hätte. Den folgenden Tag brachte er mir eine Ode, in welcher alle diese Versarten unter

einander

einander abwechselten, ausgenommen, daß er den Reim gänzlich verwarf. Nach diesem sagte ich ihm von Miltons Gedichte von dem verlohrnen Paradise, ich übersezte ihm die kurzen Inbegriffe von jedem Buch. Alles an ihm ward zu Ohren. Er bekannte mir, daß die seltsamste Geschichte, die er noch gelesen, ihn nicht so stark eingenommen hätte, als diese flüchtigen Summarien. Er bat mich mit den stärksten Beschwörungen, daß ich ihm weiter erzählte, wie Milton diesen, wie er einen andern, und noch einen andern Umstand abgehandelt hätte. Was läßt Milton, fragete er, den Adam gedenken, als er in seiner Geburt noch unter der Hand des bildenden Schöpfers auf einmal den Ewigen vor sich sah? Ich übersezte ihm dieselbe Stelle. Und, fragte er ferner, was läßt der Poet den Satan empfinden, als

er nach seinem Durchgange aus dem Chaos die neuerschaffene herrliche Welt zum erstenmal sah? Ich konnte sein Verlangen, womit er dergleichen Dingen nachfragte, nicht genug sättigen. Als ich ihm etwas von der Berathschlagung in dem höllischen Divan, die im zweiten Gesange erzählt wird, und dann auch von den Reden der göttlichen Personen im dritten Buch meldete, in welchen die ganze Lehre der ewigen Vorsehung in Absicht auf das Menschen-Geschlechte zusammen gefasset ist, hörte er mich lange mit stiller Bestürzung, dann rief er plözlich: Wie ist es denn der kleinen menschlichen Phantasie gegönnet, sich von diesen großen Geschichten so ausführliche Vorstellungen zu erfinden, und denen unsichtbaren Engeln, nicht nur den höllischen Geistern, sondern den göttlichen Personen selbst in ihre Gedan-

ken

ken einzudringen, und ihre Empfindungen an uns zu nehmen! Ist das kein Kirchenraub, keine Entheiligung, keine Anthropomorphosis? Aber Milton hat gewiß ausserordentliche Gesichter Gottes gesehen, und einer von den himmlischen Geistern ist auf ihn herab gekommen, der ihm diese großen Sachen geoffenbaret hat. Ohne Zweifel steht Milton bey den Menschen in der Ordnung der Propheten, und sein Name wird mit der Ehrfurcht genennet, wie des Esaias oder des Ezechiels.

Milton, sagte ich, war ein sterblicher Mensch, aber mit einer sehr glücklichen Beschaffenheit des Gehirns und aller Werkzeuge desselben gebohren, sein Geblüte wallete leicht in währendem Arbeiten, so daß es die Springfedern der Phantasie im Ueberfluße mit Geisterchen versah, welche sie vor

Entkräftung bewahrten. Daher entstund bey ihm das poetische Naturell, die Begeisterung, welche so große, so göttliche Werke hervor bringet, daß wir sie selbst göttlich nennen, und sie für eine unmittelbare Einflössung des Himmels ansehen. Ich will nicht wissen, erwiederte er, wie der Schöpfer Miltons Gehirn, oder sein Geblüte gestaltet und gemenget hat, damit es tüchtig würde, die Eindrücke des Himmels anzunehmen. Gewiß, daß sein Geist mit einem von den Himmlischen Vertraulichkeit gepflogen hat, und von ihm von dem Leben und den Gedanken der unsichtbaren Welt unterrichtet worden. Wie selig war Milton, daß er dieser herrlichen Offenbarungen gewürdiget worden! Seine Tugenden müssen wohl vortrefflich gewesen seyn, die ihn dieser göttlichen Gesichter würdig gemacht haben, wofern ein Mensch dersel-

derselben würdig werden kann. Ich hatte auch einigemal in dem Schauer einer gestirnten Nacht mich erkühnet, den Gedanken und den Entschliessungen der Geisterwelt nachzuforschen: aber ich überließ mich diesen Vorstellungen nicht lange; ich unterdrückte sie mit Gewalt, als die Frucht eines verwegenen Vorwitzes, der mich in den Labyrinthen der verborgenen Wege des Schöpfers verwickeln könnte.

Ich stund über die aufglimmenden Funken dieses poetischen Kopfes erstaunt, und sagte: Eine zu blöde und schier abergläubige Furcht! Die Lehrer der Poesie haben die Einführung der Geister und Götter für die höchste Regel des Erhabenen vorgeschrieben. Und damit ich seine Furcht gänzlich vertriebe, gab ich ihm Addisons Blätter von Miltons verlohrnem Paradiese und Bodmers

Schuzschrift des Wunderbahren. In diesen Schriften, sagte ich, wird das Ministerium Deorum genugsam behauptet. Es sind Lehrsätze darinnen, die ein Mensch ohne Naturell in ihrem Umfange und ihrer Tiefe nimmermehr einsehen kann, und die auch der glücklichste Kopf nöthig hat, aufmerksam zu überlegen, wenn er sie gehörig anwenden soll. Ich versprach ihm, wann er sich in diesen Werken zuerst umgesehen hätte, daß ich ihm dann eine Uebersetzung von Miltons Gedichte zeigen wollte. Als er mir diese Schriften wiederbrachte, merkte ich bald, daß er weit mehr daraus gelernet, als ein jeder eingeschränkterer Kopf gethan hätte. Das mußte bey der grössern Fähigkeit seines Geistes, die ihm vorgeleuchtet hatte, nothwendig so seyn. Seine Augen, die ihm darinnen geöffnet worden, sahen alles

les

les das, was seine Lehrer gesehen hatten, und sie durften ihre Blicke noch weiter fortschicken. Ich fand ihn nicht mehr so blöde, daß er sich nicht alle Vorstellungen, die ihme seine Phantasie aus der Geisterwelt machen konnte, erlaubet hätte. Was der Mensch, sagte er, von den Wegen der Vorsehung, von den Geschäfften der Engel und der Geister, denken kann, wird zwar allemal zu kurz fallen; aber es ist nichts desto weniger dem Menschen anständig, das Höchste davon zu denken, was in seinem Vermögen ist; er verherrlicht die Söhne des Himmels, und er gibt zugleich eine Probe der menschlichen Hoheit, wenn er die Idee der Vollkommenheit auf den höchsten Grad erhebt, der sich denken läßt. Was kann in das irdische Leben einen höhern Einfluß haben, als daß man sich in den ersten Tagen seines Wesens

mit dem Leben der Seligen, mit den Gedanken der Geister, deren Gesellschaft wir künftig haben werden, mit der Zukunft des Weltgerichtes vertraulicher macht! Durch diese frühzeitigen Schatten Vorstellungen wird das Gemüthe vorbereitet und gebildet, daß es sich nachgehends desto herzhafter waget, auf dem größern Schauplatze der Welten hervorzutreten. Das Herz wird fähiger gemacht, die ersten Umarmungen der himmlischen Freude auszuhalten. Wir gewöhnen uns, daß wir uns die Geister des Himmels beständig als uns an der Seite stehende vorstellen, die alle unsere Schritte sehen, und Zeugen unserer verborgensten Handlungen sind. Wer sich mit diesen Vorstellungen vertraut gemacht hat, der findet den einsamsten Ort mit der würdigsten Gesellschaft bevölkert.

Jezt gab ich ihm die Uebersetzung des verlohrnen Paradieses. Ich verlangte, daß er sie in meiner Gegenwart lesen sollte, und nahm ihn zu dem Ende in mein Zimmer und an meine Tafel. Es fällt mir schwer zu sagen, mit was für einem Hunger er dieses Gedicht verschlungen habe; er vergaß darüber nicht nur Essen, Trinken und Schlafen, sondern meiner und seiner selbst, und aller anderer Dinge. Im Lesen bildete sich alles, was er las, in seinem Antlitze, und stieg auf seine Gliedmaßen hervor. Er kehrte zuerst mit allen seinen Sinnen in sich selbst hinein, und saß stille wie die Nacht. Dann sah ich düstere Mienen auf seinem Angesichte, wie Nebel aus einem Sumpfe, aufsteigen; und sich nach und nach in trübe Wolken verdicken, die zulezt stürmten und witterten. Er fuhr plözlich auf, und sprang erschüttert hinter

ter sich. Er faltete die Hände, und schlug sie dann über dem Haupte zusammen. Nach langem brachen etliche heitere Sonnenblicke in seiner Gestalt hervor, welche die Finsterniß darauf zertheilten, und allgemach sich verbreiteten, bis eine allgemeine Stille und ein heller Himmel ohne Wolken auf seinem Angesichte leuchteten. Ich sah dann die Wollust darauf hervorgehen, ich sah ihn in diesem Himmel von Freuden fliegen; ich erblickte die Seligkeit der Himmlischen wiederscheinend in seinen Gesichtszügen.

Es währete etliche Tage, bevor ich diese Verzückung abnehmen sah. Ich fürchtete, daß sie der Anfang einer wahrhaften Phrenesie seyn dürfte. In dieser Zeit maß der junge Mensch gewißlich die Schönheiten des verlohrnen Paradieses nicht mit dem Cirkel ab, er untersuchte nicht, ob

sie

sie da wären, und, ob er sie hochschätzen sollte. Er war davon so stark eingenommen, daß er Wagge, Regel, Richtschnur, und Winkelmaß wegwarf, und sich allein seiner Empfindung überließ. Die ersten Reden, die er davon führte, nachdem er wieder zu sich selber gekommen war, wiewol er noch immer zurück sah, lauteten von neuen unbekannten Gegenden, in welche der Poet ihn geführt, von seltenen hohen Bekanntschaften, die er ihm verschaffet, von dem Reichthum der Ideen und der Empfindungen, den er ihm mitgetheilet hätte. Es ist wahr, sagte er, ich hatte vordem einige dunkle Spuren auf einem unbetretenen Boden gesehen, und etliche Züge dieser herrlichen Scenen erblicket: Aber hier fand ich sie in ihrem vollem Lichte vor mir offen liegen. Vielleicht hätte ich einmal den Weg auf diesem unge-

ungebähnten Gefilde fortgesezt, und hätte vielleicht bis in die himmlische Gegenden durchgebrochen, welche Milton mir gezeiget hat, wenn ein ehrfurchtvoller Schauer mich nicht zurückgezogen hätte: Aber nachdem Milton den Eingang in dieses Heiligthum der Geisterwelt eröffnet hat, nachdem er mich hinein geführet hat, so darf ich künftig mit kühnen Füssen darinn herum wandeln, die Bekanntschaft mit meinen neuen Freunden fortzusetzen. Ich weiß nun, wo die Tafeln des Schicksals aufgehangen sind, und ich kann in denselben lesen. Vielleicht age ich Ihnen eines Tags, was ich darinnen gelesen habe.

Es waren keine Worte ohne Seele. Er machte ernstliche Betrachtungen über Miltons Werk, nicht nur was darinnen nachzuahmen wäre, sondern auch, was man noch übertreffen könnte.

In

In wenigen Tagen ward ihm das Erhabene in den Miltonischen Ideen, das Majestätische in seinen Charakteren eigen, welches dem Engelländischen Poeten vermuthlich eine Menge vergeblicher Versuche gekostet hat; und das er selbst, wann dieser ihm den Weg nicht gebähnt, mit keiner geringern Arbeit erfunden hätte. Er vertrauete mir nach diesem zwanzig neue Ideen, neue Empfindungen, oder neue Ausbildungen der Empfindungen, neue Gemüthsverfassungen, Gesichtspunkten, Zustände und Umstände, welche Milton nicht hat. Er durfte die Unterredung der göttlichen Personen von der beschlossenen Erlösung nach ihm wiederholen, und führete sie mit eigenen Zügen aus; er durfte sich in die Gedanken, und die Empfindung nehmen, was nicht der irdische Adam, sondern ein Seraph vor neue Gedanken, vor unsterbliche

Rührun-

Rührungen empfunden hatte, als er sich zuerst seiner selbst bewußt worden, und den Ewigen vor sich gesehen hatte; Er hatte den Muth einen Engel der Hölle zu zeichnen, der noch boshafter wäre als Satan, der auf Satan zornig wäre, daß er den Abfall, den er bey sich zuvor beschlossen hatte, zuerst gewaget hätte. Hingegen durfte er auch einen von den gefallenen Engeln mitten in der Hölle in einer Art verzweifelnder Reue aufführen, welche bey allen Lesern eine gewiße Wehmuth über sein Schicksal verursacht; man weint mit ihm, daß der Messias nicht auch sein Messias ist. Doch ich will ihnen künftig mehrere Proben von allen diesen Wundern des poetischen Naturells mittheilen, wann ich ihnen erzählen werde, was für neue Einflüsse die göttlichen Werke des Plato und des Homers auf dasselbe gehabt haben.„

So

So schreibt der Vater der ächten Kritik unter den Deutschen, dem jezt unsere moderne kritischen Knaben aus Dankbarkeit das Kahlkopf zurufen.

Wir kommen auf die Ausgabe der Klopstokkischen Oden. Lange, Uz, und Ramler sind bisher im Besitze des Ruhms gewesen, die besten deutschen Odendichter zu seyn. Man hat noch die Karschin hinzugethan, und würde schon längstens den Werth und den Rang dieser Odendichter bestimmt haben, wann man nicht erst die Ausgabe der Klopstockischen Oden hätte erwarten wollen, von denen man aus verschiedenen Proben vermuthen konnte, daß sie keinen geringern, als den ersten Platz behaupten würden. So erwarten große Männer die Ankunft des Grössern, und lassen indessen den ersten Sitz leer.

Uz hat das Eigene, daß er Philosophie mit in das Gebiete der Ode trägt; daß er die tiefsinnigste Wahrheiten so lange betrachtet, anschaut, bis er in Flamme geräth, alsdann wälzt sein Gesang

wie eine Fluth von furchtbarn Klippen
sich strömend fort, und braußt von seinen
Lippen.

Ramler hat sich so ganz in seinen Horaz hinein studiert, daß nicht er, sondern Horaz mit uns zu reden scheint. Umriß und Färbung, Plan, Gedanke und Ausdruck ist mehrentheils vom Horaz. Das heißt ein Original zu ängstlich abcopiren, und nöthigt dem Leser ein patriotisches Mitleiden ab, wenn er sieht, daß der Copist selbst ein Original werden könnte, und es nur aus Eigensinn nicht werden will. Ueber das macht die zu häufig angebrachte Mythologie mit den Sitten neue-

rer

rer Zeiten oft einen so widrigen Contrast, daß der Leser beständig im Kreiß herum fährt, und im Schwindel nicht Zeit hat — zu empfinden.

Denis scheint mehr Anlage zu einem Odendichter zu haben, als Ramler. Man vergleiche, wenn einzelne Gedichte es entscheiden könnten, ihre beeden Oden, auf die Zusammenkunft Josephs und Friederichs in Neuß, und urtheile. Lange trifft oft den Horazischen Ton sehr glücklich; aber eben, daß er den Horazischen trifft, das vermehrt die Oden Einer Gattung und sezt den Dichter zum Nachahmer herab. Ihm fehlt über das noch die Feile des Horaz und das feine, correkte Gefühl eines Ramlers.

Der Karschin meiste Oden sind nie ganz dem Oden-Ton getreu. Sie fährt auf und sinkt. Hie und da ein erhabener Gedanke, eine glänzende

 Tirade,

Tirade, helle Züge eines poetischen Genies; nur im ganzen keine Oden.

Klopstocks Oden haben meistens das Gepräge wirklicher Oden. Ihr Verdienst ist, daß sie nicht nachcopirt, sondern ächte deutsche Oden sind. Sie unterscheiden sich von andern, durch den vollen Strom der Empfindung, der gleich am Anfange daher braußt und den Leser gewaltig mit fortreißt. Die Sprache ist selbst geschaffen, männlich, stark, der Würde der Ode gemäß, und die gewählten Silbenmaase sind voll Harmonie, und treten langsam daher, oder strömen geflügelt fort, nachdem es der Gedanke befiehlt. Die Gesinnungen sind edel, erhaben und patronymisch, wie man sie von einer großen Seele erwarten kann.

In seinen Psalmen herrscht die höchste Begeisterung. Die Feuermuse Davids und Assaphs war

war hier seine Muse, darum bewegen sie nicht blos; sie werfen Funken ins Herz, entflammen und entzünden.

Doch ich berufe mich hier auf empfindende Leser und auf die Entscheidung der Kritik, die auch in diesen Oden und Psalmen den grösten jezt lebenden Dichter erkennen wird.

Man ist der Begierde, diese Oden beysammen zu besitzen, aus einer zu entschuldigenden Kühnheit zuvor gekommen, und Leser, welche sich nicht blos ergötzen, sondern auch belehren wollen, werden diese Ausgabe auch alsdann noch brauchen können, wann Klopstock eine eigene verbesserte Ausgabe veranstaltet. Dann man studiert gerne die Veränderungen, die die Meister der Kunst zu machen belieben.

Es wäre ein leichtes gewesen, die Gedichte in Psalmen, Oden und Elegien einzutheilen; aber man hat die chronologische Ordnung in der Absicht beybehalten, damit der Fortschritt eines solchen Genies besser in die Augen falle. Man mag indessen von hundert Tribunalen auf uns herab schmälen; wir hüllen uns in unsere gute Absicht ein und schweigen — Man schimpft über den Nachdruck der Gleimischen Werke; aber weil man keine ächte Ausgabe hat; so werden sie gekauft und gelesen.

Geschrieben im November 1770.



Ver=

Verzeichniß der poetischen Stücke.

1) Elegie. 1748.

Die Elegien in dieser Sammlung rechtfertigen bey nahe den Ausspruch der Kritik, daß Klopstock nicht so glücklich im elegischen Tone sey, wie im Epischen und Lyrischen. Aber wann man sich daran erinnert, welche vortreffliche Elegien in der Messiade vorkommen, und, daß besonders der XIIte Gesang ganz im rührendsten Elegischen Tone geschrieben sey; so nimmt man die Kritik gerne wieder zurück.

2) Ode an Daphnen. 1749.

Ein Gedicht, das Klopstocks und seiner verklärten Meta vollkommen würdig ist.

3) Ode an Herrn Ebert.

Ein würdiges Denkmal für Klopstocks Freunde!

4) Ode, an die selige R**.

Wann man ja Leichengedichte machen soll; so wünschte ich, daß sie alle in diesem rührenden und religiosen Tone geschrieben wären.

5) Der Adler, eine Ode.

Eine der vortrefflichsten Oden, die jemals geschrieben worden.

6) Ode an Herrn * * *.

7) Ode an Fanny.

Fiktion, Sprache, Ausdruck; alles ist in dieser vortrefflichen Ode original.

8) Ode auf die G. und H. Verbindung.

9) Ode an Herrn Klopstock.

Man hat diese Ode, ihres guten Tons und der Person wegen, an die sie gerichtet ist, mit beyfügen wollen.

10) Eine

10) Eine choriambische Ode.

Diese Ode scheint uns nicht ganz in Klopstocks Manier geschrieben zu seyn, und nur durch ein Versehen ist sie abgedruckt worden.

11) Elegie. 1750.

12) An Herrn Bodmer.

An einen Mann, der seines grossen Freundes und dieser trefflichen Ode würdig ist.

13) An Herrn El.

14) Abschieds Ode an Giseke.

15) An eine Freundin.

16) Auf Cramers Eheverbindung.

17) Von der Fahrt auf dem Zürcher See. 1751.

Man hat dieses Meisterstück schon lange gelesen, öfters nachgedruckt und bewundert.

18) Als Klopstock den Messias zu singen unternahm.

Diese Ode verdiente als eine Einleitung vor der Messiade zu stehen. Nur scheinen uns die gekrönte und ungekrönte Narren zu unedel, und die Aufforderung eines Frauenzimmers zum Richteramte über das erhabenste Gedicht zu unmännlich zu seyn.

19) Ode an Herrn S.* * *

20) Ode an Damon.

Hat schöne Stellen; Es fehlt ihr aber die Gedrungenheit, die man sonsten an Klopstocken gewohnt ist.

21) Ode an GOtt.

das Süjet dieser Ode ist so erhaben, und sonst so würdig behandelt, daß die verliebte Schwärmerey darinnen sehr am unrechten Ort zu stehen scheint.

22) Ger-

22) Germanikus, und Thusnelde.

23) Herrmann und Thusnelde.

Ein paar Oden, die uns schon längstens einen deutschen Ossian versprachen.

24) Elegie. Daphnis und Daphne. 1752.

25) An Young.

Youngs und Klopstocks Freundschaft ist uns längst aus dem Briefe bekannt, den uns Herr Stockhausen mitgetheilt hat.

26) An Daphne.

27) An Damon.

28) Der Abschied.

29) An Elisen.

Voll enthusiastischer Zärtlichkeit.

30) Ode an den König bey dem Tode seiner Gemalin.

Im rührendsten, empfindungsvollsten Tone durchgeführet.

31) Ein

31) Ein Psalm.

In Davidischer Begeisterung geschrieben.

32) Die Hoffnungen der Christen. 1759.

Wie viele alte und neue Oden dürfte der brünstige Christ nicht für diese Einzige hingeben.

33) Gedanken von GOtt. Ein Fragment.

Scheint ein abgeschnittener Zweig aus dem Messias zu seyn.

34) Ueber die Allgegenwart GOttes.

35) Das Anschauen Gottes.

36) Die ernsten Beschäfftigungen des Landlebens.

Diese drey Gedichte, besonders das lezte, sind in einem so erhabenen und begeisterten Tone geschrieben, daß wir sie billig unter **Klopstocks** Meisterstücke zählen. Im Glanze so großer Schönheiten verschwindet die seichte Kritik in den Litteraturbriefen gänzlich.

37) Danklied für die Genesung des Königs von den Blattern.

Voll Empfindung und Andacht!

38) Auf das Jubelfest der Dänischen Souverainität. 1761.

Feuer, Harmonie, grose Maximen, und die glänzendste Poesie des Stils zeichnen diese Oden - oder diesen Psalm vorzüglich aus. Da das Silbenmaaß sehr bequem ist, und sich von selbsten in simmetrische Zeilen zu ordnen scheint; so wundert es mich ungemein, daß unsere Nachahmer nicht längstens ein Silbenmaaß eingeführet haben, das ihrem poetischen Phlegma so wohl zu statten käme.

39) Rothschilds Gräber. 1763.

Man bittet die Leser um Vergebung, daß man ihnen von dieser Elegie nur das Gerstenbergische Fragment mittheilen kann. Vielleicht ist die Begierde darnach durch die Klozische Kritik ziemlich geschwächt worden.

40) Eine

40) Eine Parallele zwischen Engelland und Deutschland. 1768.

Jeder patriotische Deutsche sollte dieses Gedicht auswendig lernen; so neu, so voll Patriotismus ist es. Der Charakter der Britten ist richtig und stark gezeichnet. **In Bildern weint er**; wie kurz, wie treffend ist hier die Englische Poesie charakterisiret.

41) Eine Parodie, auf das Stabat Mater des Pergolesi.

So vortrefflich und so in den Geist der Pergolesischen Composition hineingedacht, daß es scheint, wie Herr Hiller in den musikalischen Nachrichten sehr richtig urtheilt, Pergolesi habe nach Klopstocks Text gesezt.

42) Ein Gesang.

Die kurzen Anmerkungen haben wir zum Behufe derjenigen hinzugefügt, die sich mit Klopstocks Geiste noch nicht familiarisirt haben. Bessere mit Anekdötchen durchwürkte Noten wollen wir irgend einem Anekdotensammler aus Peter Messerts Verwandtschaft überlassen.

Wir geben indessen diese Sammlung nicht für ganz vollständig aus, indem uns selbsten noch ein Paar Oden bekannt sind; die wir aber aller Bemühung ungeachtet nirgends antreffen konnten. Da Klopstock vor der Vollendung seines Messias wohl schwerlich seine Oden sammeln wird; so erbieten wir uns indessen, die Defekte nachzuholen.



Elegie.



Dir nur, liebendes Herz, euch, meine vertraulichste Thränen,

Sing ich traurig allein dieses wehmüthige Lied.

Nur mein Auge soll es mit schmachtendem Feuer durchirren,

Und, an Klagen verwöhnt, hör es mein zärtliches Ohr!

Bis, wie Byblis einst in jungfräuliche Thränen dahin floß,

Mein zu weichliches Herz voller Empfindung zerfließt.

Ach! warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter
Gabst du zur Empfindung mir ein zu biegsames Herz?
Und ins biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Ewiges Verlangen, keine Geliebte darzu?
Die du künftig mich liebst, (wenn anders zu meinen Thränen
Einst das Schicksal erweicht eine Geliebte mir gibt;)
Die du künftig mich liebst, o du vor allen erlesen,
Sprich, wo dein fliehender Fuß ohne mich einsam izt irrt?
Nur mit einem verrätherischen Laut, nur mit einem der Töne,
Die, wenn du lachst, dir entfliehn, sag es, o Göttliche, mir!
Fühlst du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangst du nach mir hin,
Ohne daß du mich kennst; o so verhele mirs nicht!
Sag es mit einem durchdringenden Ach, das meinem Ach gleicher,
Das aus innerster Brust zitternd dem Munde zu flieht.

Durch

Durch die Mitternacht hin klagt mein sanftthränendes Auge,

Daß du, Göttliche, mir immer noch unsichtbar bist!

Durch die Mitternacht hin streckt sich mein zitternder Arm aus,

Und umfasset ein Bild, das vielleicht ähnlich dir ist!

Ach! wo such ich dich doch? Wo werd ich endlich dich finden?

O du, die meine Begier stark und unsterblich verlangt!

Wo ist der Ort, der dich hält? Wo fließt der segnende Himmel?

Welcher dein Aug umwölbt, heiter und lächelnd vorbey?

Dürft ich mein Auge zu dir einst, seliger Himmel, erheben,

Und umarmet die sehn, die du von Jugend auf sahst!

Aber ich kenne dich nicht! Vielleicht gieng die fernere Sonne

Meinen Thränen daselbst niemals nicht unter und auf.

Soll ich dich niemals, o Himmel, erblicken? Führt niemals im Frühling

Meine sanftzitternde Hand Sie durch ein blühendes Thal?

Sinkt sie, von süsser Gewalt der allmächtigen Liebe bezwungen,
Nie, wenn der Abendstern kommt, mir an die bebende Brust?
Ach, wie schlägt mir mein Herz! Wie zittern durch meine Gebeine
Freud und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich, dahin.
Unbesingbare Lust, ein süsser prophetischer Schauer,
Eine Thräne, die mir still von den Wangen entfiel;
Und ein Anblick geliebter mitweinender weiblicher Zähren,
Ein mir lispelnder Hauch, und ein erschütterndes Ach;
Ein mich sehnender Laut, der mir rief, wie ein liebender Schatten
Seiner Entschlafenen ruft; weissagt dich, Göttliche, mir.
O du, die du Sie mir und meiner Liebe gebahrest,
Hältst du Sie, Mutter, umarmt; dreymal gesegnet sey mir!
Dreymal gesegnet sey mir dem gleich empfindendes Herze,
Das der Tochter zuerst weibliche Zärtlichkeit gab!

Aber

Aber laß Sie izt frey! Sie eilt in den Garten, und will da

Keinen Zeugen behorcht, keinem Beobachter seyn.

Eile nicht so! doch mit welchem Namen soll ich dich nennen,

Die du unaussprechlich meinem Verlangen gefällst?

Eile nicht so! damit kein Dorn des vergangenen Winters

Deinen zu flüchtigen Fuß, indem du eilest, verletzt;

Daß kein schädlicher Duft des werdenden Frühlings dich anhaucht;

Daß sich dem blühenden Mund reinere Lüfte nur nahn.

Aber du gehst denkend und langsam, das Auge voll Zähren,

Und jungfräulicher Ernst deckt dein verschönert Gesicht.

Täuschte dich jemand? Und weinst du, weil deiner Gespielinnen eine

Nicht, wie du von ihr geglaubt, redlich und tugendhaft war?

Oder liebst du, wie ich? Erwacht mit unsterblicher Sehnsucht,

Wie sie mein Herz mir empört, in dir die starke Natur?

Was sagt dieser erseufzende Mund? Was sagt mir dieß Auge,

Das mit verlangendem Blick zärtlich gen Himmel hin sieht?

Was entdeckt mir die brünstige Stellung, als wenn du umarmtest,

Als wenn du ans Herz eines Glückseligen sänkst?

Ach du liebest! So wahr die Natur kein erhabenes Herz nicht

Ohne den heiligsten Trieb derer, die ewig sind, schuf!

Göttliche, du liebest! Ach wenn du den doch auch kenntest,

Dessen liebendes Herz unbemerkt zärtlich dir schlägt!

Dessen Seufzer dich ewig verlangen, dich bang vom Geschicke

Fordern; von dem Geschick, das unbeweglich sie hört.

Wehten dir doch sanftrauschende Winde sein brünstig Verlangen,

Seiner Seufzer Getön, seiner Gesänge Laut zu!

Wie die Winde des goldenen Alters vom Ohre des Schäfers

Mit

Mit der Schäferinn Ach hoch zu der Götter Ohr flohn.

Eilet, Winde, mit einem Verlangen zu ihr in die Laube,
Schauert durch den Wald hin, rauscht, und verkündigt mich ihr!
Ich bin redlich! Mir gab die Natur Gefühle zur Tugend;
Aber zur Liebe gab sie noch ein gewaltiges mir;
Zu der Liebe, der schönsten der Tugenden, wie sies den Menschen
In der Jugend der Welt edler und mächtiger gab.
Alles empfind ich von dir, kein halb nur begegnendes Lächeln;
Kein unvollendetes Wort, welches in Seufzer verflog;
Keine stille mich fliehende Thräne, kein leises Verlangen,
Kein Gedanke, der sich mir in der Ferne nur zeigt;
Kein halbstammelnder Blick voll unaussprechlicher Reden,
Wenn er den ewigen Bund süsser Umarmungen schwört;
Ach der Tugenden keine, die du mir sittsam verbirgest,

 Eilet

Eilet unausgeforscht mir und unempfunden vorbey.

Ach, wie will ich dich, Göttliche, lieben! Das sagt uns kein Dichter,

Selbst wir, entzückt im Geschwätz trunkner Beredsamkeit, nicht.

Kaum, daß noch die Unsterbliche selbst, die fühlende Seele,

Ganz die volle Gewalt dieser Empfindungen faßt.



Ode

Ode

an Daphnen.

Wenn ich einst todt bin, wenn mein Gebein wie Staub,
Lange zerstreut ist, wenn du, mein Auge, nun
Ueber das Schicksal meines Lebens
Ausgeweint hast, und gebrochen zufällst,

Und still anbetend nach dem Olympus hin
Nicht mehr hinaufblickst, wenn mein ersungner Ruhm,
Die Frucht von meinen jungen Thränen,
Und von der Liebe zu dir, Messias,

Entweder aus ist, oder von wenigen
In jene Welt hinüber gerettet wird;
Wenn du alsdann, o meine Daphne,
Lang auch schon todt bist, wenn deiner Augen

Stillheitres Lächeln, und ihr beredter Geist
Nun ausgelöscht ist, wenn du, unangemerkt
Dem Pöbel, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,

Werther des Nachruhms, als ein unsterblich Lied,
Als wenn du dann, auch einen Glückseligern,
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir!
Einen Glückseligern, doch nicht Edlern:

Dann wird ein Tag seyn, dann werd ich auferstehn!
Dann wird ein Tag seyn, dann wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest!

Dann wägt, die Wage des Gerichts in der Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich!
Was in der Dinge Lauf itzt misklingt,
Tönt dann in ewigen Harmonien!

Wenn du dann da stehst, jugendlich auferweckt,
Dann eil ich zu dir! warte nicht, bis mich erst
Ein Seraph bey der Rechten fasse,
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

Dann soll dein Bruder, von mir getreu umarmt,
Mit zu dir eilen; dann will ich Thränenvoll,
Voll süsser Thränen jenes Lebens,
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen,

Und dich umarmen! Ach dann, o Ewigkeit!
Bist du ganz unser! Komm, unbesingbare,
Kommt unaussprechlich süsse Freuden,
So unaussprechlich, als itzt mein Schmerz ist!

Fliesst unterdessen, fliesst melancholische
Stunden vorüber! Keine von Thränen leer!
Keine der bangen schwermuthsvollen
Zärtlichkeit leer! Und umwölkt, und dunkel!

Ode

Ode

an den Herrn Ebert.

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine

Tief in die Melancholey!

Ach vergebens redst du, vor dem gewaltiges Kelchglas,

Heitre Gedanken mir zu!

Ich muß weggehn, und weinen! Vielleicht, daß die lindernde Zähre

Meine Betrübniß verweint.

Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend

Weis', als Gesellinnen, zu.

Wäret ihr nicht, und könnten die Menschen ihr Unglück nicht weinen;

Ach wie ertrügen sies da!

Ich

Ich muß weggehn, und weinen! Mein melancholischer Gedanke
Bebt noch gewaltig in mir!
Ebert, wenn sie einst alle dahin sind, wenn unsere Freunde
Alle der Erde Schoos deckt:
Und wir wären, zween Einsame, dann von allen noch übrig!
Ebert, verstummst du nicht hier?
Sieht dein Auge nicht bang, und starr, und seelenlos, um sich?
Ach, so erstarb auch mein Blick!
So erbebt ich, als mich von allen Gedanken der bängste
Donnernd das erstemal traf!
Ja, wie einen reisenden Mann, der, der Gattinn zueilend,
Und dem gutartigen Sohn,
Und der gefälligen Tochter, nach ihrer Umarmung schon hinweint,
Wie du den Donner ergreifst,
Tödtend ihn fassest, und seine Gebeine zu fallendem Staub machst,
Dann triumphirend und hoch

Wie-

Wieder den trüben Olympus durchwandelst: So traffst du, Gedanke,

Meinen erschütterten Geist,

Daß mein Auge sich dunkel verlohr, daß mein bebendes Knie mir

Marklos und ohnmachtsvoll sank.

Um die Mitternachtszeit gieng das Bild vom Grabe der Freunde

Meine Seele vorbey.

Um die Mitternachtszeit sah ich die Ewigkeit vor mir,

Und die unsterbliche Schaar.

Wenn des zärtlichen G*** Auge mir nun nicht mehr lächelt?

Wenn, von der R*** fern,

Unser redlicher C** verwest! Wenn G**, wenn R**

Nicht mehr, wie Sokrates, spricht!

Wenn des edelmüthigen G** harmonisches Leben

Keinen Laut nicht mehr singt!

Wenn vom Grabmal empor der freye gesellige R***

Frankreichs Gesellschafter sucht!

Wnen

Wenn uns D*** verläßt, und dir, empfindende Sch***
Folgt, oder vor dir entflieht!
Wenn der erfindende Sch*** aus einer längern Verbannung
Keinem Freunde mehr schreibt!
Ach wenn in meines geliebtesten Sch*** Umarmung mein Auge
Nicht mehr vor Zärtlichkeit weint!
Wenn sich unser Vater entfernt, wenn Hagedorn todt ist:
Ebert, was sind wir alsdann,
Wir verlassenen Beyde! Laßt uns ein trüberes Schicksal
Länger, als alle sie, hier?
Stirbt denn auch einer von uns, (mich reißt mein banger Gedanke
Jammer nachtrollet fort!)
Stirbt denn auch einer von uns, und bleibt nur einer noch übrig;
Bin ich der einsame denn:
Hat mich alsdenn auch die schon geliebt, die künftig mich liebet,
Ruht auch ihr zartes Gebein;

Bin

Bin ich allein, allein auf der Welt, von allen noch übrig?

Wirst du da, ewiger Geist,

Wirst du, Seele zur Freundschaft erschaffen, die leeren Tage

Sehen, und fühlend noch seyn?

Oder wirst du betäubt für Nächte sie halten, und schlummern,

Und gedankenlos ruhn?

Aber wenn du bisweilen erwachtest dein Elend zu fühlen,

Banger unsterblicher Geist!

Rufe, wenn du erwachst, das Bild vom Grabe der Freunde,

Das nur rufe zurück!

Einsame Gräber der Todten, ihr Gräber meiner Entschlafnen!

Warum liegt ihr zerstreut?

Warum lieget ihr nicht in blühenden Thälern beysammen?

Oder in Hainen vereint?

Sammelt

Sammelt euch, Gräber, um mich; ich will mit bebendem Fuße
Gehn, und auf jegliches Grab
Einen Cypressenbaum pflanzen, die noch nicht schattenden Bäume
Thränend um mich erziehn;
Oft in der Nacht auf biegsamen Wipfeln die himmlische Bildung
Meiner Unsterblichen sehn;
Zitternd mein Haupt gen Himmel erheben, und weinen, und sterben!
Enkel, grabet mich dann
Neben meinen Entschlafenen ein! Dann nimm, o Verwesung,
Meine Thränen und mich!
Finstrer Gedanke, laß ab! laß ab, in die Seele zu donnern!
Wie die Ewigkeit einst!
Furchtbar, wie das Gericht! Laß ab! Die verstummende Seele
Faßt dich, Gedanke, nicht mehr!



Ode
an die selige N***

Du bist der Erden entflohn, die deine göttliche Tugend
Umsonst, o N***', lehrreich bestraft!
Du bist der Erden entflohn, und deine seligen Augen
Schaun Gott, und sehn nach der Erde nicht mehr!

Zwar wenn des Himmels Genuß nicht die Empfindung der Freundschaft,
Nicht die Empfindung der Liebe verlöscht:
So kommst du unsichtbar noch zu deiner dir gleichen Schwester
Zu deinem liebenden Damon zurück.

Du

Du schwebest, seliger Geist, um sie mit tröstenden Flügeln,

Wenn ihre Seele dich edel beweint:

Ihr Herz verkennet dich nicht, fühlt, daß du da bist, und zittert,

Und seine Klage vertreibet dich nicht.

Wenn du, vom Himmel entzückt, auch sterbliche Lieder noch hörest,

So höre dieses dich rufende Lied.

Komm im belehrenden Traum, komm, und erscheine der Phyllis.

Sie sehe dich, und sie werde, wie du!

Ein Lob, das wenige reizt, das Lob der sittsamen Tugend

Rührt schon ihr junges, sich bildendes Herz.

Sie seufze der Sch*** schon nach: Warum, warum hat mein Auge

Nicht diesen Engel nur einmal gesehn?

Zwar ihr erfindsames Herz erschuff sich selber dein Bildniß,
Sie sah in nächtlichen Träumen dich schon,
Doch blaß, und durch die Gewalt verjahrter Krankheit verwandelt,
Wie auf der Baare dein Damon dich sah.

Du aber zeige dich ihr in der unsterblichen Schönheit,
Die dir das Anschaun des Ewigen schafft;
Und lächle himmlisch sie an, mit jenem Lächeln voll Freundschaft,
Mit dem du sonst deine Schwester umfiengst.

Sag ihr, mit Blicken, die sie zu grosen Entschlüssen begeistern:
Was in dir klopft, ist der Tugend Gefühl!
Dem folg; umsonst ist dir nicht so viel Empfindung gegeben;
Bleib ewig dieser Empfindung getreu!

Doch,

Doch, Freundin, weißt du es auch, was du vor Wege dir wählest?

Ach, es sind Wege, die keiner sich wählt!

Nur selten findet dein Fuß Gefährten, seltner noch Führer;

Und wer nicht nachfolgt, der haßt dich, und schmäht.

Doch ja, du weißt es, und eilst doch der Verachtung entgegen.

Sey sicher; solche Verachtung ist Ruhm.

Und das untrügliche Lob nur eines billigen Herzens

Ist gröser, als die Bewunderung der Welt.

Wer hat die G** inn deyn, und wer die Sch**inn gepriesen?

Wer meine Schwester? Man kennet sie nicht.

Du aber, Phyllis, kennst sie; du liebst sie; und daß du sie liebest,

Ist ihnen mehr, als der Zuruf des Volks!

Wie Schwestern werden sie dich, ich werde selbst dich so lieben!

Der ganze Himmel hat Freunde für dich!

Verachte keinen; du bist dazu zu bescheiden geschaffen;

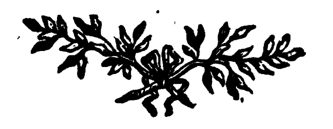
Doch den verachte, der Tugend nicht kennt.

Nur wache stets für dein Herz. Wie zärtlich wird es einst lieben!

Und wer verdient dein empfindendes Herz?

Nur der, nur der, welcher dich mit solcher Zärtlichkeit liebet,

Als mich mein Damon, der noch mich beweint!



Der Adler

eine

Ode.

Als ich unter den Menschen noch war, da war ich ein Jüngling,

Weiblich und zart vom Gefühl,

Ganz zur Empfindung der Liebe geschaffen. So zärtlich und fühlend

War kein Sterblicher mehr.

Also sah ich ein göttliches Mädchen; so zärtlich und fühlend

War keine Sterbliche mehr.

Aber ein unerbittliches Schicksal, ein eisernes Schicksal

Gab mir ein hartes Gesetz,

Ewig zu schweigen, und einsam zu weinen. So zärtlich und elend

War kein Sterblicher mehr.

Einst sah ich sie im Haine, da gieng ich seitwärts, und weinte
Seitwärts ins Einsame hin,
Tief in den dunkelsten Hain, der den bängsten Schmerzen geweiht war,
Und dem erbebenden Geist.
Ach vergebens erschaffne! wenn jene, die die Natur dir
Gleich schuf, ewig dich flieht;
Ach vergebens, unsterbliche Seele! wenn ewig einsam
Dir die Unsterblichkeit ist.
Wenn du, da du die Seelen erschufst, zwo Seelen von vielen,
Mütterliche Natur,
Zärtlicher und sich ähnlich erschufst, und gleichwol sie trenntest,
Sage, was dachtest du da,
Mütterliche Natur? Sonst immer weise, mir aber
Hier nicht weise genug,
Hier nicht zärtlich genug! Nicht mehr die liebende Mutter,
Die du immer sonst warst.

Ach

Ach, wenn dich noch Thränen erweichten! und wenn ein vor Wehmuth
Bang erbebendes Herz,
Dich und dein eisernes Schicksal, und seine Donner versöhnte,
Wenn du Mutter noch wärst!
Wenn, wie vormals, dein Ohr, zur Zeit des goldenen Alters,
Stammelnde Seufzer vernähm!
Aber du bleibst unerbittlich und ernst! So sey es denn ewig!
Seys! Nicht mehr Mutter, Natur!
Warum hast du mich nicht, wie diesen Hain hier, erschaffen,
Ruhig und ohne Gefühl?
Warum nicht, wie den Sänger des Hains? Er fühlt sich vielleicht nicht,
Oder ist es Gefühl,
Was er tönet, sinds zärtliche Klagen, die seufzend sein Mund singt?
Ach, so wird er gehört!

Ach, so lieben ihn Sängerinnen! So donnert kein Schicksal,

Sie zu trennen, daher!

Ach, so fühlt er kein menschliches Elend! Auf, laß mich, wie er, seyn!

Nicht mehr Mutter, Natur!

Schaffe zur Nachtigall mich! Doch laß mir die menschliche Seele,

Diese Seele nicht mehr!

Also sagt ich, und wurde verwandelt, doch blieb mir die Seele,

Und mein zu fühlendes Herz;

Und nicht glücklicher klag ich noch einsam, und weine die Nacht durch,

Und den mir nächtlichen Tag.

Wenn der Morgen daher thaut, wenn glücklichern Vögeln und Menschen

Du, o Abendstern, winkst,

Geht, die ich lieb, im Haine daher; dann sing ich ihr Klagen,

Aber sie höret mich nicht.

O, so höre mich, Jupiter, dann, du des hohen Olympus
Donnerer, höre du mich!
Schaffe zum Adler mich um, laß deinen Donner mich tragen,
Daß sein kriegrischer Schall
Hart und fühllos mich mache, daß in den hohen Gewittern
Zärtlich mein Herz nicht mehr bebt,
Daß ich die ehernen donnernden Wagen des Zevs nur erblicke,
Aber kein blühend Gesicht,
Und kein lächelndes Auge, das seelenvoll redt, und die Sprache
Der Unsterblichen spricht.

* * *

Also sang er, und wurde zum Adler, und an dem Olympus
Zog sich ein Wetter herauf.

Ode
an
Herrn * * *

Freund, kaum schlägt noch mein Herz, kaum klagt es noch seufzend zum Himmel,
Der alle Freude mir neidisch entreißt;
Da nun alles dahin ist, die Liebe, die Küsse der Mädchen,
Die meine Seele sich schmeichelnd entwarf;

Da kein Mädchen mich liebt, kein Blick, auf mich zärtlich geheftet,
Und keine schmachtende Mine mir winkt;
Da kein fühlendes Herz voll Unruh mir entgegen gezittert;
Kein Herz, wo Scham und Empfindung gekämpft.

Da

Da kein Mädchen mich liebt, da meine wehmüthige Jugend

Mir müssig und ungenossen entfloh,

Da mein Herz, das sich haßt, das nur noch Seufzer ernährten,

Zu früh verschmachtet, zu zeitig verwelkt.

Nun ist es aus, auch die Hoffnung, die, wie in gränzlosen Nächten

Ein morgenröthlicher Glanz, mir erschien,

Und in der Ferne das Bild des heitersten Mädchens mir zeigte,

Das auf mich zusprang, mich küßt, und entfloh.

Ach schon glücklich genug, (wenn sie nur länger geblieben,)

Fühlt ichs, und willig betrog sich mein Herz.

Doch sie verschwand, und mein Schmerz, von diesem Schattengefühle

Nur mehr geschärft, kehrt noch stärker zurück.

Doch dich klag ich nicht an, ob gleich mein jugendlich Leben

Dem bängsten Kummer ein Schlachtopfer wird;

Ach du hättest gewiß, wenn du meine Zärtlichkeit kenntest,

Du mir zu schönes Geschlecht, mich geliebt!

Gehst du gleich, da ich sterb, ungerührt und heiter vorüber,

Schön, wie die Freude, wie Göttinnen, schön,

Segn ich dich doch, und bin dir die lezten Entzückungen schuldig,

Womit mein Herz dich noch fühlet — und stirbt.

Aber du, Freund, nimm meine Leyer, und wenn ich erblaßt bin,

So geh, und hänge sie über mein Grab!

Kommt dann auch oft, du und Doris, bey meiner Asche zu weinen,

Und sagt: daß der zärtlichste Jüngling hier starb.



Ode
an Fanny.

Diesen frölichen Lenz ward ich, und sang zuerst,
Diesen frölichen Lenz lehrt Aedone mich,
Meine Mutter, und sagte:
Sing, Aedon, den Frühling durch!

Horcht der Wald dir allein, deine Gespielinnen
Sitzen horchend die nur deinem Gesange da;
Alsdann sing, o Aedon,
Nachtigallen Gesänge nur!

Aber tritt er daher, welcher erhabner ist,
Als der himmlische Hain, kommt er, der Erde Gott:
Alsdann sing, o Aedon,
Seelenvoller und göttlicher!

Denn

Denn sie hören dir zu, die doch unsterblich sind!
Ihren göttlichsten Trieb lockt dein Gesang hervor!
Alsdann singst du, Aedon,
Den Unsterblichen Liebe zu!

Ich entflog ihr, und sang, und der bewegte Hain,
Und die Hügel umher hörten mein junges Lied,
Und des Baches Gespräche
Sprach gelinder am Ufer hin.

Doch der Hügel, und Bach, und der bewegte Hain,
War der Erde Gott nicht! Hörerlos sang ich schwach!
Denn ich sang dich, o Liebe,
Rein Göttern und Göttinnen!

Doch vom Abend herauf unter des Schattens Nacht
Kam ein göttliches Bild, lebender als der Hain,
Schöner als die Gefilde,
Eine von den Unsterblichen!

Wie

Wie war ihr Anblick mir neu! Was ihr vom Auge blickt
Ach was war das? Wars das, so sie zur Göttinn macht?
Sprách die Stimme den Blick aus:
O so würde sie süsser seyn,

Als mein zärtlichster Laut, als mein gesungenster
Und gefühlvollster Ton, wenn mich die junge Lust
Von den Wipfeln der Wälder
In die Höhn des Olymps entzückt.

Aug! ach, Auge, dein Blick bleibt unvergeßlich mir!
Und wie leg ich dir doch würdige Namen bey?
Wirst du Seele genennet?
Bist dus, das die Unsterblichen

Zu Unsterblichen macht? Auge, wem gleich ich dich?
Bist du ein blauer Olymp, an dem der Abendstern
Silberfarbig heraufsteigt?
Oder gleichest du jenem Bach,

Der dem Quell kaum entfloß, in dem der Rosenstrauch
Seine Knospen besieht, in dem ich selber oft,
Niederhangend vom Zweige,
Meine dichtrische Stellung sah?

Und was spricht itzt ihr Blick? Hörst du mir, Göttin, zu?
Hörst du der Nachtigall zu? Sang ich von Liebe dir?
Und was fließet gelinder
Hoch vom schmachtenden Auge her?

Ist das Liebe, was dir zärtlich vom Auge rinnt?
Deinen göttlichsten Trieb lockt den mein Lied hervor?
Welche sanfte Bewegung
Hebt dir deine beseelte Brust?

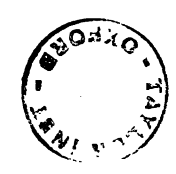
Sprich, wie heisset der Trieb, welcher dein Herz bewegt?
Heißt er bestes Geschenk von den Olympiern?
Heißt er göttliche Tugend?
Oder Glück des Elysium?

O gesegnet sey mir, zwölfter May, schönster Tag,
Da ich die Göttliche sah! Aber gesegneter
Seyst du unter den Tagen,
Wenn ich in den Umarmungen

Eines Jünglings sie seh! der die Beredtsamkeit
Dieser Augen empfindt, und euch, ihr Frühlinge;
Dieser lächelnden Mienen,
Und den Geist, der dieß alles schuf.

Wars nicht, Fanny, der Tag, wars nicht der zwölfte May?
Der in den Hain hin dich rief, wars nicht der zwölfte May?
Der mir, weil ich allein war,
Oed und traurig vorüber floß!





Ode

auf die
G. und H. Verbindung.

Unberufen zum Scherz, welcher im Liede lacht,
Nicht gewöhnet zu sehn tanzende Grazien,
Wollt ich Lieder, wie Schmidt singt,
Lieder singen, wie Hagedorn.

Schon griff, zärtliche Braut, meine verlohrne Hand
Nach Anakreons Spiel, schon lief ein Silberton
Durch die Leyer herunter,
Vom hinfliegenden blonden Haar;

Von dem Kuß, den man raubt, und ihn nur flüchtig fühlt,
Von der süsseren Lust eines gegebenen;
Von dem frohen Gelispel
Unter Freunden und Freundinnen,

Wenn

Wenn die schnellre Musik in die Versammlung sich
Ungestümer ergießt, wenn der Tanz Flügel hat,
Und das wildere Mädchen
Feuervoller vorüber rauscht;

Von der bebenden Brust, welche sich sanft empört,
Nicht gesehen seyn will, und doch gesehen wird;
Und von allem, was sonst noch
Durch die Lieder zur Freude lockt.

Aber mit Blicken voll Ernst winket Urania,
Meine Muse, mir zu, gleich der unsterblichen
Brittisch denkenden Singer,
Oder, göttliche Fanny, dir!

Singe, sprach sie zu mir, was die Natur dich lehrt!
Scherz und Lieder hat dich nicht die Natur gelehrt!
Aber Freundschaft und Tugend
Sollten deine Gesänge seyn!

Also sprach sie, und flog nach dem Olympus zu.
Aber darf auch ihr Ernst, bey dem Geräusch der Lust,
Bey den blühenden Mienen,
Leis und furchtsam vorüber gehn?

Ja du hörest mich, Braut, und dein gesezter Geist
Mischt zur Freude den Ernst, und fühlt die Freude mehr!
Du verkennest das Lächeln
In dem Antlitz der Tugend nicht!

Wenn die Lippe nicht mehr, nicht mehr die Wange blüht,
Wenn der sterbende Blick sich in die Nacht verliert,
Wenn wir unsrer Verlangen
Thorheit weis und verachtend sehn;

Wenn, wo sonst uns der Lenz auch zu den Blumen rief,
Wenn, bey unserem Grab, Enkel und Enkelinn
Uns vergessend sich lieben:
Dann ist, Freundinn, die Tugend noch!

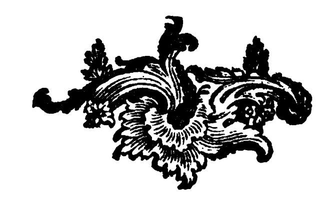
Jene

Jene Tugend, die du kennst und bescheiden übst,

Die den, welchen du liebst, neben dir glücklich macht,

Die dem Auge der Eltern

Heimlich Thränen der Freud entlockt.



Voll Verzweiflung und wild folgte mein Blick dir nach,
Bis das ferne Gewölk hinter dir nieder floß.
O! da stand ich, und bebte,
Stumm und fühllos, gleich Sterbenden.

Im Getümmel des Kampfs, der mir das Herz zerriß,
Sank ich matt und betäubt und wie im Taumel hin.
Schmerz! du währst noch, in lange
Finstre Traurigkeit aufgelöst!

Dort im schattichten Hayn, wo die Zufriedenheit
Uns sonst lächelnd empfieng, hab ich dich oft gesucht.
Doch die Spuren im Grase,
Wo wir schlummerten, fand ich nur.

Dort am Bach, der vor uns süß, wie ein tejisch Lied,
Im harmonischen Ton lispelnd, vorüber schlich,
Girrt ich oftmals, und klagte,
Und er murmelte trauriger.

Jene

Jene Buchen, die oft, wenn du ein Lied begannst,
Ihr ehrwürdiges Haupt zu dir herabgeneigt,
Fragt ich; wenn ich sie fragte,
Seufzt ich ihnen die Dryas laut.

Wenn der Abendstern kam, wenn sich die Rose nun,
Vom liebkosenden West nicht mehr geschmeichelt, schloß:
Da entrann ich dem Hayne,
Und schlich einsam die Fluren durch.

Nicht voll Freude wie erst, nicht wie ich sonst umringt
Vom sanfttönenden Laut lesbischer Lieder kam,
Dem mit goldgelben Haaren
Patareischen Phöbus gleich;

Damals floß noch mein Lied voll von Beredsamkeit,
Die der Mädchen Herz rührt. Oft hat Cythere selbst,
Die vom Hayne herabstieg,
Mit den Grazien mich behorcht.

Voll jungfräulicher Schaam, die auf den Wangen saß,
Wie mein Mädchen voll Reitz, tanzten sie rings um mich;
Da entwölkte der Mond sich
Und hieng aufmerksam über uns.

Nein, die Stunden sind hin, jezt haucht der Abend mir
Keine Freude mehr ein, seit mir von seinem Reitz,
Der mich vormals entzückte,
Nur die Einsamkeit übrig blieb.

Freund, wie flüchtig und schnell schlupfte die güldne Zeit
Meiner Jugend vorbey? da, als ich dich besaß,
Und mit Rosen umkränzet
Deinen Armen entgegen kam!

Stunden, eilet zurück! Laßt mich ihn wieder sehn!
O! dann soll ihn mein Arm fassen, und rings um mich
Soll ein ewiger Frühling
Auf den frölichen Fluren blühn!



Eine

Eine Choriambische Ode.

Komm, erwarteter Tag, welcher mir Zärtlichkeit,
Freyheit, Freundschaft, und Glück ewig zum Festtag macht!
Tag, kein Schicksal entzieht suchenden Augen dich
In verhelenden Wolken mehr.

O wie oft hat mein Geist, Tage der Zukunft, euch
Alle traurig durchzählt! O wie oft unter euch
Nach dem Tage geforscht! Ach, ich fand unter euch
Den verweilenden Tag noch nicht!

Doch itzt seh ich ihn schon, wie er von ferne kommt.
Stunden, die ihr ihn bringt, Stunden, beflügelt euch!
Eilt, und bringt mir den Tag, welcher der Freude mich,
Neugebohren, entgegen führt!

Und

Und du, glücklicher Tag, gehe mir heiter auf,
Festlich heiter, wie der, der meinen G** mir,
Festlich heiter, wie der, welcher der Schwester mich
In die wartenden Arme warf.

Fröhlich will ich entfliehn, wie eine Nachtigall
Ihrem Keffigt entfliegt, wo sie nur Klagen sang.
O, wie reißet sie sich, muthig und ungestüm,
Aus den sklavischen Gegenden!

O, wie stürzt sie so schnell sich durch die Lüfte hin!
Was erfindet ihr Geist, welcher sich wieder fühlt,
Schon für Lieder! Wie neu stimmet die Freyheit schon
Ihren muthigen Waldgesang!

Also will ich entfliehn. Nicht in der Dunkelheit!
Freunde, die mir mein Glück hier in der Barbarey
Spät, doch freundschaftlich gab, führet der Freyheit mich
Fröhlich, und im Triumphe zu.

Keiner

Keiner klage mir nach, keiner beweine sich.
Liebt einander getreu, wie mich mein Damon liebt.
Es erwarten auch euch schon die Umarmungen
Meiner Freunde mit Ungeduld.

Und du, welche mein Herz zärtlich, viel zärtlicher,
Als ein anderer je, Chloe, dich lieben kan,
Und unglücklicher liebt! Hasse mich, Chloe, nicht,
Wenn mein Herz dir zu fröhlich scheint.

Zwar ich fliehe dich itzt; aber aus Tausenden
Wählt ich dich mir allein, liebtest du, Chloe, mich.
Ach, ich hab es gehofft! Aber du hast mich wohl,
Liebenswürdige, nie geliebt.

Dennoch flöh ich wohl nicht, liebt ich dich weniger.
Meine Zärtlichkeit selbst reißet mich von dir weg,
Daß dich auch nicht ein Blick, nicht ein entfliehender,
Unbescheidener Seufzer kränkt!

Wenn

Wenn die Stunde nun kommt, welche mich von dir trennt:
(Ach! auf ewig trennt sie, Göttliche, mich von dir!)
So verhehl es mir nicht, wenn mich dein menschliches,
Dein grosmüthiges Herz beklagt.

Nur ein einziger Blick winke mir Tröstung zu!
Nur ein einziger Blick! daß meine Seele nicht
Neue Träume sich schafft, die sie betrogen liebt,
Neue, tödtende Hoffnungen!



Elegie.

Der du zum Tiefsinn und Ernst erhabner Gesänge gewöhnt bist,

Und die einsame Bahn alter Unsterblichen gehst,

Sing itzt, mein Geist, ein tibullisches Lied: Dich ladet die Liebe

Deines Freundes, zum Scherz und zu Empfindungen ein,

Die die Seele des Jünglings mit mächtigern Freuden erfüllen,

Als er in den Armen seiner Gespielen genoß;

Die das Herze des Mädchens mit süßrer Wollust durchwallen,

Als sie in dem Umgang ihrer Gespielinnen fand.

Töne, mein Lied, wie liebende, sanft mit gelinderer Stimme,

Sey der blühenden Braut jungen Entzückungen gleich.

Sey wie der Thau des erwachenden Tags, der vom Rosengebüsche

In das lockichte Haar einer Verliebten zerfließt,

Wenn sie schon wach, und freudig, und wild, die schönste der Rosen

Ihren noch schlummernden Freund zärtlich zu wecken, sich sucht.

Oder wie Byblis sanfttönender Quell, der nun nicht mehr weinte,

Und durchleuchtig und hell Ufer voll Myrten durchfloß;

Denn dich höret mein Schmidt, und horcht von der Höhe der Ode

Lächelnd in Tibullens blumichte Thäler hinab.

Auch die hört dich vielleicht, die mehr als scherzende Lieder,

Die im prophetischen Klang tönende Lieder empfindt.

Aber Du, glücklicher Freund, mit deiner jungen Geliebten,

Höret mich an diesem festlichen Abend nur nicht!

Ihr fühlt mehr, als Lieder Euch lehren, und laßt es dem Dichter,

Daß er von Küssen entfernt, anderer Küsse besingt.

Freund,

Freund, ein einziger Blick, von einer Seele begeistert,
Die von der süßen Gewalt ihrer Empfindungen bebt;
Und ein Seufzer, mit vollem Verlangen, mit voller Entzückung,
Ausgedrückt, auf einen zitternden blühenden Mund,
Ein beseelender Kuß, ist mehr, als hundert Gesänge
Mit ihrer ganzen langen Unsterblichkeit werth.
Wer sein Leben durch liebt, nicht der, der in brauchbarern Stunden,
Was er sich selber entzieht, Enkeln genießbarer macht,
Ist ein glücklicher Mann: Sey du es, und liebe, bis einst dich
Ein ungefürchteter Tod sanften Umarmungen raubt.
Segne den Stunden itzt nach, (die Stunden sind schon entflohen;
Merk es, und lerne die Flucht unsrer hineilenden Zeit!)
Segne den Stunden itzt nach, da du sie zum erstenmal sahest,
Da sie sanft erröthend sich und ihr Leben Dir gab.

Segne den Stunden itzt zu, (die Stunden werden auch fliehen,
Nimm sie, und lerne die Flucht unsrer hineilenden Zeit!)
Segne den Stunden itzt zu, die dich noch glücklicher machen,
Jetzo, da sie ganz sich deiner Umarmung vertraut.
Da sie mit nicht mehr bebendem Blick dich zärtlicher ansieht,
Wieder dich ansieht, und frey, und viel gelehriger küßt.
O wie glücklich seyd ihr! Mich deucht, als säh ich euch kommen,
Wie ihr im freudigen Tanz vor der Versammlung erscheint.
Sie flieht jugendlich leicht, mit schlüpfendem Fusse, vorüber,
Und sieht, glücklicher Freund, in der Versammlung nur dich.
Dir nur sagt sie etwas, wenn sie bald lächelnd sich umkehrt,
Bald mit offenem Arm deiner Umarmung zufliehet.

Jetzo

Jetzo leicht dir entflieht, itzt mit jungfräulichem Stolze,
Zwar von Zärtlichkeit voll, wie im Triumphe doch geht.
So gieng Aurora daher, als sie von thauenden Bergen
Menschlicher ins Thal hin, zu ihrem Cephalus kam.
Zwar ein himmlischer Glanz floß um die Schultern der Göttinn,
Und das Gebirg erklang unterm unsterblichen Fuß:
Doch da sie näher ihm kam, ließ sie die Gottheit im Haine,
Warf mit Rosen nach ihm, küßt ihn, und lockte sein Haar.
So geht De-ahna daher: Nun bleibt sie voll heimlicher Wollust,
Daß sie dein Herze besizt, und vor Entzückungen, stehn.
Also bleibt ein besungenes Mädchen, (ein göttlicher Dichter
Brachte sie der Nachwelt und den unsterblichen zu,)
Darum bleibt sie auf einmal entzückt, tiefsinnig, und lächelnd,
Unter der Versammlung ihrer Gespielinnen stehn;

Auf die Unsterblichkeit stolz, wenn ihre Schönheit dahin ist,
Hat sie doch den Nachruhm, ihre Gespielinnen nichts.
Freund, du sahest sie stehn, und flohst mit sehnlichen Blicken,
Ihrem vor Entzückung thränenden Angesicht zu.
Aber das sahst du wohl nicht, daß itzt ihr lockichtes Haupthaar
Unvermerkt ihr Silphe leicht und geschäftig umflog.
Mit sanfttönendem Laut des morgenröthlichen Fittigs
Flog er um ihr Haupthaar, und schnell verwandelt er sich.
Nahm die weiße Gestalt der anakreontischen Taube,
Ihren geschwätzigen Ton, ihre Geselligkeit, an;
Und wie vom geistigen Wein des weisen Anakreon trunken,
Und wie im lyrischen Ton lächelnder Lieder gelehrt,
Fieng er poetisch so an, (ich habe sein Girren vernommen!)
Rauschte mit den Flügeln, lächelt, und weissagte so:

Euch

Euch wird, unterm Geräusch oft wiedergegebener Küsse,

Eure genossene Zeit sanft und zufrieden entfliehn!

Wenigen Menschen ertheilt, von wenigern sorgsam genossen,

Fliessen aus dem goldnen Alter die Stunden euch zu.

Mit den Stunden vereint, eilt eure gesellige Freude,

Unbereut nach dem Genuß, heiter und lächelnd vorbey.

Dreymal gesegnet seyd mir! Was alle Thoren verkennen,

Was zum Reichthum verdammt, Narren unwissend verschmähn,

Tugend, und die Weisheit, das Leben würdig zu brauchen,

Und den Tod nicht zu scheun, hat euch das Schicksal verliehn.



Ode

an

Herrn Bodmer.

Der die Schickungen lenkt, läßt oft den frömmsten
Wunsch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild,
Unvollendet, und webt da Labyrinthe hin,
Wo ein Sterblicher gehen will.
In der Ferne sieht GOtt, auf der Unendlichkeit
Uns unsichtbaren Schauplatz hin.
Herzen finden sich nicht, die für einander doch,
Und zur Liebe geschaffen sind.
Jetzo trennet die Nacht fernerer Himmel sie;
Jetzo lange Jahrhunderte!
Niemals sah dich mein Blick, göttlicher Addison;
Niemals lehrte dein Mund mich selbst;

Niemals

Niemals lächelte mir Rowe, Britanniens

Unschuldsvolle Bewohnerin.

Auch dich werd ich nicht sehn, der du in ferner Zeit,

Wenn ich lange gestorben bin,

Für mein Herze gemacht, und mir der ähnlichste,

Nach mir einmal auch seufzen wirst.

Auch dich werd ich nicht sehn, wie du dein Leben lebst;

Werd ich einst nicht dein Genius.

Also ordnet es GOtt, welcher ins Feuer sieht,

Tiefer hinan ins unendliche!

Oft erfüllet er auch, was das erzitternde

Volle Herz kaum zu wünschen wagt.

Wie von Träumen erwacht sehn wir dann unser Glück,

Sehns mit Augen, und glaubens kaum.

Dieses Glücke ward mir, als ich das erstemal

Bodmers Armen entgegen kam.

Ode

an

Herrn Cl.

Seit ich, mein Freund, mir wieder gegeben bin;
Lach ich des Crösus. Froher, als Könige,
Beneid ich nicht der Erde Götter,
Wenn ich in Ruh mit Aristen scherze,

Und seines Glückes täglicher Zeuge bin;
Wenn ihm Charlotte freundlich die Wangen klopft,
Und ihre Küß auf seinem Munde
Freuden erschaffen, die Lieder werden.

Die sanften Lieder singen die Grazien
Bey Nacht den stillen horchenden Haynen vor;
Dann tanzen. (Freund, ich habs gesehen,)
Junge Dryaden nach ihren Tönen;

Und meine Seele hallet Empfindungen
Der Freundschaft wieder, jauchzet, und segnet sich.
Nein, Freund, ich tauschte nicht Minuten
Gegen der Könige ganzes Leben.



Ab-

Abschieds-Ode;

an

Giseke.

Geh! Ich reisse mich los, obgleich der männlichen Tugend
Thränen zu weiblich nicht sind.

Geh! Ich weine nicht, Freund; Ich müßte mein Leben durchweinen,
Weint ich dir, Giseke, nach.

Denn so werden sie alle dahingehn, ein jeder den andern
Einsam verlassen, und fliehn.

So zertrennet der Tod zween göttliche Gatten; der Mann kam
Weinend im Ocean um;

Sie am öden Gestade, wo von dem gebeinvollen Meersand
Sturmwind ihr Grabmaal erhöhn.

So

So liegt Miltons Gebein, entfernt vom Gebein des Homerus,
Und kein Cypressenbaum rauscht
Von dem Grabe des einen zum Grabe des andern hinüber,
Noch ein beweinender Laut.
Also schrieb unser aller Verhängniß auf eiserne Tafeln
Der im Olympus, und schwieg.
Was der in dem Olympus geschrieben, verehr ich im Staube;
Weine gen Himmel nicht auf.
Geh, mein zärtlichster Freund, dir segnen deine Getreuen
Auch vielleicht thränenfrey nach;
Wenn die Seele nicht Zähren, den freundschaftslosen unweinbar,
Bang und erbebend vergießt.
Eile zu Hagedorn hin, und wenn du genug ihn umarmt hast,
Wenn euch die erste Begier,

Euch

Euch zu sehen, gestillt ist, wenn alle Thränen der Freude,

Redlich verweint sind, und fliehn;

Giseke, sag ihm alsdann nach drey genossenen Tagen:

Daß ich ihn liebe, wie du!



An

An
eine Freundin.

Der, o Freundinn, der dich fühlbarer bildete,
Als die Seelen, die ihm, welcher sie werden hieß,
Als sie waren entflohn, und zu den Lastern sich
Gleich hinunter erniedrigten;

Sage, gab dir wohl der so viel Empfindlichkeit,
Ein so seltenes Geschenk, daß du nicht lieben sollst?
Oder schuf er dein Herz, zärtlich und liebenswerth,
Einem glücklichen Liebenden?

Liebe, Freundinn, nur den, welcher dich wieder liebt.
Deinetwegen ist er zärtlich und liebenswerth!
Seinetwegen bist du zärtlich und liebenswerth!
Für einander von GOtt bestimmt!

Für

Für einander bestimmt! Wenn gleich der weise GOtt
Durch sein Schicksal euch noch beide zu trennen scheint;
Nicht aus menschlichem Neid, oder aus Eigensinn.
Also trennen nur Menschen euch!

Opfre, Freundinn, nur erst alle die sittsamen
Sanften Thränen dem auf, welcher dich weinen sieht.
Er misbilligt sie nicht. Aber er weiß auch schon,
Wie viel Zähren du weinen sollst.

Bleibe standhaft ihm treu; murre nicht wider ihn.
Er belohnt dir gewiß jegliche trübe Nacht,
Jeden traurigen Tag, wenn er gleich dunkler ist,
Als die schröcklichste Mitternacht.

Mit gewaltiger Hand nimmt er dem Himmel bald
Seine Sonne hinweg, bringt er dem Himmel bald
Seine Sonne zurück, welche dann fröhlicher
Auf die Wesen herunterlacht.

Also

Also nimmt er auch itzt deinem bestürzten Geist
Seine Freuden hinweg. Aber auf ewig nicht!
Wenn du lange geweint, heitert er deinen Blick
Doch in dankbares Lächeln auf.



Ode

auf

Cramers Eheverbindung.

Verwaiste Leyer, welche die Traurigkeit,
Seit keines Freundes Umgang dich stimmen half,
Der Hand entschlug! Die du vergessen
An dem Cypressenast müßig dahiengst!

Da mich die Freude wieder besuchet hat,
Der ich sonst nachrief, (Ach, sie, als wenn sie mich,
Mich, ihren alten Freund, nicht kennte,
Hörte mein Flehn nicht und floh vorüber!)

Da mich die Freude selbst wieder zu sich ruft,
Und meinem Cramer lächelnd entgegenführt,
Nehm ich dich wieder; festlich prangst du
Mit der hochzeitlichen Myrth umschlungen!

Du schallest Töne hoher Begeisterung;
Nichts, als Entzücken, jauchzet der Wiederhall.
Mein Cramer liebt, er liebet glücklich;
Seine Charlott ist gerührt, und liebet.

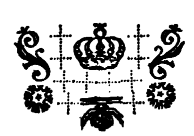
Sie bückt sich auf dich. Freundlichkeit träufelt izt
Von ihrem Lächeln über dein Angesicht,
Freund, fühl, und ungenüzt entflieh dir
Keine Minute von deinem Leben.

Ihr niedern Sklaven roher Empfindungen!
Entweich o Pöbel! Fliehe! Wir hassen dich.
Mein Cramer donnre diesen Pöbel,
Donnre die Schande der Liebe nieder.

Wie paradiesisch bildet die Unschuld nicht
Dein Herz zur Liebe. Sehnende Sittsamkeit
Führt deine Braut zu dir, wie Eva
Schüchtern zum wartenden Adam eilte.

Mein Herz, wie mächtig drängt sich der Ueberfluß
Der Freuden in dich! Augen, was blendet euch!
Der Himmel theilt sich; o wer läßt sich
Mit den gebreiteten Flügeln auf uns!

Welch Antlitz! Ist es eine der seligen
Verklärten Seelen? Ist es die Sittsamkeit,
In meuschliche Gestalt gekleidet?
Cramer, sie segnet dich, und verschwindet.



Ode
von der
Fahrt auf der Zürcher See.

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluhren verstreut; schöner ein froh Gesichte,
Das den grosen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von der schimmernden See weinvollen Ufer her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm im röthenden Strale,
Auf den Flügeln der Abendluft;

Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter seyn,
Süsse Freude, wie du! gleich dem aufwallenden
Vollen Jauchzen des Jünglings!
Sanft, der fühlenden Sch- - inn gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freye Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbey geflohn;

Jezt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh;
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender;
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterinn.

Hallers Doris sang uns selber des Liedes Werth
Hirzels Daphne, den Kleist zärtlich, wie Gleinen, liebt;
Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden wie Hagedorn.

Jezt empfing uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt:
Da, da kamst du, o Freude!
Ganz in vollem Maaß über uns.

Göttinn

Göttinn Freude! du selbst! dich, dich empfanden wir!
Ja du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielinn,
Die sich über uns ganz ergoß!

Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeisterung Hauch,
Wenn die Flur dir gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Seufzer,
Und ins Herze der Mädchen gießt.

Durch dich wird das Gefühl jauchzender, durch dich steigt
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Durch dich reden die Lippen
Der verstummenden Liebe laut!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Wenn er sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher,
Von der thauenden Ros umkränzt;

Ode

als er den Messias zu singen unternahm.

Euch Stunden grüß' ich, die mir der Abendstern
Ueber mein Haupt hin still, zur Erfindung, führt!
O geht nicht, ohne mich zu segnen,
Nicht ohne Götter Gedanken weiter!

Im Thor des Himmels sprach ein Unsterblicher:
„Eilt, heilige Stunden, die ihr die Unterwelt
„Aus diesen goldenen Pforten Gottes
„Selten besucht, eilt zu jenem Menschen,

„Der den Messias seinem Geschlechte singt!
„Deckt ihn mit dieser schattigten kühlen Nacht
„Eures Gefieders, daß er einsam
„Unter den Schatten des Ewigen dichte!

„Euer

„Euer Werk, Stunden, werden Jahrhunderte,
„Dies weissagt Salem, ganze Jahrhunderte
„Werden es hören, den Messias
„Ernsthaft betrachten, und heilig leben.

Er sprachs. Ein Nachklang von dem Unsterblichen
Fuhr mir gewaltig durch mein Gebein dahin;
Ich stand, wie wann in Donnerwettern
Ueber mir GOtt geht, erstaunt und freudig.

Daß diesem Ort kein schwazzender Prediger,
Kein wandelloser Christ, der Propheten selbst
Nicht fühlet, nah sey! Seyd mir alle
Unsichtbar, Bürger des Staubs, Gedanken,

Die jezt gekrönte, die ungekrönte Narren
Rings um denken, die dich, du Heilige,
Dich edle, dich du Menschen Freundinn,
Göttliche Tugend, die dich entweihn!

Deckt heilige Stunden, decket mit eurer Nacht
Den stillen Eingang, daß sich kein Sterblicher
Annähre; winkt selbst meiner Freude
Stets gern gehorchten geliebten Fuß weg!

Ausser wann Schmied will aus den Versammlungen
Der Musen Tabors zu mir herübergehn,
Doch, daß du mir, vom Weltgerichte,
Oder von deiner erhabenen Schwester

Dich unterredest! Ihr Oberrichter-Amt
Ist liebenswürdig. Was ihr empfindend Herz
In unsern Liedern nicht empfindet,
Sey nicht mehr! was sie empfindt, sey ewig,

Darüber sollen künftige Christinnen
Weichherzig weinen, darauf sollen Seraphin,
Die unter Enkeln wandeln,
Ernst und Gedanken voll niederblicken!



Ode

Ode
an
Herrn S**.

Noch flieht mein Auge den Schlaf, und seine heiligen Träume,
Die Träume, die er für Dichter nur schafft.
Gebürg und Thäler sind still, und liegen im nächtlichen Thaue,
Der in die schlummernden Blumen sich schleicht.

Freund, alles schlummert, wo nicht der Weingott oder die Liebe
In einigen muthigen Jünglingen wacht,
Die sich umarmen, und dann sich grösser und fürstlicher dünken,
Als die schon schlafenden Könige sind.

Da

Da denk ich, zärtlicher Freund, in geliebter trauriger Stille
Mit starker inniger Ungeduld dich!
Dich denk ich, und die Entfernung! Ach wärst du, du mein Geliebter,
Schon von den seufzenden Armen umfaßt!

Wie weint dein klagender Freund nach deiner süßen Umarmung,
Aus der ein grausames Schicksal mich riß!
Du siehst es, Schicksal, wie sich die Edeln brüderlich lieben:
Doch — Brüder lieben so zärtlich sich nicht.

Und doch, o Schicksal, zerstreust du die Edeln, die sich so lieben?
Und deine Weisheit erhebt doch der Mensch?
Es ist auch Weisheit; allein, für mich zu schreckliche Weisheit!
Mit welchem Kummer erfüllest du mich?

Das

Das seufz ich alles, du Freund, gleich S**, meinem Geliebten,
Der mich nun auch nicht mehr tröstend umarmt!
Das seufz ich; traurig und still, gleich mitternächtlichen Stunden;
Und was ich seufze, das höre nur ich!

Ach! da versammelt der Schmerz die bald ausbrechenden Thränen!
Was seh ich für ängstende Bilder vor mir!
Brecht aus ihr Thränen! Ich seh das Bildniß meiner Geliebten,
Da liegt sie vor mir, und stirbt noch einmal!

Sie lächelt mich einmal noch an, und stirbt. Nun schließt sich ihr Auge.
Ihr Auge schließt sich, und tröstet nicht mehr.
Mich wird der göttliche Mund nicht mehr zum Troste vermahnen;
Der Mund von Gott und der Ewigkeit voll!

Die

Die Göttliche strafet nicht mehr die stille heimliche Thräne,

Die ihrem Muthe sich schüchtern verbarg!

Sie sah die Thräne bewegt, ward stark, und strafte den Kummer;

Du, sprach sie, liebst mich, Geliebter, — und weinst?

Schnell trozt ich Schmerzen und Angst, und strafte selber die Thräne,

Und überwand mich, und seufzte nicht laut.

Ach! wer vermehrt mir denn itzt die Thränen, und ewige Klagen?

Ihr Mund vermahnt mich zum Muthe nicht mehr!

Ich seufz und streite zugleich mit meiner unsterblichen Schwermuth,

Daß sie mich, wenn sie mein Genius ist,

Und über mir schwebet, nicht weniger liebe, daß sie mich nicht strafe,

Daß ich nicht standhaft mich zeige, wie sie.

Wenn

Wenn du noch Sterbliche liebst, noch schwache Freunde der Tugend,
Die du izt unter Unsterblichen wohnst!
Ach richte, wenn du mich liebst, doch meine Schmerzen nicht himmlisch!
Ich bin, wie Menschen, und leide, wie sie.

Sey mir unsichtbar mein Trost, wie sonst dein tröstendes Auge!
Dann werd ich stärker, als Sterbliche, seyn!
Doch kann ichs eher auch seyn, als bis du mich, meine Geliebte,
Im Tode stark und gelassen seyn lehrst?

Ach! ewig, ewig werd ich die beste Freundinn beweinen!
Weint, ihr, noch ferne Nachwelten mit mir!
Weint, künftige Zeiten, vielleicht noch edler, denn unsre!
An ihrem Grabmale werden sie stehn,

Und Blumen pflücken, und streun, und ihren seufzenden Töchtern

Mit Thränen sagen: Seyd göttlich, wie sie.

Sie werdens schwören! Ach weint ich doch schon in deiner Umarmung,

Du Freund der Tugend! Du weintest mit mir!



Ode
An Damon.

Ist unter allen fröhlichen Sterblichen,
Freund, auch nur einer, welchen der Himmel mehr,
Als dich, mit seinen Freuden segnet,
Glücklichster Ehmann, und nun auch Vater!

Ist auch nur einer unter den Wenigen,
Die Gott des Glückes würdigt, geliebt zu seyn,
Der mehr geliebt wird, als dich, Damon,
Deine getreue Dorinde liebet?

Mehr liebt nicht Chloens zärtlicher Ungestüm,
Nicht Daphnens Unschuld, welche ganz Liebe wird,
Nicht der geprüften Doris Treue,
Oder Selindens verlohrne Grosmuth.

Noch mehr geliebt seyn, wäre nicht Liebe mehr,
Und die Vergöttrung eines, der sterblich ist!
Nur dem gebührt mehr, dessen Odem
Seelen entstehn hieß, die lieben können.

Schon ist ein ganzes Jahr voll Entzückungen
Dir in Dorindens Armen dahin geflohn.
Was ist ein Leben ohne Liebe
Gegen ein einziges Jahr voll Liebe?

Und, Freund, von welchen neuen Empfindungen
Sanft überwältigt, zitterst du, Glücklicher!
In der Umarmung deiner Tochter,
Einer Unsterblichen, die dein Kind ist!

Das Allergrößte, welches die Liebe schenkt,
Und die Erfüllung aller der Hoffnungen,
Und die Belohnung aller Sorgen,
Welche nur liebende Herzen kennen!

Welch ein erhabner, großer Gedank ist das,
Vor allen andern, welche die Seele denkt,
Ein Vater seyn! Freund! Welche Würde!
Macht sie Dorinden dir nicht noch theurer?

Wohl dir, Geliebter, daß du so zärtlich bist!
Freund, meine Muse segnet dich! Ihr Gesang
Tönt von dem Glück erhabner Herzen.
Gähnender Pöbel, entflieh, und schlummre.

Wenn einen Jüngling mächtig die Lieb ergreift,
Die reine Liebe, welche den Geist erhebt,
Und in dem umgeschaffnen Herzen
Alle Begierden der Wollust tödtet:

Wenn ihr sein Leben, lauter und unschuldsvoll,
Nur edlen Sorgen heilig, vorüber fließt,
Dem Bache gleich, der sich harmonisch
Mitten durch Rosengebüsche fortrauscht:

Wie glücklich bist du, liebender Jüngling, schon!
Selbst deine Schmerzen strömen dir Freude zu,
Auch ehe noch dein bittend Auge
Von dem gefälligen Aug erhört wird.

Wie glücklich bist du! Glücklicher wirst du seyn,
Wenn deine Schmerzen deine Geliebte theilt,
Wenn dir ein viel verrathend Auge
Ihre vergeltende Liebe zuwinkt;

Wenn nun die Stunde, welche sie fürchtete,
Sie überschleichet, eh sie bewaffnet ist,
Und ihren unverwahrten Lippen
Ihre geheimsten Verlangen wegstielt;

Wenn schon die Wollust erster Umarmungen
Viel Wünsche sättigt, aber noch mehr erweckt,
Wenn ihr euch liebt, es wißt, es saget,
Und es euch tausendmal wiederholet:

Wie

Wie glücklich bist du! Aber die Stunde schlägt,
Und wird euch trennen! Stunde der Mitternacht,
Du reißest den geliebten Jüngling
Weg von den Augen des besten Mädchens!

Von ihr verlassen, einsam, und unruhvoll,
Sitzt er und seufzet, wünschet und wacht sich matt.
Sein Schlaf ist Angst, sein Traum ist Sehnsucht,
Und ein Geseufze sein Othemholen.

Der Tag kommt wieder. Aber ein schwarzer Tag!
Die Nacht war besser! Hoffe nur nicht auf ihn,
O Jüngling! Er erweckt dein Leiden;
Aber er bringet dir nicht dein Mädchen.

Ach, wie viel Wünsche lehret die Liebe dich,
Viel heiße Wünsche, welche sie nicht erfüllt!
Wie ist oft deine ganze Liebe
Eifersucht, Ungeduld, oder Sorge!

Allein, er kommt schon, jener erseufzte Tag.
Er kommt; dir wird nun jeglicher Wunsch Genuß.
Sie ist nun dein, und sie umarmt dich
Mit den Entzückungen eines Weibes!

O welche Freuden heitern dein Leben auf!
Dein zärtlichs Auge suchet umsonst sie nie.
Sie ist das lezte, was du siehest,
Wenn es zu Träumen von ihr sich zuschließt.

Entschlummre ruhig! Wenn du erwachen wirst,
Wird sie dem Auge wieder das erste seyn,
Und, halb noch schlummernd, schon doch lächeln,
Ihren Geliebtesten anzutreffen.

Durch süße Sorgen, welche nur Liebe sind,
Und nicht mehr Unruh, oder geheimer Gram,
Bezeichnet ihr von eurem Leben
Jegliche Stunde mit eigner Freude.

Ist nun kein Glück mehr, welches du hoffen kannst,
Kein dir noch fremdes, grössers Entzücken mehr?
Nur noch ein einzigs; sey auch Vater,
Lerne das fühlen, was Damon fühlet.

Lern erst mit Zittern deiner Geliebten Grab
Von fern erblicken. Sey von dem schröcklichsten
Von allen quälenden Gedanken
Täglich geängstiget, und verbirg ihn.

Und übersteh es, werde dafür belohnt!
Sieh nun dich selber und dein geliebtes Weib
Noch einmal leben! Sey ganz Freude!
Lerne noch edler und mehr sie lieben.

Wie unaussprechlich liebet sie, Vater, dich
In deinem Kinde! Welche Begeistrungen
Erschüttern sie! Sie jauchzet muthig
Ueber die Freude, dir zu gebähren.

Mit ihr vereine deinen getreusten Fleiß,
Die zarte Seele, wenn sie empfinden lernt,
Durch ein Gefühl der schönen Tugend
Ihrer Unsterblichkeit werth zu machen.



Ode
an
GOTT.

Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart
Erschüttert, GOtt! mich; sanft gerührt, bebt mein Herz
Und mein Gebein. Ich fühl, ich fühl es,
Daß du auch hier, wo ich wohne, GOtt! bist.

Von deinem Antliz wandelt, Unsichtbärer,
Dein Blick, der schauet durch mein eröfnet Herz.
Sey vor ihm heilig, Herz, sey heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entsprungen,

Täuschet mein Herz mich? Oder ists würklich wahr,
Was ein Gedanke lispelnd dem andern sagt?
Empfindung, bist du wahr, als dürft ich
Frey mit dem Schöpfer der Seele reden?

Gedanken Gottes, die jezt der Ewige,
Der Weise denkt, wenn ihr den menschlichen
Gedanken zürnet, ach! wo sollen
Sie vor euch, Gottes Gedanken, hinfliehn?

Flöhn sie gen Himmel, siehe, so seyd ihr da;
Eilten sie bebend tief ins Unendliche,
Auch da, auch da im Unbegränzten
Könnet ihr, Allwissende, sie schauen.

Nähmen sie Flügel, Flügel der Seraphim,
Und flögen aufwärts in die Versammlungen,
Hoch ins Getön, ins Hallelujah,
In die Gesänge der Harfenspieler;

Auch da ereilt *ihr* göttlicher Hörer sie.
So flieht dann nicht mehr, ob ihr gleich menschlich seyd!
Flieht nicht! der ewig ist, der weiß es,
Daß er in enge Bezirk euch einschloß.

Welch ein Gedanke, welche Beruhigung,
Daß meine Seele, GOtt! mit dir reden darf;
Daß vor dir darf mein Mund sich öfnen,
Töne der Menschen daher zu stammlen.

Ich wags, und rede, GOtt! doch du weißt es ja,
Schon lange weißt du, was mein Gebein verzehrt,
Was, in mein Herz tief hingegossen,
Meinen Gedanken ein ewig Bild ist!

Noch heut erst sahst du meine mir lange Zeit,
Dir schnelle Augenblicke, vorübergehn.
Du wirst seyn, der du seyn wirst. HErr! HErr!
Heißest du; ich aber Staub und Asche.

Staub, und auch ewig, denn die Unsterbliche,
Die du mir, GOtt! gabst, gabst du zur Ewigkeit;
Ihr hauchtest du, dein Bild zu schaffen,
Hohe Begierden nach Ruh und Glück ein,

Ein

Ein wimmelnd Heer, doch eine ward herrlicher
Vor allen andern, eine ward Königinn
Ueber die andern, deines Bildes
Lezter und göttlichster Zug, die Liebe.

Die fühltst du selber, doch als der Ewige;
Es fühlen jauchzend, die du so himmlisch schufft,
Die hohen Engel, deines Bildes
Lezten und göttlichen Zug, die Liebe.

Die grubst du Adam tief in sein Herz hinein,
Nach seinem Denken, von der Vollkommenheit
Ganz ausgeschaffen, ihm geschaffen,
Brachtest du, GOtt! ihm der Menschen Mutter.

Die Liebe grubst du auch in mein Herz hinein;
Nach meinem Denken, von der Vollkommenheit
Ganz ausgeschaffen, mir geschaffen,
Führst du sie weg, die mein ganzes Herz liebt,

Der

Der meine Seele ganz sich entgegen gießt,
Mit allen Thränen, welche sie weinen kann,
Dir Tochter Gottes, ganz zuströmend
Führst du sie mir, die ich liebe, GOtt! weg:

Weg durch dein Schicksal, welches sich unsichtbar
Dem Auge hinwebt, immer ins dunkle webt;
Fern weg den ausgestreckten Armen,
Aber nicht weg aus dem bangen Herzen.

Ach! GOtt, du weißt ja, welch ein Gedank es war,
Als du ihn dachtest, und ihn zur Würklichkeit
Erschaffend riefst; der, daß du Seelen
Zärtlicher und für einander schufest.

Das weißt du, Schöpfer! aber dein Schicksal trennt
Die Seelen, die du so für einander schufst,
Dein hohes unerforschlichs Schicksal,
Dunkel für uns, doch Anbetungswürdig.

Zwar

Zwar ist das Leben gegen die Ewigkeit
Dem schnellen Hauch gleich, welcher dem Sterbenden
Entflieht, mit ihm entflieht die Seele,
Welche der Zukunft an Dauer gleichet.

Einst löst des Schicksals Vater in Klarheit auf,
Was Labyrinth war, dann ist kein Schicksal mehr;
Ach! dann beym trunknen Wiedersehen
Giebst du die Seelen einander wieder;

Gedanke, werth der Seel und der Ewigkeit,
Werth auch den bängsten Schmerz zu besänftigen,
Dich denkt mein Geist in seiner Größe;
Aber mein Herz fühlt zu sehr das Leben,

Das ich hier lebe. Gleich der Unsterblichkeit
Dehnt, was ein Hauch war, fürchterlich sich mir aus;
Ich seh, ich sehe meine Schmerzen,
Gränzenlos dunkel vor mir verbreitet.

Nach,

Mach, GOtt! diß Leben, mach es zum schnellen Hauch,
Oder gieb die mir, die du mir gleich erschufst;
Ach! gieb sie mir, die leicht zu geben,
Gieb sie dem bebenden bangen Herzen,

Dem heilgen Schauer, der ihr entgegen wallt,
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist,
Und sprachloß, ihr Gefühl zu sagen,
Kaum noch in Thränen hier bang zerfließet.

Gieb sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab ausgestreckt,
Wenn ich mit heißer Stirn voll Andacht
Dich um die ewige Ruh anflehte.

Mit einem Winke giebest und nimmst du ja
Dem Wurm, dem Stunden sind, wie Jahrhunderte,
Sein kurzes Glück; so wie dem Wurm, der
Jahre lebt, blühet, verblüht, und Staub wird.

Von ihr geliebet, will ich die Tugend schön,
Und selig nennen; will ich ihr himmlisch Bild
Mit unverwandten Augen anschaun,
Und nur das, Glück, nur das, Ruhe, nennen,

Was sie mir zuwinkt; dich auch, o Frömmigkeit!
Dich auch, o! die du ferner und höher wohnst,
Als unsre Tugend, will ich reiner
Unbekannt, GOtt nur bemerket, ehren;

Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
Entgegen jauchzen; will ich mein volles Herz
In hohen Halleluja-Liedern,
Ewiger Vater! vor dir vergießen;

Dann, wann sie mit mir deinen erhabnen Ruhm
Gen Himmel weinet, bebend, mit schwimmenden
Entzückten Augen, will ich mit ihr
Hier schon das ewige Leben fühlen.

Das

Das Lied des Sohnes, trunken in ihrem Arm,
Von reiner Wollust, will ich erhabener
Enkeln, die gleich uns lieben, gleich uns
Christen sind, seligen Enkeln singen.



Germanikus und Thusnelde.

Germanikus.

Bist du, wie es dein Blick, dein stolzer Anstand
Mir verkündigt, bist du Armins Gemahlinn,
Der zum Land der Cherusker
Vom Kapitole den Donner rief?

Der traf! Du bists zuerst, die nun Augustus
Zum Sühnopfer ergreift? Die allgerechten
Götter schlagen den Mann nun,
Der zum Verderben den Gegner zwang.

Du antwortest mir nicht? wie dieser Busen
Vom verhehlten Stolz schwillt! Was blickst du drohend
Auf den Schoos? Jzt noch stolzer!
Sieh mich an — Rede Cheruskerinn!

Thus=

Thusnelde.

Daß nicht, Römer, das Kind hier unterm Herze
Dieses Prahlen vernimmt! der Adlersieger,
Der mit fünf Legionen,
Hermann, ha! deine Thusnelde fieng!

Fieng? Ach! Stehet er nicht dort, der gebunden
Uns dir brachte, du Held? Er war, ach, einst was
Er mein Vater? O Hertha,
Räche die einzige Thräne nicht!

Germanikus.

Wahrlich du hast ein Herz, ein Römer sagt's dir
Einer Römerinn wehrt! Laß dieses sprechen
Wär' ich Armins Gefangner,
Sage, was würd der Cherusker thun?

Hermann und Thusnelde.*)

Thusnelde.

Ha! da kommt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hats ihm
Noch nicht vom Auge geflammt!

Komm! Ich bebe vor Lust! reich mir den Adler
Und das triefende Schwerdt! Komm, athm, und ruhe
Von der donnernden Schlacht in
Meinen Umarmungen aus!

Ruh

*) Herr Denis hat in seiner vortreflichen Uebersetzung des Ossians den Autor dieses Bardengesangs nicht errathen können.— Von einem so großen Dichter, der noch darzu Klopstoks Freund ist, hat mich dieses sehr befremdet.

Ruh hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne,
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann! Hermann! So hat dich
Noch nicht Thusnelde geliebt!

Selbst nicht, als du zuerst im Eichenhaine
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich, und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,

Die nun dein ist! Erzählts im dunkeln Haine,
Daß Augustus nun bang mit seinen Göttern
Nectar trinket! daß Hermann,
Hermann, unsterblicher ist!

Hermann.

Warum lockst du mein Haar? Liegt nicht der stumme
Todte Vater vor uns? O hätt Augustus
Seine Reiter geführt! Er
Läge noch blutiger da!

Thusnelde.

Laß dein fliegendes Haar mich, Hermann, locken!
Daß es unter dem Kranz in Kreise falle!
Siegmar ist bey den Göttern!
Besser gefolgt, als beweint!



Elegie.

Daphnis und Daphne.

Zärtliche Daphne, wenn aber der Tod uns Liebende trennte?

Wenn dein Geschick dich zuerst zu den Unsterblichen ruft?

Ach, so werd ich um dich ein ganzes Leben durch weinen,

Jeden nächtlichen Tag, jede noch trübere Nacht!

Jede Stunde, die sonst in deiner Umarmung vorbey floß,

Jede Minute, die uns, zärtlich genossen, entfloh!

Ach, so vergehen mir dann die übrigen Jahre voll Schwermuth,

Wie der vergangenen uns ungeliebt keines entfloh!

„Zärtlicher Daphnis, wenn künftig der Tod uns Liebende trennet,

„Wenn dein Geschick dich zuerst zu den Unsterblichen ruft;

„Ach,

„Ach, dann wein ich um dich mein ganzes übriges Leben,
„Jeden unbrauchbaren Tag, jede mir schreckliche Nacht!
„Jede Stunde, die sonst, mit deinem Lächeln erheitert,
„Unter dem süssen Gespräch zärtlicher Thränen entfloh!
„Ach, so vergehen mir dann die übrigen Tage voll Schwermuth,
„Wie der vergangenen uns ungeliebt keiner entfloh!
Zärtliche Daphne, du wolltest nach mir nur Tage noch leben?
Und ich brächte nach dir Jahre voll Traurigkeit zu?
Daphne, Daphne, nur wenig unbrauchbare trübe Minuten,
Bring ich, bist du erblaßt, neben dir seelenlos zu!
Nehme noch einmal die todte Hand, küsse noch einmal dein Auge,
Sink an die ruhende Brust, wein, und erblasse bey dir!
„Daphnis, ich sterbe nach dir! Den Schmerz soll Daphnis nicht fühlen,
„Daß er sterbend mich sieht. Daphnis, ich sterbe nach dir!

„Dann

„Dann bring ich auch nur wenig unbrauchbare trübe Minuten,
„Bist du, Daphnis, erblaßt, neben dir seelenlos zu!
„Blicke noch einmal dich an, und seufze noch einmal: Mein Daphnis!
„Sink an die ruhende Brust, zittr und erblasse daselbst!
Daphne, du stürbest nach mir? Den Schmerz soll Daphne nicht fühlen,
Daß sie sterbend mich sieht. Daphne, du stirbst nicht nach mir!
„Daphnis, ich sterbe nach dir! Das ist es, was ich vom Schicksal
„Längst schon mit Thränen erbat. Daphnis, ich sterbe nach dir!
Ach wie liebest du mich! Sieh diese thränenden Augen!
Fühle diß bebende Herz! Daphne, wie liebest du mich!
Göttlichste Daphne, du stürbest nach mir? Du fühltest die Schmerzen,
Daß du sterbend mich sähst? Daphne, wie liebest du mich!
Ach, wenn eine Sprache doch wäre, dir alles zu sagen,
Was mein liebendes Herz, zärtlichste Daphne, dir fühlt!

Würde

Würde diß Aug und sein Blick, und seine Zähren voll Liebe,

Und diß Ach des Gefühls, das mir gebrochen entfloh,

Doch zu einer Sprache der Götter, dir alles zu sagen,

Was mein liebendes Herz, zärtlichste Daphne, dir fühlt!

Ach, wenn doch kein Grabmal nicht wäre, das Liebende deckte,

Die einander so treu, die so voll Zärtlichkeit sind!

Aber weil ihr denn seyd, zu ewig offene Gräber,

Nehmet zum wenigsten doch, nehmet auf einmal uns ein!

Hörest du mich, der zur Liebe mich schuf? Ach! wenn du mich hörest,

Laß mit eben dem Hauch Daphnens und meinen Geist fliehn!

„Daphnis, ich sterbe mit dir! Ich bete mit dir von dem Himmel

„Diese Wohlthat herab. Daphnis, ich sterbe mit dir!



An

An Young.

Stirb, prophetischer Greis, stirb, denn dein Palmenzweig
Sproßte längst schon empor, und, dir zu rinnen, steht
Manche freudige Thräne
Schon im Auge der Himmlischen.

Du verweilst noch? und hast fern an die Wolken hin
Schon dein Denkmal gebaut. Denn die geheiligten
Ernsten, festlichen Nächte
Wacht der Freygeist mit dir, und fühlts,

Daß dein tiefer Gesang drohend des Weltgerichts
Prophezeyung ihm singt! fühlts, was die Weisheit will,
Wenn sie von der Posaune,
Diesem Wecker der Todten, spricht.

Stirb.

Stirb. Du hast mich gelehrt, daß mir des Todes
Schall
Wie ein Jubellied tönt, das ein Gerechter singt.
Bleib, o bleib denn mein Lehrer!
Stirb, und werde mein Genius!



An

An

Daphne.

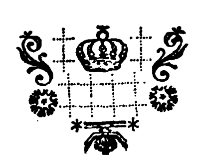
Nein, Daphne, gieb nicht, gieb nicht, Geliebteste,
Der finstern Sorge deine zufriedne Brust;
In einer Brust voll reiner Unschuld
Müssen die Freuden der Tugend wohnen.

Das Auge Gottes, welches die Liebe schützt,
Sieht stets vom Himmel segnend auf uns herab.
Er hat dem Tage schon gerufen,
Welcher bestimmt ist, uns zu beglücken.

Von ferne kommt er! Jede verschwindende,
Durchseufzte Stunde seufzet ihn näher her.
Er kommt gewiß! Ich seh schon um ihn
Alles Entzücken der reinen Liebe.

Fließt unterdessen, tröstende Thränen, fließt
In sanfter Wehmuth über die leichtre Brust;
Nur trübt nicht das geliebte Auge,
Trübt mir das Auge nicht, das ich küsse!

Erheitert ihr es, lächelnde Hoffnungen,
Und stärk es, Liebe, jenseits der trüben Nacht,
Die unser Glück in Nebel einhüllt,
Jenen schon dämmernden Tag zu sehen!



An

An Damon.

Lange, sehr lange, Damon,

Hat dein junger Fuß sich geübt, dornigte, wüste Pfade

Einsam zu wandeln! Lange

Floh mit abgewandtem Gesicht, feindlich und unerbittlich,

Ferne von dir die Freude.

Also wollt es GOtt, der allein jedes Erschaffnen Laufbahn

Jeglichem vorgezeichnet!

Auch die Hoffnung, welche doch sonst über ein weinend Antlitz

Lächelnde Ruhe breitet,

Und den müden Ruderknecht stärkt, unter den schweren Fesseln

Träumend sich frey zu dünken,

Auch die war entflohn! Wie betäubt standest du da, und bebtest!

Dunkel und schwer von Stürmen

Hieng der Himmel über dein Haupt. Nirgends, wohin dein Auge

Aengstlich sich wandte, nirgends

Brach die Nacht ein schimmerndes Licht. Ueberall Donnerwolken!

Ehe die ausgedonnert,

Werden jene, welche schon dort wartend von ferne dräuen,

Himmel und Erd erschüttern.

Doch wie schön entwölkt, wie verklärt lächelt der Himmel wieder,

Deinem erstaunten Auge!

Denn die wilden Donner sind längst wieder hinaufgewandelt

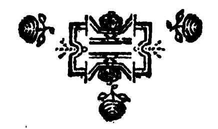
Ueber die hohen Felsen,

Oder übers Meer, wo sie itzt ihren vergebnen Eifer

Ueber die Fluten schütten.

Und die Thäler, welche von dir lange nur Klagen lernten,

Hören itzt, und erstaunen,
Hören ein entzückend Gespräch zärtlicher, froher Herzen,
Welche sich plötzlich finden,
Hören ein beredtes Gespräch wiedergegebner Küsse,
Hören nur Lieb und Freude.
Denn in dem verwandelten Thal wohnet mit dir die Liebe!
Unter dem Fuß des Frühlings
Sprossen junge Veilchen empor. Aber der Blick der Liebe
Schaffet ihn selbst, den Frühling!
Oede Felsen werden beseelt, traurige Wüsten lächeln!



Der Abschied.

Der, vor Wehmuth erstummt, zitternd neben dir steht,
Unaussprechlicher Schmerzen voll,
Wenn sein zärtliches Aug itzt von dem deinigen
Weinend tausendmal Abschied nimmt;
Der mit zögerndem Schritt dir zu entfliehen strebt,
Und mit hurtigerm wiederkehrt,
Und ein einzigsmal nur dich noch umarmen will,
Bis die schreckliche Stunde kommt;
Und den Liebling dir schnell aus dem erstarrten Arm,
Aus den weinenden Augen reißt:
Eben diesen bringt dir, froher und zärtlicher,
An des glücklichen Hymens Hand
Einst die Liebe zurück! Früher, als itzt vielleicht
Deine Sehnsucht zu hoffen wagt!
Triumphirend und stolz flieget dein Liebling dann
Den verlassenen Armen zu!

An

Elisen.

Elise! küsse, küsse mich nicht so oft!
Lisple nicht immer schmeichelnde Freundlichkeit;
Auch lehne dich nicht stets so sterbend,
Nicht so geschlungen, an meine Schulter!

Die reinste Wollust hat ein beschränktes Maas:
Dem, was vergnügend heitre Sinnen rührt,
Dem folgt, ach! in zu nahen Gränzen,
Trauriger Eckel mit schnellem Schritte.

Wünsch ich geküsset, neunmal geküßt zu seyn,
Entzieh mir sieben, küsse mich zweymal nur,
Und beydemal nicht stark, nicht feurig,
So wie die Schwester den Bruder küsset,

Oder die Tochter spielend den Vater küßt,
Eh noch ihr Busen süssere Freude bebt.
Dann flieh, du Lose, fliehe von mir!
Eile mit fliegendem Fuße von mir!

Fliehe der fernsten Kammer bedächtlich zu,
Oder verbirg dich tief in dem dicksten Wald;
Dir werd' ich in die ferne Kammer,
Dir in die waldigten Schatten folgen!

Als Ueberwinder, welcher den Raub erhascht,
Werf' ich den Arm dann männlich um deinen Hals.
So raubt die unbewehrte Taube
Stärker der Adler im hohen Fluge.

Du reichst besieget flehende Hände dann,
Dann schlängelst du dich zitternd um meinen Hals:
Dann wirst du mich, mich, kleine Närrinn!
Siebenmal küssend versöhnen wollen.

Doch du betriegst dich. Rächend bestraf ich dich.
O süsse Rache! Siebenmal siebenmal
Werd' ich die vollen Lippen küssen,
Ehe die Strafe die Schuld vertilget.

Wie! diese Strafe, Mädchen! gefällt dir nicht?
Du willst entfliehn? Aber mein stärkrer Arm
Gleich einer Kette dich umschlingend,
Hindert es, Flüchtge, dich loszuwickeln;

Bis du, wenn alle Küsse bezahlet sind,
Bey deinen Reitzen feyerlich schwören wirst,
Daß du bey ähnlichen Verbrechen,
Aehnliche Strafen erdulden wollest.



An den König.

Da Sie (Ihr Name wird im Himmel nur genennet!)
Ihr sanftes Aug im Tode schloß,
Und, von dem Thron, empor zum höhern Throne,
Im Siegsgewande, trat:

Da weinten wir! Auch der, der sonst nicht Thränen kannte,
Ward blaß, erbebt', und weinte laut!
Wer mehr empfand, blieb unbeweglich stehen,
Verstummt', und weint' erst spät.

So steht, mit starrem Blick, der Marmor auf dem Grabe;
So schautest Du Ihr, Friedrich, nach!
Ihr Engel sah, als er zu GOtt Sie führte,
Nach Deinen Thränen hin.

D,

O, Schmerz! stark, wie der Tod! — Wir sollten zwar nicht weinen,
Weil Sie so groß und edel starb!
Doch weinen wir. Ach, so geliebt zu werden,
Wie heilig ist diß Glück!

Der König stand, und sah, sah die Entschlafne liegen,
Und neben Ihr den todten Sohn.
Auch er! Auch er! O, GOtt! O, unser Richter!
Ein Friedrich starb in ihm!

Wir beten weinend an. Weil nun nicht mehr Ihr Leben
Uns lehrt; so lehr uns denn Ihr Tod!
O himmlische, bewundernswerthe Stunde,
Da Sie entschlummerte!

Dich soll der Enkel noch, du Todesstunde, feyern!
Sie sey sein Fest, um Mitternacht!
Voll heiliger, tiefeingehüllter Schauer,
Ein Fest der Weinenden!

Nicht

Nicht diese Stunde nur, Sie starb viel lange Tage!
Und jeder war des Todes werth,
Des lehrenden, des ehrenvollen Todes,
Den Sie gestorben ist.

Die ernste Stunde kam, in Nebel eingehüllet,
Die Sie bey Gräbern bildete.
Die Königinn, nur Sie, vernimmt den Fußtritt
Der kommenden! nur Sie

Hört, durch die Nacht herauf, der dunkeln Flügel Rauschen,
Den Todeston; Da lächelt Sie. —
Sey ewig, mein Gesang, weil du es singest,
Daß Sie gelächelt hat!

Und nun sind Throne nichts, nichts mehr der Erde Größen,
Und alles, was nicht ewig ist!
Zwo Thränen noch! die eine für den König;
Für Ihre Kinder die,

Und

Und für die liebende, so sehr geliebte Mutter:
Und dann ist GOtt allein geliebt!
Der Erdkreis sinkt, wird Ihr zum leichten Staube:
Und, nun entschlummert Sie —

So liegt Sie todt, und schön, schön für des Seraphs Auge,
Der Sie zum Unerschafnen führt.
Indem erblaßt die Wang', und sinkt; es troknen
Die lezten Thränen auf!

Wie liebenswürdig sind des Patrioten Wunden!
Wie liebenswürdiger der Tod,
Des Christen Tod! Die lezte Ruh! der sanften,
Gebrochnen Augen Schlaf!

Nur wenige verstehn, was den für Ehren schmücken,
Der liegt, und überwunden hat,
Den ewigen, den Gott geweihten Menschen,
Der auferstehen soll!

Fleug.

Fleug, mein Gesang, den Flug unsterblicher Gesänge,
Und singe nicht vom Staube mehr:
Zwar heilig ist Ihr Staub: Doch sein Bewohner
Ist heiliger, als er!

Die hohe Seele stand vor Gott. Ihr großer Führer,
Des Landes Schutzgeist, stand bey Ihr.
Dort strahlt' es auch, um Sie, an Ihrer Seite,
Wo Carolina stand.

Die große Tochter sah vom neuen Thron herunter,
Sah bey den Königen Ihr Grab;
Der Leiche Pomp. Da sah Sie auf den Seraph;
So sprach die Glückliche:

Mein Führer, der du mich zu dieser Wonne führtest,
Die fern von dort, und ewig ist!
Kehrst du zurück, wo wir, zum Tod', itzt werden,
Dann bald unsterblich sind:

Kehrst

Kehrst du dort hin zurück, wo du des Landes Schicksal,
Und meines Königs Schicksal, lenkst;
So folg ich dir. Ich will sanft um dich schweben,
Mit dir, Sein Schutzgeist seyn!

Wenn du dich unsichtbar den Einsamkeiten näherst,
Wo Er um meinen Tod noch klagt;
So tröst ich Seinen Schmerz mit dir! so lispl' ich
Ihm auch Gedanken zu!

Mein König, wenn Du fühlst, daß sich ein sanfters Leben,
Und Ruh, durch deine Seele gießt;
So war ichs auch, die Dir, in Deine Seele,
Der Himmel Frieden goß!

O, mögten diese Hand, und diese hellen Locken,
Dir sichtbar seyn; ich trocknete,
Mit dieser Hand, mit diesen goldnen Locken,
Die Thränen, die Du weinst!

O, weine nicht! Es ist, in diesem höhern Leben,
Für sanfte Menschlichkeit viel Lohn,
Viel großer Lohn! und Cronen bey dem Ziele,
Das ich so früh ergrif!

Du eilst mit hohem Blick, (doch länger ist die Laufbahn!)
Mein König, diesem Ziele zu!
Die Menschlichkeit, diß größte Lob der Erde!
Ihr Glück, ihr Lob ist Dein.

Ich schwebe jeden Tag, den Du, durch sie, verewigst,
Dein ganzes Leben, um Dich her!
Auch diß ist Lohn des früherrungnen Zieles,
Zu sehen, was Du thust.

Ein solcher Tag ist mehr, als viele lange Leben,
Die sonst ein Sterblicher verlebt!
Wer edel herrscht, hat doch, stürb er auch früher,
Jahrhunderte gelebt!

Ich schreibe jede That (hier wurd Ihr Antlitz heller,
Und himmlischlächelnd stand Sie auf,)
Ins große Buch, woraus einst Engel richten;
Und nenne sie vor Gott!



Ein Psalm.

Psalter, singe dem HErrn! Geuß Silbertöne,
Laute Jubel, herab! Ruf, zu der Stimme
Deiner Feyer, Gedanken,
Welche Jehova, den Schöpfer, erhöhn!

Du bist herrlich und mild! Du gabst, du Geber!
Dem glückseligen Volk, in deinen Gnaden,
Einen weisen Beherrscher,
Daß er die Ehre der Menschlichkeit sey!

Wonn' und Jubel und Dank dem großen Geber!
Heil dem Könige! Heil dem Gottgegebnen!
Segn' ihn, wenn du herabschaust,
Schau unverwandt, o Jehova, herab!

Schau herunter, und gieb ihm langes Leben,
Sanftes Leben, du Gott der Menschenfreunde!
Giebs dem Theuren, dem Guten,
Ihm, der die Wonne der Menschlichkeit ist!

Den wir lieben! Er ists! Er ist der Jubel
Unsrer Seele! Dir rinnt die Freudenthräne!
Heil dir! Weh dem Erobrer,
Welcher im Blute der Sterbenden geht,

Wenn die Rosse der Schlacht gezähmter wüten,
Als der schwillende Held nach Lorbeern wiehert!
Stirb! So tief sie auch wuchsen,
Fand sie des Donnerers Auge doch auf!

Flüche folgen ihm nach! — Ein lauter Segen
Jauchzt dem Göttlichen zu, der dieses Nachruhms
Schwarze Stunden verabscheut,
Sich zu der bessern Unsterblichkeit schwingt!

Dann bald höher empor zum Gipfel aufsteigt,
Spricht zum Ruhme: "Du bist kurz, wie das Leben!„
Edel handelt! zum Lohne
Selbst nicht das Auge der Engel begehrt!

"Reines Herzens, das seyn!„ Es ist die lezte,
Steilste Höhe von dem, was Weis' ersannen,
Weisre thaten! Der Zuruf
Selber des Engels belohnet kein Herz!

Keinen König, der Gott diß Herz geweiht hat!
Kaum gebohren wird ihm das Kind schon lallen!
Und, geschaffen vor Eden,
Sieht ihn der Seraph, eilt, sagt es vor Gott!

Einen Christen, ich sah den Weisen sterben,
Einen Christen, zur Zeit der neuen Heiden!
Liebend wandt' er sein Auge
Gegen den Enkel, und lächelte so:

Erst sey dieses mein Dank, der ewig daure,
Daß mein Schöpfer mich schuf, und nun mich wegwinkt,
Von der Schwelle des Lebens,
Zu dem unsterblichen Leben empor!

Und dann bet' ich ihn an, daß diß mein Auge
Noch den Menschenfreund sah, den uns sein Gott gab!
Gott, Gott segn' ihn! Gott segn' ihn!
Wende dich nicht, komm, und weine nicht, Sohn!

Gott, Gott segn' ihn! Hier wird der Tod mir bitter,
Hier nur! Denn nun erblickt mein todtes Auge
Meinen König, den besten,
Ach! den geliebtesten König, nicht mehr!

Du', mein glücklicher Sohn, du wirst Ihn lange,
Lange wirst du Ihn sehn, sehn, wenn Sein Alter
Ihn mit silbernen Haaren,
Und mit der Wonne des Lebens bedeckt,

Mit der Wonne, "Vor Gott gelebt zu haben!
"Gute Thaten um sich, in vollen Schaaren,
"Zu erblicken!„ Sie folgen
Jüngling! Sie folgen ins Weltgericht nach!

Vieles sah ich. Ich weiß, was groß und schön ist
In dem Leben! Allein das ist das höchste,
Was des Sterblichen Auge
Sehn kann: Ein König, der Glückliche macht!

Sey du würdig, von Ihm gekannt zu werden!
Lern bescheidnes Verdienst; Er wird dich kennen!
Und nun — Segne, Gott, segn' ihn!
Segne der Könige Besten! Er starb.



Die
Hoffnungen der Christen.

Der Seraph stammelts, und die Unendlichkeit
Bebts durch den Umkrais ihrer Gefilde nach
Dein hohes Lob, o Sohn! Wer bin ich
Daß ich mich auch in die Jubel dränge?

Von Staube Staub! Doch wohnt ein Unsterblicher
Von hoher Abkunft in den Verwesungen,
Und denkt Gedanken, daß Entzückung
Durch die erschütterte Nerve schauert!

Auch du wirst einmal mehr als Verwesung seyn,
Der Seele Schatten, Hütte von Erd' erbaut!
Und andrer Schauer von Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken!

Der Leben Schauplatz, Feld! wo wir schlummerten!
Wo Adams Enkel wird, was sein Vater war,
Als er sich nun der Schöpfung Armen
Jauchzend entriß, und, ein Leben, da stand!

O Feld! vom Aufgang bis wo sie untergeht,
Der Sonnen lezte, heiliger Todten voll!
Wenn seh ich dich! — wenn weint mein Auge
Unter den tausendmal tausend Thränen?

Des Schlafes Stunden oder Jahrhunderte,
Fließt schnell vorüber, fließt, daß ich aufersteh!
Allein sie säumen; und ich bin noch
Diesseits am Grabe! Du, helle Stunde,

Der Ruh Gespielinn, Stunde des Todes, komm!
O du Gefilde, wo zur Unsterblichkeit
Diß Leben reift, noch nie besuchte
Ruhestatt meines Gebeins, wo bist du?

Laßt

Laßt mich dorthin gehn, daß ich die Stätte seh',
Sie mit gesenktem, trunkenem Auge seh'!
Dann stille Blumen drüber streue
Unter die Blumen mich leg' und sterbe!

Wunsch groser Aussicht, aber nur Glücklichen!
Wenn du, die süsse Stunde voll Seligkeit
Da wir dich wünschen, kämst, wer gliche
Dem, der alsdenn mit dem Tode ränge!

Doch ich will leben, daß ich des Todes werth
Entschlummere, daß ich, wenn es gesungen ist
Das Lied vom Sohne triumphirend
Ueber das Grab den erhabnen Weg geh!

O du mein Meister, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrtest! zeige die Stufen mir,
Wo du hinauf stiegst, wo die Seher,
Die dich verkündigten, Palmen tragen.

Dort ist es himmlisch! In der Entfernung Nacht
Bet ich die Spur an, wo du gewandelt bist,
Doch fällt von deinen hohen Stufen
Schimmer herab, und mein Auge sieht ihn:

Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, welch' auf der Erde bleibt!
Nach Palmen ringt er, die der Seraph
Um des Unsterblichen Schläfe windet!

Zeigt mir die Laufbahn, wo bey dem fernen Ziel
Die Krone schimmert! Meinen erhabensten
Gedanken, lehrt den Hoheit! führt ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

Daß ich den Nachhall derer, die ewig sind,
Den Menschen singe! daß mein geweihter Arm
Von eurem Altar Flammen nehme!
Flammen ins Herz der Erlösten ströme!

Henoch,
oder
Gedanken von GOTT.
Ein Fragment.

Als ich das kleine Leben noch lebte, da noch die Stunde
Meiner neuen Herrlichkeit säumte; da saß ich oft einsam
An der Ceder im Haine; dann rauschten wallende Lüfte
Durch die Ceder ihr Leben; es fühlten sich alle Naturen
Um mich herum: ich aber empfand die unsterbliche Seele!
Damals, o, da schon ergriff mich in Stunden, die ich noch segne,
Oft, mit so unaussprechlicher Neuheit und Wonne, der beste
Aller Gedanken, der große Gedanke, vom ersten der Wesen!
Daß von seinem Anschaun die Seele zur tiefsten Bewunderung
Schauernd hinunter erstaunte! so neu, so niemals empfunden

War

War sein Gefühl mir! Ich rief, der zitternde Mund nicht! der starrte!

Jede Stunde war todt! der Athem stand bebend! das Leben

Stuzt', hielt inne! Die Zeit gieng nicht fort! doch laut aus der Tiefe

Laut, mit allen Empfindungen, rief die betende Seele:

O, wer bist du? — Wer bist du? — Du Wesen der Wesen, wer bist du?

GOtt! — unendlich! — der Erste! — da war es einsam! — du Schönster!

Wesen ohn Ursprung! — doch wars nicht ewig einsam! Du Liebe!

Ach! — (nun kam mir die Stimme zurück, nun flossen die Thränen!)

Ach! mein Schöpfer! mein GOtt! ich vergeh' in den mächtigen Freuden!

Dicht, denn dicht um mich ruht deiner Allgegenwart Fülle!



Ueber

Ueber die

Allgegenwart Gottes.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hattest;
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernsten Stunde
Thatest du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit seyn wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub ist;
Du standest, und sprachst
Zu den Schlafenden:
Willig ist eure Seele;
Allein das Fleisch ist schwach!

Dieser

Dieser Endlichkeit Loos,
Diese Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn sie zu GOtt, zu GOtt!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will.

Anbetend, Vater, sink ich in Staub, und fleh!
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß sie zu dir sich, zu dir, erhebe!

Allgegenwärtig, Vater, umgibst du mich! —
Steh hier, Betrachtung, still, und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach!

Was wird das Anschaun seyn,
Wenn der Gedank' an dich,
Allgegenwärtiger!
Schon so viel Kräfte jener Welt hat!

Was wird es seyn dein Anschaun,
Unendlicher, Unendlicher!

Das sah kein Auge,
Das hörte kein Ohr,
Das kam in keines Herz;
Wie sehr es auch rang,
Wie es nach GOtt auch, nach GOtt!
Nach dem Unendlichen, dürstete,
Kams doch in keines Menschen Herz:
Was GOtt bereitet hat
Denen, die ihn lieben!

Wenige nur, ach, wenige sind,
Deren Aug in der Schöpfung
Den, der geschaffen hat, sieht!
Wenige, deren Ohr
In dem mächtigen Rauschen des Sturmwinds,
Im Donner, der rollt,

Oder im lispelnden Bache,
Den Unerschaffnen hört!
Wenige Herzen erfüllt
Mit Ehrfurcht und Schauer
Gottes Allgegenwart!

Laß mich, im Heiligthume,
Dich, Allgegenwärtiger!
Stets suchen, und finden!
Und wenn er mir entflieht
Dieser himmlische Gedanke,
Laß mich ihn tief anbetend
Aus den Chören der Seraphim,
Ihn mit lauten Thränen der Freude
Herunter rufen,
Damit ich, dich zu schaun,
Mich bereite, mich weihe,
Dich zu schaun!
Im Allerheiligsten!

Ich hebe mein Aug auf, und sehe,
Und siehe der HERR ist überall!
Erd, aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward,
Auf der ich mein erstes Leben lebe!
In der ich verwesen,
Aus der ich auferstehn werde!
GOtt, GOtt würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu seyn!
Mit heiligem Schauer
Brech ich die Blum' ab!
GOtt machte sie!
GOtt ist, wo die Blum' ist!
Mit heiligem Schauer
Fühl ich das Wehn,
Hier ist das Rauschen der Lüfte!
Es hieß sie wehen, und rauschen,
Der Ewige!

Wo sie wehen, und rauschen,
Ist der Ewige!
    Freu dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst,
Wird der Ewige seyn!
    Freu dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmer verwehn!
Auch dort, Verwester, Verstäubter,
Wird Er seyn, der Ewige!
    Die Höhen werden sich bücken!
Die Tiefen sich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unsterbliche schafft!
    Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!

Halleluja dem Schaffenden!

Ich hebe mein Aug auf, und sehe!
Und siehe, der HERR ist überall!
Euch Sonnen, euch Erden, euch Monde der Erden,
Erfüllet, rings um mich,
Seine göttliche Gegenwart! ——

Geheimnißvolle Nacht der Welten,
Wie wir im dunkeln Worte schaun
Den, der ewig ist!
So schauen wir in dir, o Nacht der Welten,
Den, der ewig ist!

Hier steh ich Erde!
Was ist mein Leib
Gegen diese selbst den Engeln
unzählbare Welten!
Was sind diese selbst den Engeln
Unzählbare Welten
Gegen meine Seele!

Ihr, der unsterblichen, ihr, der erlösten
Bist du näher als den Welten;
Denn sie denken, sie fühlen
Deine Gegenwart nicht!

Mit stillem Ernste dank ich dir,
Wenn ich sie denke!
Mit Freudenthränen, mit namloser Wonne
Dank ich, o Vater, dir,
Wenn ich sie fühle!

Augenblicke deiner Erbarmungen
O Vater, sinds,
Wenn du das himmelvolle Gefühl
Deiner Allgegenwart
In meine Seele strahlst!

Ein solcher Augenblick
Ist ein Jahrhundert
Voll Seligkeit! — —

Meine Seele dürstet,
Wie nach der Auferstehung
Verdorrtes Gebein!
So dürstet meine Seele
Nach diesen Augenblicken
Deiner Erbarmungen!

Ich lieg, ich liege vor dir
Auf meinem Angesichte!
O läg ich, Vater, noch tiefer vor dir
Gebückt im Staube
Der untersten der Welten!

Du denkst, du empfindest,
O die du seyn wirst!
Die du höher denken,
Und seliger empfinden,
Die du anschaun wirst!
Durch wen, o meine Seele?
Durch den, der war! und der ist! und der seyn wird!

Du, den Worte nicht nennen,
Deine noch ungeschaute Gegenwart
Erleucht und erhebe
Jeden meiner Gedanken,
Leit ihn, Unerschaffner, zu dir!
Entflamm, und beflüg'
Jede meiner Empfindungen,
Leite sie, Unerschaffner, zu dir!

Wer bin ich, o Erster!
Und wer bist du! —
Wer bist du! —

Stärke, kräftige, gründe mich,
Daß ich dein sey,
Auf ewig dein sey!

Ohn ihn, der sich für mich geopfert hat,
Könnt ich nicht dein seyn!
Ohn ihn wär deine Gegenwart
Feuereifer und Rache mir.

Erd,

Erd, und Himmel vergehen;
Deine Verheissungen, Göttlicher, nicht!
Von dem ersten Gefallnen an,
Bis zu dem lezten Erlösten,
Den die Posaune der Auferstehung
Verwandeln wird,
Bist du bey den Deinen gewesen,
Wirst du bey den Deinen seyn!

In die Wunden deiner Hände
Legt ich meine Finger nicht!
In die Wunde deiner Seite
Legt ich meine Hand nicht!
Aber du bist mein HErr! und mein GOtt!

Mit Gnade sey mir gegenwärtig,
Mit Gnade! mit Gnade!

Es sind Worte des ewigen Lebens,
Die du betetest

Eh du in Gethsemane
Ins Gericht giengst!
Hallet, Himmel, sie!
Stamml', o Erde, sie nach!
Laß alle sie eins seyn!
Wie du, Vater, in mir bist,
Wie ich in dir bin,
So laß alle sie eins in uns seyn!
Ich in ihnen!
Und du in mir!
Daß sie zu einer Vollkommenheit
Vollendet werden!
Hallt die Worte des ewigen Lebens, ihr Himmel!
Stamml', o Erde, sie nach!
Der für mich mit dem Tode rang!
Den GOtt für mich verließ!
Der nicht erlag,
Als ihn der Ewige verließ,
Der ist in mir!

Gedanke meines tiefsten Erstaunens,
Ich bebe vor dir!
Da die Winde gewaltiger wehten,
Die höhere Wog' auf ihn strömte,
Sank Kephas!
Ich sinke!
Hilf mir, mein HErr, und mein GOtt!



Das
Anschaun Gottes.

Mit Zittern freu ich mich,
Und würd es nicht glauben;
Wäre der nicht der Ewige,
Der mirs verheissen hat!
Denn ich weiß es, ich fühl es:
Ich bin ein Sünder!
Würd es wissen und fühlen;
Wenn auch sein göttliches Licht
Heller mir meine Flecken nicht zeigte,
Nicht enthüllte
Meiner Seele Todesgestalt!
Mit tief anbetendem Erstaunen,
Im Staube zitternd, freu' ich mich!
Ich werde GOtt schaun!

Forsch ihm nach, dem göttlichsten Gedanken,
Den du zu denken vermagst,
O die du, nah am Grabe deines Leibes,
Doch ewig bist!

Nicht, daß du wagtest
Ins Allerheiligste zu gehn!
Viel unüberdachte,
Viel nicht gepriesne, nicht gefeyrte,
Himmlische Gnaden
Sind im Heiligthume.

Von ferne, nur von ferne
Nur Einen gemilderten Schimmer,
Damit ich nicht sterbe!
Einen für mich durch Nacht
Gemilderten Schimmer
Deiner Herrlichkeit seh' ich.

Wie groß war der, der beten durfte:
Hab ich Gnade vor dir gefunden; so laß mich
Deine Herrlichkeit sehn!
Der so zum Unendlichen
Beten durft', und erhört ward!

Ins Land des Golgatha kam er nicht!
An ihm rächt' es ein früherer Tod,
Daß er Einmal, nur Einmal
Nicht glaubte!

Wie groß zeigt ihn
Selbst die Strafe!
Und doch verbarg der Vater ihn
In eine Nacht des Bergs,
Als vor dem Endlichen
Des Sohnes Herrlichkeit
Vorübergieng!
Als die Posaun auf Sinai schwieg,

Und

Und die Stimme der Donner!
Als GOtt von GOtt sprach!

Uneingehüllt durch Nacht,
In eines Tages Lichte,
Das keine Schatten sichtbarer machen,
Schaut er nun Jahrhunderte schon,
(Wir haltens für Jahrhunderte!)
Ausser den Schranken der Zeit,
Ohn Empfindung des Augenblicks,
Dem der Augenblick folgt,
Schaut er nun
Deine Herrlichkeit,
Heiliger!
Heiliger!
Heiliger!
Namloseste Wonne meiner Seele!
Gedanke des künftigen Schauns;

Du,

Du, du bist meine große Zuversicht,
Du bist der Fels,
Auf den ich trete,
Und gen Himmel schaue,
Wenn die Schrecken der Sünde,
Des Todes Schrecken,
Wenn sie fürchterlich drohn,
Mich niederzustürzen,

Auf diesen Felsen, o du,
Den nun die Todten Gottes sehn,
Laß mich stehn,
Wenn mich die Allmacht
Des unbezwingbaren Todes
Einst ringsum einschließt!

Erheb, o meine Seele, dich
Ueber die Sterblichkeit!
Blick auf und schau!

Schau oft; so wirst du stralenvoll
Des Vaters Klarheit
In JEsu Christi Antlitz schaun!

Hosianna, Hosianna!
Die Fülle der Gottheit
Wohnt in dem Menschen
JEsu Christo!

Kaum schallt der Seraphim Harfe noch,
Sie bebt!
Kaum tönt ihre Stimme noch,
Sie zittert! Sie zittert!

Hosianna! Hosianna!
In dem Menschen JEsu Christo
Wohnt die Fülle der Gottheit!

Selbst damals, da einer der Strahlen Gottes
Auf unsre Welt

Jene

Jene Weissagung heller leuchtet, erfüllt ward;
Da er verachtet und elend war!
Selbst damals erblickten,
Nicht die Sünder,
Aber die Engel
Des Vaters Klarheit
Im Angesichte des Sohns!

Ich seh, ich sehe den Zeugen!
Neun entsezliche Mitternächte
Hatt' er gezweifelt!
Hatt' er mit der Schmerzen bängstem
Anbetend gerungen!

Ich seh ihn, und ahndende Freuden,
Wie keine der Freuden ist,
Welche die Erde nur gibt,
Durchbeben, erschrecken mich!
Glühn an meiner Stirn!

Schlagen in meinem Herzen!
Ich seh ihn!

Ihm erscheint der Auferstandne! — —
Seine Hände legt er
In des Göttlichen Wunden!
Himmel und Erde vergehen um ihn!
Auch er sieht die Klarheit des Vaters
Im Angesichte des Sohns.
Ich hör, ich hör, ich hör ihn!
Er ruft!
(Himmel und Erde vergehen um ihn!)
Er ruft:
Mein HErr! und mein GOtt!



Ernsthafte Beschäftigungen auf dem Lande.

Nicht in den Ocean
 Der Welten Gottes
Will ich mich stürzen!
Nicht schweben, wo die ersten Erschaffnen,
Wo die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten!
Und in Entzücken vergehn!

 Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben,
Und anbeten!

 Halleluja! Halleluja!
Auch der Tropfen am Eimer rann
Aus der Hand des Allmächtigen!

Da

Da aus seiner Hand
Die größern Erden quollen;
Da die Ströme des Lichts
Rauschten, und Orionen wurden;
Da rann der Tropf
Aus der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die Tausendmal tausend,
Die myriadenmal hundert tausend,
Die den Tropfen bewohnten?
Und bewohnen?
Wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden!
Mehr als die Erden, die quollen,
Mehr als die Orionen,
Die aus Lichte zusammen strömten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das neben mir spielt,

Du lebst!
Und bist, vielleicht! — —
Ach nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen,
Anzubeten!
Und ich weine?

Vergieb, vergieb dem Endlichen
Auch diese Thränen,
O der du bist und seyn wirst!

Du wirst sie alle mir enthüllen
Die Zweifel alle,
O du, der mich durchs dunkle Thal
Des Todes führen wird!
Dann werd ichs wissen:
Ob das goldne Würmchen,

Das

Das du auch geschaffen hast,
Eine Seele hatte?

Warest du nur gebildeter Staub,
So werde denn
Wieder verfliegender Staub!
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem, du mein Auge,
Freuden Thränen!
Du meine Harfe,
Preise den HErrn!

Umwunden, wieder von Palmen umwunden
Ist meine Harfe!
Ich singe dem HErrn!

Hier steh ich!
Rund um mich ist alles Macht!
Ist alles Wunder!

Mit tiefer Ehrfurcht
Schau ich die Schöpfung an!
Denn Du!
Namenlosester! Du!
Erschufst sie!

Lüfte, die um mich wehn,
Und süße Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht gießen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sendet der HErr? — — — Der Unendliche!

Aber jezt werden sie still; kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül,
Wolken strömen herauf!
Das ist sichtbar der Ewige,
Der kommt! — — —
Nun fliegen, und wirbeln, und rauschen die Winde,
Wie beugt sich der bebende Wald!
Wie hebt sich der Strom!

Sichtbar,

Sichtbar, wie du es Sterblichen seyn kannst!
Ja, das bist du sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich!
Der Strom flieht!
Und ich falle nicht auf mein Angesicht?

HErr! HErr! GOtt! barmherzig und gnädig!
Du Naher,
Erbarme dich meiner!

Zürnest du, HErr, weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde!
Du zürnest nicht, Vater!
Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Ueber den stärkenden Halm!
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater! Du zürnest nicht!

Alles ist stille vor dir, du Naher!
Rings um ist alles stille!

Auch das goldne Würmchen merkt auf!
Wär es vielleicht nicht seelenlos?
Wär es unsterblich?

Ach! vermöcht ich dich, HErr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird, HErr, die Nacht um dich!
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen?
Den zückenden Bliz?
Hört ihr den Donner Jehova?
Hört ihr ihn?
Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des HErrn?

Und die Gewitter Winde? Sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! Wie sie die Wälder durchrauschen!

Und

Und nun schweigen sie — — Majestätischer
Wandeln die Wolken herauf!

HErr, HErr! GOtt! barmherzig! und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sey dein herrlicher Name!
Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen?

Seht ihr den fliegenden Blitz?
Hört ihr, hoch in den Wolken, den Donner des
HErrn?
Er ruft:
Jehova!
Jehova!
Jehova!
Und der gesplitterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüber zu gehn!

Ach schon rauschen, schon rauschen

Himmel und Erde vom gnädigen Regen!

Nun ist; (wie dürstete sie!) die Erd erquickt!

Und der Himmel der Fülle des Segens entladen!

Siehe! nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter!

Im stillen sanften Säuseln

Kommt Jehova!

Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!



Lob=

Lobgesang
für die
Genesung des Königs
von den Blattern.

Laßt dem Erhalter
Unsers Geliebten
Uns freudig danken!
Du hasts allein gethan, o du des Lebens
HErr! und HErr des Todes!
Dir sey der Ruhm, der Dank, der Preiß, die Ehre,
Großer Erhalter
Unsers Geliebten!

Thränen und Wonne,
Dankende Thränen,
Seyn unser Opfer!
Mit diesem Opfer fallet tief anbetend
Vor dem Throne nieder,

Von dem des Rettenden Gebet erschollen:
Leben, ja leben
Soll mein Gesalbter!

Wunderbar hast du,
Vater des Schicksals,
Uns Ihn erhalten!
Zu viel, zu viel Barmherzigkeit, o Vater,
Hast du uns gegeben!
Steig oft und stark, Gebet, viel ist der Gnade,
Steige mit Wonne
Auf zu dem Geber!

Mengen erlagen!
Doch Ihn berührte
Sanft deine Hand nur!
So sanft, daß wir so gar (wer kann hier danken?)
Nicht einmal erschracken!
Zu viel, zu viel Barmherzigkeit, o Vater,
Gab uns die Stunde
Deiner Errettung!

Ach,

Ach, den wir lieben,
Vater, er lebet!
Und auch wir leben!
Dann in der Stunde deiner reichen Gnaden,
Da du ihn erhieltest,
Da rührtest du auch uns mit sanfter Hand an.
Vater, die Erde
Bebt', und wir leben!

HErr! da die Erde
Unter uns bebte,
Scholl deine Stimme!
Nicht deines Zornes, deiner Liebe Stimme
Scholl, uns aus dem Staube
Zu rufen, und gen Himmel schaun zu lehren,
Nach dir, des Todes
Herr und des Lebens!

Noch mit Entzücken
Hör ich der Erde
Gelindes Rauschen!

Des Richters Arm, der über andre Völker
Fürchterlich sich ausstreckt!
Die Städt erschüttert, daß sie im Erdbeben
Donnern, und fallen,
Unterzugehen!

Der itzt die Völker,
Daß er sie würge,
Dem Schwerde zuführt!
Der Arm wird über unserm Haupt erhoben,
Ach, daß er uns segne!
Und daß wir, auf des Segens Fülle merken,
Wecket er sanft uns
Auf aus dem Schlummer!

Fallet mit Jauchzen
Vor dem Erbarmer
Aufs Antlitz nieder!
Laßt jedes Herz sein Halleluja singen!
HErr, HErr, GOtt, barmherzig!

Du Duldender! Getreuer! Gnadenvoller!
Ehre dir! Preiß dir!
Dank dir, Erbarmer!

Gieng nicht Jehovens
Herrlichkeit sichtbar
Vor uns vorüber?
Laßt uns anbetend ihr von ferne nachsehn:
Ja! in unsrer Seele
Soll dieses Heils Erinnrung ewig bleiben!
Bleiben ein Nachhall
Dessen, was GOtt that!

Sagt es den Enkeln,
Väter, und lehrt sie
Gen Himmel schauen!
Vernimms, der Enkel Sohn, und lerne danken!
Und kein Greis entschlummre,
Der nicht noch einmal Dank, wenn er entschlummert,
GOtt aus des Herzens
Innersten stammle!

Daß

Daß wir dir danken!

Vater, o gib uns

Auch diese Gnade!

HErr, HErr! Preiß, Ehr, und Ruhm sey, und Anbetung

Deinem grossen Namen!

Hoch in den Himmeln hubst du deinen Arm auf,

HErr, uns zu segnen!

HErr, uns zu segnen!



Auf

Auf das Fest der Königlichen Souveränität in Dännemark.

Weht sanft auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwissender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

Veracht ihn, Leyer, wer sie nicht ehrt!
und stammt' er auch aus altem Heldenstamme;
Veracht ihn!

Sie haben uns der hundertköpfigen Herrschsucht entrissen!
Und Einen König gegeben!

O Freyheit! Silberton dem Ohre,
Licht dem Verstand, und hoher Flug zu denken!
Dem Herzen groß Gefühl!
O Freyheit, Freyheit! nicht der Demokrat allein
Weiß, wer Du bist!

M Der



Der guten Könige glückliche Sohn
Der weiß es auch!

Nicht für ein Vaterland nur,
Wo das Gesetz und Hunderte herrschen;
Auch für ein Vaterland,
Wo das Gesetz, und Einer herrscht,
Lockt, wenn der Tod sein großes Herz verdient,
Auf einem hohen Thermopylä!
Oder auf einem andern Altare des Ruhms
Lockt er sein Haar, und stirbt! — —

Unsterblichkeit Dir! Mit Blumenkränzen umwindet
Die Muse dein heiliges blutiges Haar!

Süß und ehrenvoll ist fürs Vaterland sterben,
Für Friederich, und für des großen Vaters
Glückliche Kinder, sein Volk!

Ich seh, ich seh, ein Geist der Patrioten
Entflammt der Krieger Schaar!
Du fliessest, Blut fürs Vaterland!
Und Namen, jezt nicht bekannter,
Als andre Namen sind,
Fliegen, wie Adler, empor!
Die Mutter und die Braut
Trocknet schnell die bebende Thräne;
Dann des Todten Verdienste
Möchten Thränen entweihn!

Allein mit Weisheit, welche noch männlicher,
Mit Vaterliebe, die viel edler,
Als Muth zu kriegen ist,
Hält Friederich sein Schwerdt zurück.
Europa donnert! Er schweigt!

Dank Dir, unser Vater,
Daß wir dein und unser Fest

Unter des segentriefenden Friedens
Beschattenden Fittigen feyern!

Nicht mit der lärmenden Pracht
Der Freude, die nur schimmert und tönt,
Nein deiner würdiger Friederich,
Mit tiefanbetendem Preise des Herrschers der Welten,
Welcher uns Dich und deine Väter gab,
Mit stiller Ruhe feyern wir,
Mit Freude tief im Herzen,
Und ihren entzückenden Thränen!

Entschlafnes Jahrhundert,
Hebe dein niedergesunkenes Haupt noch einmal empor,
Und gib dem neugebohrnen Jahrhunderte
Den Segen, den du hattest!

Es hebt sich auf, und segnet:
Nur Friederich und Christian
Sollen das neue Jahrhundert beglücken!

O hierum flehen wir, und unsre Kinder,
Vorsehung, Dich an!
Vorsehung, Dich, die jezt die Völker
Mächtig erinnert: Sie herrsche!

Hört ihr der Herrscherinn donnernde Wäage nicht klingen?
In ihren furchtbaren Klang
Schreyen Blut und Elend!
Nur wenige singen
Von Frieden darein!

Die donnernde Waage tönt fort, und wägt!
Ein Sandkorn mehr jezt in die eine,
Dann in die andre Schaale,
Ist Sieg voll Blut und Elend!

Noch werden der Krieger Stolzeste sagen:
Nicht deine brüllende Tode,
Schrecken mich deine Wetter nicht, Schlacht!

Aber, das Sinken und Steigen der göttlichen Waagschaal,
Und ihr Todeston, schrecken mich!

O Vorsehung, beschleuß doch endlich,
Endlich die blutigen,
Wieder besiegten Siege
Mit einem, der Friede gebeut!

So wollen unser Vater und wir,
Er, daß Er uns liebet!
Wir, daß wir Ihn lieben!
Ohne Wehmuth uns freuen!

Wie glücklich sind wir!
Weht über der Patrioten Gebeinen,
Ihr Winde, sanft!
Auch an Friederichs ungehinderter Gnade
Haben sie Theil!

O Tag der Feyer, wie groß bist du!
Mit dir beginnet
Ein neues Jahrhundert der Gnade!

Rothschilds Gräber.

Ernst in Sterbegedanken umwandl' ich
Die Gräber, und lese
Ihren Marmor und seh Schrift,
Wie Flammen, daran,
Andre, wie die,
So die äußre Gestalt der Thaten nur bildet,
Unbekannt mit dem Zweck,
Welchen das Innre verbirgt.
Furchtbar schimmert
Die himmlische Schrift:
„Dort sind sie gewogen,
„Wo die Krone des Lohns,
„Keine vergängliche, strahlt.„

Streuet Blumen umher!
Der Frühling ist wiedergekommen!
Wiedergekommen — — —
Ohn Ihn — — —
Blüthe bekränze sein Grab!

Sanftes, erheitrendes Bild von Auferstehung! —
Und dennoch trübt sich im Weinen der Blick?
Träufelt die Thrän' auf den Kranz?

Schauer kommt von dir her,
Langsam auf Flügeln der Nacht, Schauer.
Ich hör ihr Schweben! —
Wer seyd ihr, Seelen der Todten?

Glückliche Väter sind wir,
„Segneten,
„Segneten noch Friederich,
„Als der Erde wir Erde gaben!
„Wir kommen nicht von Gefilden der Schlacht!„

Bester

Bester König! — —

Es klagt ihm nach

Der Muse Gespiele,

Und der Weisheit!

Um ihn trauert der Liebling der Kunst.

Bester König! — —

Der Knabe, der Greiß,

Der Kranke, der Arme,

Weinen, Vater! — —

Es weint nah' und ferne dein Volk.

Von des Hella Gebirge,

Bis hin zum Strome Visurgis

Weinet alle dein Volk, Vater,

Dein glückliches Volk.

Kann Dir Lohn Unsterblichkeit seyn;

So beginnet die Erd ihn iezt zu geben!

Allein ist denn Unsterblichkeit Lohn?

Du, o Friederichs Sohn,
Du Sohn Louisens,
Erhabner, theurer Jüngling! —
Sey, schöner, edler Jüngling,
Den alle Grazien schmücken,
Auch der Tugend,
Sey uns, was dein Vater uns war!

Heiliger kann kein Tempel Dir,
Als dieser voll Gräber deiner Väter
Und nichts mehr Dir Erinnerung seyn,
Daß es Alles Eitelkeit ist,
Und Thaten der Tugend dann nur bleiben,
Wann GOtt auch vom Throne Dich ruft!

Ach, im Tod
Entsinkt die Erdenkrone
Dem Haupte!

Ihre Schimmer
Umwölkt bald
Der Vergänglichkeit Hand!
Aber es giebt auf ewig
Die ehrenvollere Krone
Jenen entscheidenden Tag seiner Vergeltungen
GOtt! — — —



Paral=

Parallele zwischen Engelland und Deutschland.

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bey seines Namens Schall?

Sie sind sehr reich! und sind sehr stolz!
Wir sind nicht reich! und sind nicht stolz:
Das hebt uns über sie!

Wir sind gerecht! das sind sie nicht!
Hoch stehn sie, träumen's höher noch!
Wir ehren fremd Verdienst.

Sie haben hohen Genius!
Wir haben Genius wie sie!
Das macht uns ihnen gleich!

Sie dringen in die Wissenschaft
Bis in ihr tiefstes Mark hinein!
Wir thun's und thaten's lang!

Wen haben sie, der, kühnen Flugs,
Wie Händel, Zauberey en tönt?
Das hebt uns über sie!

Wer ist bey ihnen, dessen Hand
Die trunkne Seel' im Bilde täuscht!
Selbst Kneller gaben wir!

Wann traf ihr Barde ganz das Herz?
In Bildern weint er! Griechenland,
Sprich du Entscheidung aus!

Sie siegen in der finstern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt!
Wir siegten da wie sie!

Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, heran!
Vor uns entflöhen sie!

O! sähn wir sie in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, einst dicht
Am blanken Stahl — wenns sinkt,

Wenn unsre Fürsten Hermanns sind,
Cherusker unsre Heere sind!
Cherusker, kalt und kühn!

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bey seines Namens Schall?



Eine Parodie auf das Stabat Mater des Pergolesi.*

Jesus Christus schwebt' am Kreuze;
Blutig sank sein Haupt herunter,
Blutig in des Todes Nacht.

Bey des Mittlers Kreuze standen
Bang Maria und Johannes,
Seine Mutter und sein Freund.
Durch der Mutter bange Seele,
Ach durch ihre ganze Seele
Gieng ein Schwerdt.

Liebend neiget er sein Antlitz:
Du bist dieses Sohnes Mutter!
Und du dieser Mutter Sohn!

Engel

*Aus Versehen ist eben diese Parodie im Verzeichniß Nr. 42. unter dem Titel eines Gesangs angezeigt worden.

Engel freuten sich der Wonne,
Jener Wonne,
Die der Mittler seiner Mutter,
Seinem Freunde sterbend gab.
Abgetrocknet sind nun ihnen
Alle Thränen,
Mit den Engeln freu'n sie sich.

Wer wird Zähren sanften Mitleids
Nicht mit diesen Frommen weinen,
Die dich HErr im Tode sahn?
Wer mit ihnen nicht verstummen,
Nicht, wie sie, vor Schmerz versinken,
Die dich HErr im Tode sahn?

Wer wird sich nicht innig freuen,
Daß der GOtt Versöhner ihnen,
Himmel, deinen Vorschmack gab,

Ach, daß JEsus Christus ihnen,
Himmel, deinen Vorschmack gab?

Ach, was hätten wir empfunden
Am Altar des Mittleropfers,
Am Altare, wo er starb!

Seine Mutter, seine Brüder
Sind die Treuen, die mit Eifer
Halten, was der Sohn gebot.

Erben sollen sie am Throne
In der Wonne Paradiese,
Droben, wo die Krone strahlt.

Sohn des Vaters, aber leiden,
Du Vorgänger, leiden müssen deine Brüder,
Eh' sie droben an dem Throne,
Eh' mit dir sie Erben sind.
Nur ein sanftes Joch, o Mittler!

Leichte Lasten, göttlicher Vorgänger! sind
Deinen Treuen, alle Leiden dieser Welt.

O, du herrlicher Vollender,
Der sein Joch mir, seine Lasten
Sanft und leicht alleine macht,
Voller Mitleid
Sanft und leicht alleine macht.

Auf dem hohen Todeshügel,
Auf der dunkeln Schädelstäte,
Da, da lernen wir von dir!
Da, Versöhner, da von dir!

Dort rufst du mich von der Erde
Laut gen Himmel,
Mich zu jenem Erb' im Licht!
Ach, zum Erb' im Licht hinauf!

Erdenfreuden,

Und ihr Elend,

Möchtet ihr dem Wanderer nach Salem

Staub unterm Fusse seyn!

Kurze Freuden! leichtes Elend!

Möchtet ihr dem Wanderer nach Salem

Staub unterm Fusse seyn!

Möcht' ich, wie auf Adlersflügeln

Hin zu euch, ihr Höhen, eilen,

Ihr Höhn der Herrlichkeit!

Mitgenossen jenes Erbes,

Mitempfänger jener Krone,

Meine Brüder leitet mich!

Daß dereinst wir, wenn im Tode

Wir entschlafen, dann zusammen

Droben unsre Brüder sehn.

Daß, wenn einst wir nun entschlafen,

Ungetrennet im Gerichte,

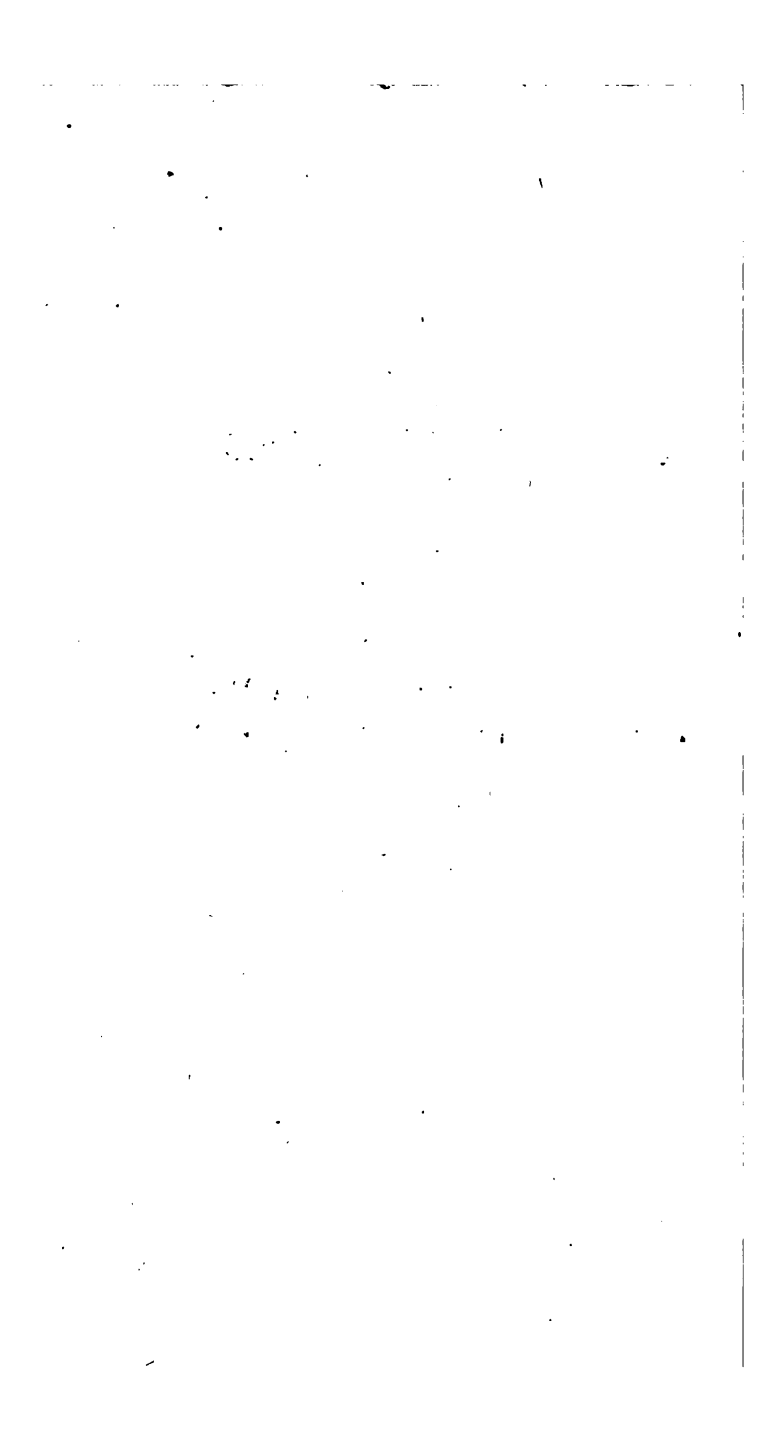
Droben unsre Brüder sehn.



Friedrich Gottlieb Klopstocks

kleine

Prosaische Werke.



Vorbericht
zu den prosaischen Werken.

Klopstock ist in seiner Prose fast eben so originell, als in seiner Poesie. Kurz, präcis, gedrängt von Gedanken und voll ächter deutscher Kern-Ausdrücke.

Nur wird ihm, wie mich dünkt, mit Recht vorgeworfen, daß seine Prose zuweilen zu tacitisch, zu gedrechselt und öfters gar ein bischen precios seye. Nicht selten ist er dunkel: er wirft einen großen Gedanken ohne Vorbereitung hin, der dem Leser zwar Erstaunen, aber nicht Ueberzeu-

gung abnöthiget. Man findet meistens Resultate einer großen Seele, ohne Prämissen; lauter Schlüsse ohne Vordersätze. Er steht immer oben, und zieht die Laiter nach sich, daß der Leser, der nicht nachklettern kann, vom beständigen Emporschauen ermüdet. Niemand wage es also, diesem Herkules seine Keule aus der Hand zu winden, und seine Prose nachzuahmen. Winkelmann, dessen Geist unter dem alten griechischen Himmel seine Bildung erhielt, schreibt eine Prose, die der Klopstockischen sehr ähnlich ist. Mehr Simplicität und Klarheit aber glauben wir in seinem Stile entdeckt zu haben. Herder würde, unserm Erachten nach, einer der vollkommensten

deutschen

deutschen Prosascribenten geworden seyn, wann er nicht zu sehr hamannisirte. Er hat indessen Stellen, die nach dem Idiom unserer Sprache nicht voller und stärker ausgedrückt werden können. Abbt, der leider zu bald vergessen wird, Lessing, Kloz, die wenigstens hier neben einander stehen mögen, und insbesondere Spalding, Zimmermann und Mendelsohn haben der deutschen Prose einen klassischen Ton gegeben. Ich hätte beynahe den unsterblichen Gellert vergessen, dessen Prose so sanft ist, als sein Charakter war. Nur scheint er uns in seiner Moral öfters zu declamatorisch und zu homiletisch, obgleich die

Die paar Stücke von der seligen Meta haben Wir der Sammlung nicht entziehen können, da diese große Frau, wie Cramer richtig bemerkt, Klopstock in weiblicher Schönheit war.

Ver=

Verzeichniß
der prosaischen Stücke.



I. Eine



I.

Eine Betrachtung
über
Julian den Abtrünnigen.

Man könnte gute Gründe anführen, wenn man behaupten wollte, daß es nicht mehr nöthig sey, die Freygeister zu widerlegen. Sie hätten ja, könnte man sagen, anstatt die starken Beweise, mit denen sie bestritten worden sind, zu beantworten, blos ihre alten, oft widerlegten und nicht selten lächerlichen Ein-

wesen wäre. Es ist schwer den Charakter dieses sonderbaren Mannes; denn diesen Beynamen verdient er vorzüglich vor allen andern, die ihm die Schmeicheleyen seiner ehmaligen und itzigen Proselyten gegeben haben; ich sage, es ist schwer, seinen Charakter genau zu entwickeln. Unterdeß glaube ich, daß ihn folgende Abbildung nicht verfehlt. Er war von Natur in Absicht auf die Wollust, ausserordentlich mäßig; aber er hielt sich, wegen dieser ihm nunmehr so leichten Tugend, dadurch vollkommen schadlos, daß er sich seiner heissen Ehrbegierde ganz überließ. Wenn er die Vielgötterey eben so gewiß glaubte, als er sie eifrig wiederherzustellen suchte; so ist er einer der merkwürdigsten Enthusiasten gewesen, die es jemals gegeben hat: Und hat er jenes nicht gethan; so übertrifft er die künstlichsten Heuchler. Der enthaltsame, der philosophische, der ernsthafte Julian, der Kaiser, der Nachahmer Antonins, tanzte bey einem öffentlichen Aufzuge mitten unter Priesterinnen der Venus, die dafür bekannt waren, daß sie ihrer Göttinn an diesem Tage auf eine Art, die ich nicht beschreiben will, dienten. Aeskulap selbst hat ihm oft die Mittel angezeigt, durch die er geheilt worden ist. Jupiter sey sein

Zeu-

Zeuge, daß er die Wahrheit sage. Er war in vielen Dingen nichts weniger als ein Originalgenie. Seine ganze Philosophie war die verwirrte verdorbene platonische Philosophie seiner Zeiten. Der Geschmack der Rhetoren seiner Zeiten war der seinige, blos daß er in einigen Stellen seiner Satyren und seiner Briefe besser schreibt. Wie lächerlich künstlich ist nicht das Meiste seiner Lobreden!

Seine Regierung folgte auf eine weichliche; man bemerkte es daher mehr, daß er wieder römisch regierte, und diß würde beynahe sein einziges Verdienst gewesen seyn, wenn er nicht auch die Wissenschaften und ihre Vertrauten auf eine Art, die ihm Ehre macht, geschäzt hätte. Er hatte es mit so vielen kleinen Seelen gemein, daß er durch den Krieg berühmt werden wollte; und vielleicht befürchtete er von der Nachwelt mit unter den großen Haufen der Helden geworfen zu werden; daher suchte er die Unsterblichkeit seines Namens durch eine neue Stütze, nämlich durch die Ausrottung der christlichen Religion, zu bevestigen. Diese Unternehmung ist ihm auch in so fern gelungen, daß ihn die Geschichte viel öfter nennt, als sie sonst thun würde. Diß ist, wie mich deucht, ein sehr wahrer Entwurf seines Charakters; es würde überflüssig seyn, ihn weiter auszubilden.

Wir wollen bey seiner Unternehmung, die christliche Religion zu vertilgen, und die heidnische wieder einzuführen, stehn bleiben. Er bemühte sich, dieser einen neuen und ihr vortheilhaften Anstrich zu geben. Er verband seine enthusiastische Philosophie mit derselben. Er befahl seinen Priestern, auch durch das Beyspiel ihrer Tugend, wie die Christen, zu lehren. Er ließ sie öffentliche Anstalten zur Versorgung der Reisenden und Armen machen. Die Vielgötterey hatte noch niemals mit dem Christenthume auf diese Art um den Vorzug gestritten. Er dachte sehr richtig darinn, daß er die Christen nicht mit dem Schwerdte verfolgte; ob er gleich nicht immer seinen Haß gegen sie völlig zu verstellen wußte. Denn bisweilen begegnete er ihnen offenbar ungerecht und grausam. Ueberhaupt aber suchte er seinen großen Plan mit vieler Klugheit auszuführen. Er verbot das Lesen der heidnischen Scribenten in den christlichen Schulen. Er glaubte ihnen auf diese Art den guten Geschmack und mit ihm alles zu nehmen, was er zur Unterstützung der Religion beytragen kann. Einige werden diß für einen geringen Verlust der Christen halten; aber Julian, der vielleicht niemals richtiger als hierin gedacht hat, hielt es mit

Recht

Recht für einen sehr wichtigen Verlust. Er suchte die Christen durch Uneinigkeiten zu schwächen. Es wurde ihm desto leichter, dieses zu thun, weil er dabey, indem er die Bischöffe der verschiednen Sekten, und bisweilen so gar den Pöbel mit ihnen vor sich disputiren ließ, sich seiner Lieblingsneigung, der Spötterey, überlassen konnte. Doch diß alles war ihm gleichwohl noch nicht genug. Er glaubte nichts gethan zu haben, so lange ihm noch etwas zu thun übrig sey. Er schrieb also auch gegen die Christen. Allein weßwegen sind diese Schriften verlohren gegangen? Die Christen haben sie auf die Seite geschafft, werden einige sagen. Als wenn mittelmäßige Schriften nicht eines sehr natürlichen Todes stürben, wenn sie von sich selbst untergehn. Wir haben aber seine Lobreden noch, und diese sind doch gleichwohl (selbst seine Bewunderer müssen dieses zugestehn) sehr mittelmäßig. Dieser Einwurf würde von einiger Erheblichkeit seyn, wenn nicht schon oft der Zufall gewollt hätte, daß Schriften von dieser Art auch ihrer verdienten Strafe entgangen wären.

Seine Schriften gegen die Religion sind wahrscheinlich seine lezte Unternehmung gegen dieselbe gewesen. Nicht lange vorher hatte er es un-

ternommen, die Juden wieder zu einem solchem Volke zu machen, als sie vor dem Gerichte, das über sie ergieng, gewesen waren. Er hatte keine geringere Absicht, als die Weissagung des Messias unwidersprechlich zu widerlegen. Niemals ist grössere Kühnheit und mehr Ueberlegung vereinigt worden, um das Aeusserste zu wagen. Ich werde von dieser ausserordentlichen Begebenheit, welche die einzige in ihrer Art ist, in einem der folgenden Blätter reden. Nach derselben scheinen mir seine Schriften wider die Religion derjenige unter allen seinen feindseligen Anfällen zu seyn, der am meisten Aufmerksamkeit verdient. Sie sind nicht ganz untergegangen. Ein Bischof hat, in einer Widerlegung derselben, einige Fragmente davon erhalten. Es verdient die Mühe zu sehn, was für Gründe diesen mächtigen Philosophen bewogen haben, das Christenthum mit einem solchen heißen Eifer vertilgen zu wollen.

Er glaube, sagte er, es sey gut gethan, wenn er die Ursachen öffentlich anzeige, die ihn dahin gebracht hätten, die Lehre der Galiläer für eine menschliche und boshafte Erfindung zu halten. Sie habe nichts Göttliches; sie misbrauche diejenige Kraft der Seele, die sich von dem Fabelhaf-

ten,

ten, dem Kindischen, und dem Unsinnigen fortreissen lasse. Diß ihr Geschwätz von Wundern solle bey ihr ein Beweis der Wahrheit seyn.

Ich mache hierüber weiter keine Anmerkung, als daß wir von dem, der uns diß von der christlichen Religion sagt, die gewissenhafteste Wahrheitsliebe, und die strengste Richtigkeit bey der Beurtheilung derselben erwarten.

Im folgenden (da ich nur Stellen aus Fragmenten anführe, so kann meine Absicht nicht seyn, sein System, wenn er anders eins gehabt hat, zu zeigen) vergleicht er die Erzählung Mosis und Platons von der Schöpfung, und giebt diesem den Vorzug, weil der oberste Gott den Untergöttern befohlen habe, die menschlichen Leiber, die Thiere und die Pflanzen hervorzubringen. Diesen merkwürdigen Triumph zu halten führt er beyde Stellen ganz an. Die Vortrefflichkeit der Stelle Platons sucht er so gar durch einen Commentarius, den er darüber macht, zu erweisen. Der Vorzug der platonischen Erzählung soll darin bestehn, daß der oberste Gott nichts Sterbliches gemacht habe.

Aber gleichwol war dieser oberste Gott der Schöpfer der Untergötter, und überdiß willigte

er

er nicht nur darein, daß sie das Sterbliche er-schaffen möchten; sondern er führte auch so gar zur Ursache an, daß das Ganze ohne die sterbli-chen Geschöpfe nicht vollkommen seyn würde.

Er führt an, daß Gott gesagt habe: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey; ich will ihm eine Gehülfin machen. Diß ist, sagt er, schlech-terdings fabelhaft. Denn wie ist es vernünftig zu denken, daß Gott nicht vorher wisse, daß die-jenige, die er zu einer Gehülfinn macht, demjeni-gen, der sie bekommt, nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden gereichen werde?

Ich habe überhaupt die Absicht nicht, Julian, indem ich einige seiner Fragmente wider die Reli-gion anführe, umständlich zu widerlegen. Aber würde diß, wenn ich jene Absicht auch hätte, wohl eine Widerlegung verdienen?

Daß es einen Mars, eine Minerva und einen Merkurius gebe, und daß jeder von ihnen gewiße Einflüsse auf die verschiednen Völker habe, be-weist er dadurch, daß die Gallier und die Deut-schen kühn, die Griechen und die Römer überhaupt gesittet und menschlich wären, und diese Eigen-schaften mit der Standhaftigkeit und dem kriegeri-schen Geiste verbänden; die Aegypter wären fei-

ner,

ner, künstlicher, die Syrer unkriegerisch und zärtlich, aber klug, lebhaft, leichtsinnig und gelehrig.

Die Nachricht von der Erbauung des babylonischen Thurms ist, seiner Meynung nach, deswegen eine Fabel, weil man die ganze Erde hätte zu Ziegeln brennen müssen, um nur bis an den Mond zu bauen. Und ihr, beschließt er, die ihr solche Fabeln glaubt, erkühnt euch noch immer, euch die Erkenntniß Gottes anzumaßen?

Moses hat, wie er glaubt, die Lehre von der Vielgötterey vorsetzlich verdunkelt, aber gleichwol hat er sich verrathen, indem er sagt, daß Viele, die Sprachen der Menschen zu verwirren, herunter gestiegen wären.

JEsus, sagt dieser Unglückliche, ist ungefehr seit dreyhundert Jahren berühmt. Er hat in seinem ganzen Leben nichts merkwürdiges gethan; man müßte denn glauben wollen, daß in den Flekken Bethsaida und Bethania Lahme und Blinde heilen, und Beseßne beschwören, große Thaten wären.

In einer andern Stelle aber sagt er: Bald hätte ich das Größte der Geschenke des Apollo und des Jupiters vergessen. Jupiter hat unter denen Göttern, die nur die Augen des Verstandes sehn,

den

den Aeskulap aus sich selbst gezeugt. Auf die Erde ist er durch das fruchtbare Leben des Apollo gekommen. Da Aeskulap von dem Himmel auf die Erde herunter gestiegen war; so ist er nur einmal in menschlicher Gestalt in den epidaurischen Gegenden erschienen. Von hier ist er weiter fortgegangen, und hat über die ganze Erde seine helfende Rechte ausgebreitet. Er ist zu Pergamus, in Jonien, zu Tarent gewesen. Zulezt ist er nach Rom gekommen. Er ist auf der Erde und dem Meere überall gegenwärtig; er kommt zu jedem unter uns, und heilt unsre kranken Seelen und Leiber!

Das Gelindeste, was man hierüber sagen kann, ist, daß Julian durch seine offenbare Partheylichkeit sehr unfähig wird, die christliche Religion zu beurtheilen.

Ich würde selbst einigen partheyisch vorkommen, wenn ich nicht auch etwas, das weniger schwach ist, anführte. Ihr ahmt, sagt er zu den Christen, nur den Juden in ihrer Bitterkeit und Wuth nach, indem ihr Tempel und Altäre verwüstet. Ihr tödtet nicht nur diejenigen, die in ihrer väterlichen Religion geblieben sind; sondern auch eure Ketzer, die doch überhaupt mit euch einerley

nerley Irrthum haben. Allein das ist euer eigen Werk. Denn nirgends hat euch JEsus diß geboten; Paulus auch nicht.

Hierin ist nichts falsch, ausser daß die Heiden von den Christen, wegen des Götzendienstes, wären getödtet worden. Uebrigens scheint mirs eine Schönheit dieser Stelle zu seyn, daß er die Christen an die Menschenliebe JEsu erinnert. In wessen Munde konnte eine solche Erinnerung stärker seyn?

Allein es war gewiß seine Meynung nicht, JEsu hierdurch auch nur einigen Beyfall zu geben. Denn er fährt gleich fort: Die Ursache warum euch JEsus und Paulus diß nicht geboten haben, ist weil sie nicht hofften, daß ihr jemals so mächtig werden würdet. Sie waren zufrieden, wenn sie das gemeine Volk verführen konnten, oder höchstens solche Leute, wie ein Cornelius und Sergius gewesen sind. Wenn einer von ihren Schülern unter den großen Männern dieser Zeiten (ich rede von des Tiberius und des Claudius Regierung) berühmt geworden ist; so will ich überhaupt die Unwahrheit geredet haben.

Würde sich Julian, durch so etwas blos Scheinbares haben blenden lassen, wenn er, wie sein gewähltes

wähltes Müster, wie Antonin gedacht, und die Menschen, gleich ihm, in dem rechten Gesichtspunkte angesehen hätte? Wer ist denn wirklich groß? Etwa allein der, welcher sich die mannichfaltigen Veranlassungen der Geburt und des Glücks zu grossen Thaten so zu Nutze macht, daß er die großen Thaten auch wirklich thut? Oder auch der, welcher zwar jene stärkre Veranlassung nicht hat, aber sich von den wenigen und geringen, die er hat, so führen läßt, daß er auch, obgleich keine solche, die von der Geschichte verewigt werden, dennoch wirklich große Thaten thut? Es ist so gar die Anzahl grosser Leute von der lezten Art stärker als von der ersten. Denn die Anzahl derer, die Stand und Glück erhöhn, ist überhaupt viel kleiner, als derer, die jene äusserlichen Vorzüge entbehren müssen.

Warum habt ihr unsre Götter verlassen, und seyd zu den Juden übergegangen? Etwa deßwegen, weil die Götter Rom die Herrschaft der Welt gegeben haben, den Juden aber auf kurze Zeit Freyheit und dann Knechtschaft? Er hatte gewiß nicht nöthig, die oft wiederkommne Dienstbarkeit der Juden, auch damit zu erweisen, daß sie von Richtern sind regieret worden. Auf eben die Art könnte man sagen, daß die Römer, selbst

in

in ihren freyſten Zeiten Sclaven geweſen wären, und zwar nicht etwa, weil ſie einen tyranniſchen Senat, ſondern weil ſie einen Senat gehabt hätten. Aber er iſt ſo erhizt, daß er das Lächerliche ſolcher Angriffe gar nicht zu merken ſcheint.

JEſus, der die Geiſter beherrſchte, der auf dem Meere wandelte, der die Beſeßnen befreyte, der, wie ihr behauptet, Himmel und Erde gemacht hat, konnte zu dem Beſten ſeiner Verwandten und Freunde (er redet von äuſſerlichen Vorzügen) nichts beytragen.

Wie kalt iſt dieſer Spott, in dem Munde desjenigen, der nicht allein die chriſtliche Religion kannte; ſondern ſo gar auf ſeine Beleſenheit in der Schrift eitel war! Denn wenn er darauf verfällt, bibliſche Stellen anzuführen, ſo hört er nicht auf.

Er hält ſich überhaupt mit vielem auf, das nichts für ihn erweiſt. Wie weit er hierin auszuſchweifen fähig ſey, zeigt er beſonders in der Stelle, in welcher er einen Biſchof ſchimpft, weil dieſer ſich hatte einfallen laſſen, zu behaupten, daß die Juden auch Hexameter hätten.

Warum findet ihr, ſagt er zu den Chriſten, an den Wiſſenſchaften der Griechen ſo viel Geſchmack,

wenn euch das Lesen eurer Bibel zureichend ist? Es ist doch viel wichtiger, den Leuten jene, als die Götzenopfer zu verbieten. Denn Paulus sagt ja selbst, daß diese dem, der davon ißt, nicht nachtheilig seyn; nur das Gewissen der Schwachen, die es sähen, möchte dadurch verlezt werden. Ihr Thoren!

Verlohnt es sich der Mühe, zu erweisen, daß diß weiter nichts, als eine sophistische Chicane ist?

Hier folgt eine Stelle, die uns seine Absicht, warum er das Lesen der heidnischen Scribenten in den christlichen Schulen verboten hat, in ihrem ganzen Umfange zeigt. Durch diese Wissenschaften, sagt er, ist unter euch jeder, der nur einige natürliche Gaben gehabt hat, von der Atheisterey (so nennt er die Verlassung des Heidenthums) zurück gebracht worden. Und wenn ich nicht irre, so wißt ihr es selbst genug, wie sehr unsre Wissenschaften von den eurigen unterschieden sind. Durch die eurigen wird keiner vortrefflich, oder auch nur mittelmäßig gut. Durch die unsrigen aber erhebt sich jeder über sich selbst, wenn er auch gleich von der Natur noch so sehr vergessen worden ist. Aber wenn dieselbe gegen einen unter uns freygebig war, und er sich dann durch unsre Gelehrsamkeit bilden läßt; so wird er einer von denen, die ein Geschenk

der

der Götter zu nennen sind; so zündet er entweder den Wissenschaften ein neues Licht an; oder er wird ein weiser Gesetzgeber; oder auch ein berühmter Eroberer!

Es kommt mir vor, als wenn Julian hier an sich selbst gedacht habe. Doch ohne mich hierbey aufzuhalten, merke ich nur an, erst: Daß keine einzige Wissenschaft mit dem Heidenthume und mit dem Christenthume, ausser der Moral, in einer nothwendigen Verbindung stehe, und daß also ein Heide oder ein Christ überhaupt groß oder klein in den Wissenschaften seyn kann, ohne daß seine Religion dabey in Betrachtuug kommt; Zweytens: Daß uns die Religion zu nichts andern, als zur Aufklärung unsers Verstandes in Absicht auf die Erkenntniß Gottes und zur Beßrung unsers Herzens gegeben werden konnte. Ich will es daher nicht einmal gegen unsre Widersacher gelten machen, daß die Offenbarung diesen ihren großen Endzweck, oft auch durch Meisterstücke der Poesie und der Beredtsamkeit, erreicht habe.

Er fährt fort: Versucht es nur, wählt aus allen euren jungen Leuten, unterrichtet sie in allen dem, was eure Bibel enthält; wenn diese in

ihren reifen Jahren besser als Sclaven seyn werden: So will ich ausgeschweift, so will ich gerast haben! Und doch seyd ihr solche Thoren und solche Elende, daß ihr ein Buch für göttlich haltet, durch welches keiner weiser, männlicher, und überhaupt besser, als er war, geworden ist.

Schon damals hätte ihn die Erfahrung von beynahe drey Jahrhunderten von dem Gegentheile überzeugen können. Wenn ich sage, daß uns eine Erfahrung von mehr als siebenzehn Jahrhunderten noch stärker davon überzeugt: So wird man mich mit dem Misbrauche, den einige Lasterhafte oder Unsinnige von der Religion gemacht haben, nicht widerlegen wollen.

Er hatte sehr recht darin, daß er die Christen wegen ihrer abergläubischen Verehrung der Gräber der Märtyrer anklagte; aber wie sonderbar ist sein Erweis, durch welchen er überzeugen will, daß sie hierin unrecht thun. Ihr seyd in eurer Bosheit so weit gegangen, daß ihr so gar nicht mehr den Worten JEsu gehorchen wollt. Er führt aber die Vergleichung der Pharisäer mit getünchten Gräbern an.

Indem er, ohne die geringsten Ansprüche auf die Kenntnisse, die zur Schriftauslegung gehören, auch

auch nur von sich vermuthen zu lassen, den Christen weitläuftig zu beweisen sucht, (denn er ist überhaupt sehr schwatzhaft) daß sie gewisse Weissagungen falsch von Christo verstånden; so wird er von seiner Einbildungskraft so fortgerissen, daß er zwo dieser Weissagungen von David erklårt. Was können wir von einem Philosophen erwarten, der einer Religion, auf die sich, wie er wußte, die christliche gründete, erfüllte Weissagungen zugesteht. Und was waren es denn für Propheten, deren Weissagungen erfüllt worden sind? Sie haben, sagt er anderswo, gerast, und nur mit alten Weibern zu thun gehabt!

So ist die Schrift beschaffen, in welcher sich, nach dem Ausdrucke des Bischofs, der sie widerlegt, die stolze heidnische Stirn gegen die Ehre Christi erhoben hat!

Einigen würden vielweniger Stellen, als ich angeführt habe, und vielleicht Eine genug gewesen seyn, um zu urtheilen, daß Julian sich gar nicht als ein großer Mann in dieser Bestreitung der christlichen Religion gezeigt habe. Sie werden, wenn sie ihn noch nicht von dieser Seite gekannt haben, erstaunt seyn, daß er über diese wichtige Sache, auf deren genaue Beurtheilung

ihm so viel ankommen mußte, so schwach gedacht habe.

Für andre waren mehr Stellen nöthig. Und vielleicht lernen auch die Freygeister diesen ihren Liebling dadurch noch besser kennen, als sie ihn bisher gekannt haben. Denn ich habe angemerkt, daß sie mit ihm, wie mit der Offenbarung umgehn. Diese greifen sie an, und haben sie nicht gelesen; und jenen vergöttern sie, und kennen ihn eben so wenig.

Ich hatte Anfangs vor, auch aus seinen übrigen Schriften, theils noch einige Feindseligkeiten gegen die Religion; theils solche Stellen anzuführen, welche die besondern Wendungen seines Verstandes und Herzens verrathen, um auf diese Art seinen Charakter ganz auszubilden: Allein ich muß gestehn, daß mir das Lesen seiner Werke so unangenehm geworden ist, daß ich meinen Vorsatz, wenigstens auf einige Zeit, aufgegeben habe. Man muß, deucht mich, sehr für ihn eingenommen seyn, wenn man sie so schön finden will, als seine Sophisten, die ihn, um wieder von ihm gelobt zu werden, mit ihren Lobeserhebungen unaufhörlich belagerten. Ich beschliesse mit einer Stelle, die ich, ihrer verdrießlichen

Länge

Länge ungeachtet, ganz übersetzen will. Man wird nicht leicht etwas, das auf so vielen Seiten lächerlich ist, gelesen haben.

„Daß die Zahl hundert allen andern vorgezogen zu werden verdiene, und die Vollkommenheit aller Zahlen enthalte, wird der lernen, der sich mit mir in folgende Betrachtung darüber einläßt. Es ist mir zwar nicht unbekannt, daß die Lehre der alten Weisen der ungeraden Zahl den Vorzug vor der geraden giebt; (hier führt er ihre Gründe sehr ernsthaft an) aber ich will gleichwol meine Meynung, so kühn sie auch ist, sagen. Ueberhaupt sind alle Zahlen von gleicher Beschaffenheit, und was den Zusatz der Vermehrung anbetrifft, so kann er durch jede Zahl gemacht werden. Allein es ist doch viel besser die gerade Zahl zur Ursache der Vermehrung als die ungerade zu machen. Die Zahl Eins würde an sich selbst nicht ungerade seyn, wenn nicht etwas da wäre, wodurch sie es würde. Die Verbindung zwoer Einheiten, woraus die Zahl Zwey besteht, bringt eine doppelte Ungeradheit hervor, aus Zwey entsteht Drey, und vermehrt zugleich Zwey. Wenn noch Zwey damit verbunden werden, so verursacht Drey die Vermehrung der Viere; und überhaupt zeigt diese

Verbindung, die aus einem von beyden entstandne Ungeradheit, und wird unter der Zahl Zwey begriffen. Dieses vorausgesezt, sage ich, daß indem sich die erste Zehn in ihrem Zirkel herumdreht, das Ganze zu hundert werde, und zwar so, daß mit Eins die Vermehrung zu Zehn zugleich wirkt, und daß ferner die in sich selbst wiederkehrende Zehn die Zahl hundert vollendet. Daher entsteht das Ganze aller Zahlen aus hundert, wobey auch die Eins nicht unbeschäftigt ist, wenn nicht die Zwey durch die Verbindung eine beständige Ungeradheit hervorbringt, und in sich selbst zurückkehrt, bis durch ein anderes Hundert die Summe geschlossen wird, und dieses Hundert mit derselben die Vollkommenheit verbindet, nach und nach weiter fort geht, und unter der Benennung vieler Hundert das Ganze bis zum Unendlichen der Entdeckungen erhebt. Homerus scheint mir nicht obenhin, und ohne Ursache in seiner Epopee dem Jupiter ein Schild von hundert Fellen zu geben, sondern vielmehr ein wichtiges und tiefes Geheimniß darunter zu verbergen. Indem er mit dem Begriffe von dem vollkommensten GOtte das Vollkommne der Zahlen verbindet, welches ihm vorzüglich vor allen übrigen Zahlen angemessen war,

und

und ihn in seiner Schönheit zeigte; oder weil die ganze Schöpfung, die er, zur Abbildung des Schildes, rund, wie dieses Urbild, vorstellt, von keiner andern Zahl, als Hundert, würdig ausgedrückt wird, und also die zirkelmäßige Zahl Hundert mit dem allgemeinen Verstande Jupiters, der alle denkende Wesen kennt, übereinstimmt. Eben diese Weisheit sezt den hundertarmigten Briareus neben dem Jupiter, und gesteht ihm zu, mit seinem Vater um den Vorzug der Macht zu streiten, indem sie ihm gleichsam mit dem Vollkommnen der Zahlen das Vollkommne der Stärke giebt. Wenn Pindarus, der Thebaner, die Niederlage des Typhons in seinen Siegsliedern besingt, und die Stärke dieses größten unter den Riesen dem höchsten Könige der Götter zuschreibt, so beweist er die vorzügliche Größe seines Ruhms durch nichts so sehr, als dadurch, daß er den hundertköpfigten Riesen, durch Einen Wurf, niederzuschmettern vermocht habe; und daß man von keinem andern Riesen glauben dürfte, daß er wider den Arm Jupiters streiten würde, als von dem einzigen, den seine Mutter mit hundert Köpfen bewafnet hatte; und daß keiner unter den andern Göttern, ausser allein Jupiter, des Siegs über

einen solchen Riesen würdig sey. Dem Liederdichter, Simonides, ist es zum Ruhme des Apollo genug, wenn er ihn den hundertfältigen Gott nennt, und ihn, statt aller andern unterscheidenden heiligen Benennungen, mit diesem Beynamen schmückt, indem er nämlich den Drachen Pytho mit hundert Pfeilen erlegt habe, lieber der hundertfältige, als der pythische gegrüßt seyn wolle, und diesen Beynamen, den er gleichsam als ein Erbe betrachte, vorzüglich gern höre. Die Insel Kreta, Jupiters Säugamme, ist zur Belohnung, daß sie diesen Gott aufgenommen hat, durch hundert Städte berühmt. Theben, das hundert Thore hat, lobt Homer aus keiner andern Ursache, als weil daselbst hundert Thore von bewundernswürdiger Schönheit sind. Ich schweige von den großen Opfern, wo hundert Thiere auf einmal geopfert werden; von den Tempeln, die hundert Pfeiler haben; von den Altären, die auf hundert Grundsteinen ruhn; von den Speisesälen für hundert Gäste; von den Feldern, die hundert Morgen groß sind; ja von allen göttlichen und menschlichen Dingen, welche durch diese Zahl unterschieden werden. Sie schmückt den Stand des Soldaten und des Bürgers, sie erfreut die kriegeri-

sche

sche Centurie, sie macht eine Versammlung von Richtern, die der Centurie gleicht, verehrungswürdig. Ich hätte noch vielmehr, als dieses zu sagen, allein die Kürze, die in Briefen erfodert wird, hält mich davon ab.„.

Ist nicht diese Stelle, die ich so wenig verstehe, als sie von andern verstanden werden wird, ein bewundernswürdiger Beweis von Julians großem Geiste?

II.

Von der besten Art über GOtt zu denken.

Man könnte unser Leben in eigentlichen Schlaf, in Schlummer, und in wirkliches Wachen, eintheilen. Der Schlummer wäre nicht etwa nur das Pflanzenleben, oder, welches noch schlimmer ist, dasjenige thierische Leben, da die Seele um des Leibes willen da zu seyn scheint; den Schlummer, den ich meyne, hebt auch selbst unsre äusserste Geschäftigkeit nicht auf: Das wirkliche Wachen wäre derjenige glückliche Zustand unsrer

unsrer Seele, da wir entweder GOtt denken; oder etwas, das GOtt geboten hat, und zwar weil er es geboten hat, thun. Nur von dem, der wirklich wacht, kann man sagen, daß er wirklich lebt. Ihr seyd nun bald achtzig Jahre alt; wie lange habt ihr gelebt? Oder, ihr seyd nur erst dreißig alt; wie vermuthet ihr, daß ihr diese Frage in eurem achtzigsten beantworten werdet? Und, wenn sie GOtt nach eurem Tode an euch thäte?— Wofern der Unendliche nicht spielte, als er uns schuf; so ist diese Sache erstaunlich ernsthaft!

Ich weiß wohl, daß wir, und alle andre moralischen Wesen, mehr zum Thun, als zum Denken, gemacht sind. Allein, da das Thun allezeit von dem Denken begleitet werden muß; da es eine gewisse Art zu denken giebt, die schon halb Handlung ist; und da sogar einige Gedanken völlig als Thaten von GOtt angesehn werden: so hat man nicht zu befürchten, daß man von einer Kleinigkeit rede, wenn man von demjenigen Theile unsers wirklichen Lebens redet, der im Denken besteht.

Welche von allen Arten, über das erste Wesen zu denken, ist die beste?

Ich

Ich sehe die Schwierigkeiten einer Antwort auf diese Frage in ihrem ganzen Umfange ein; aber gleichwol halte ich sie nicht für so groß, daß ich dem Recht geben würde, der mir, vielleicht mit vielen tiefsinnig scheinenden Gründen, sagte, daß man sich gar nicht darauf einlassen sollte.

Ehe ich meine Untersuchung anfange, muß ich einigen meiner Leser sagen, daß, wie es eine wirkliche Glückseligkeit ist, sich nur überhaupt vorzustellen, daß man existirt, ohne dabey die verschiednen Arten unsers Daseyns zu zergliedern, daß es auch eine wirkliche und viel höhere Glückseligkeit ist, uns überhaupt bewußt zu seyn, daß wir fähig sind, GOtt — den Unendlichen — zu denken! Fast alle Beweise für die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft werden den, der so unglücklich ist, kein Christ zu seyn, nur zweifelhafter machen. Aber das Bewustseyn dieser unsrer höchsten Fähigkeit ist ein Beweis, der wie die Sonne leuchtet. Ich kann GOtt, wie unvollständig meine Begriffe von ihm auch sind, ich kann GOtt denken! Ich bin unsterblich! Derjenige, der GOtt, auch nur Einen Augenblick, gedacht hat, sollte nicht unsterblich seyn? So kann ich fragen; und ein Erzengel, dem sich GOtt nicht

nicht unmittelbar offenbart, wie sehr er seine höhern Kräfte auch fühlt, fragt eben so.

Da die Anführung dieses Erweises nur eine Erläuterung des vorigen ist; so setze ich ihn nicht weiter fort. Ich könnte ihn so fortsetzen: Und ich darf GOtt lieben! Der, welcher GOtt, auch nur den hundertsten Theil eines Augenblicks, geliebt hat, sollte nicht unsterblich seyn?

Aber welche ist die beste Art, über GOtt zu denken? Man könnte sagen, wir müßten uns mit allen Arten so bekannt machen, daß wir zu der Zeit, da wir zu der einen nicht fähig genug wären, zu der andern unsre Zuflucht nehmen könnten. Ich habe nichts darwider. Denn alles, was uns zu GOtt führen kann, ist höchstwichtig. Gleichwol glaube ich, daß es eine von unsern vornehmsten Pflichten ist, uns an die beste Art, über GOtt zu denken, so zu gewöhnen, daß wir die andern beynahe nicht nöthig haben.

Ich hoffe meiner Materie genug zu thun, wenn ich drey Arten beschreibe; ob ich mir gleich nicht anmasse, die Sache dadurch bis auf ihre Nüancen zu bestimmen.

Es giebt eine kalte, metaphysische Art, die GOtt beynahe nur als ein Objekt einer Wissen-

schaft

schaft ansieht, und eben so unbewegt über ihn philosophirt, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren besondern Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend einer Methode einhergeht, welche ihr so lieb sind, daß sie jede freyere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft. Ich verstehe hier durch Erfindungen neue, oder mindstens feiner bestimmte Gedanken über die Vollkommenheiten des Unendlichen. Ich gebe zu, daß diese Art dem, der noch nöthig hat, sich von dem Daseyn Gottes zu überzeugen, nützlich seyn könne. Derjenige aber, welcher weiß, daß die Sonne scheint, oder, welches eben so gewiß ist, daß GOtt existirt, der diß weiß, und sich auf die angeführte kalte Art über GOtt zu denken, allein einschränken wollte, der würde sich dadurch der nicht kleinen Gefahr aussetzen, gar zu selten, oder beynahe gar nicht, GOtt, als den unendlich liebenswürdigen, als den über allen Ausdruck bewundernswürdigen, zu denken und zu empfinden; (denn diß Denken kann von der Empfindung nicht getrennt werden) er würde sich auch sogar der Gefahr aussetzen, welche er doch am meisten zu vermeiden glaubt, nicht wahr

wahr genug von ihm zu denken. Denn wer sich nicht genug erhebt, wer nicht würdig genug von ihm denkt, der denkt auch nicht wahr genug von ihm. Ein solcher Philósoph, wie ich meyne, wird mir einwerfen, daß ich diß zwar sage, aber nicht erweise. Und ich kann ihm doch hier weiter nichts antworten, als daß der Umstand, daß er den Erweis einer an sich selbst so klaren Sache verlangt, zwar Viele, aber nur ihn nicht überzeugen wird, er habe seinen Verstand durch metaphysische Grübeleyen, denen er sich nicht einmal frey überläßt, sondern die er nur nach einer gewissen Schulmethode zusammensezt, sehr kurzsichtig gemacht. Weil wir über diß alles, durch diese Art von GOtt zu denken, beynahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zulezt reden werde, zu erheben; so müssen wir auf unsrer Hut seyn, uns nicht daran zu gewöhnen. Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich meyne einen, den sein Kopf, und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern.

Es giebt eine zweyte Art, die ich die mittlere, oder um noch kürzer seyn zu können, Betrachtungen nennen will. Die Betrachtungen verbinden

eine

eine freyere Ordnung mit gewissen ruhigen Empfindungen; und nur selten erheben sie sich bis zu einiger Bewunderung Gottes. Sie können sehr wahr, sehr fromm, und sehr werth seyn, oft wieder gedacht zu werden; allein sie thun einer Seele, die sich auf das Aeusserste bestrebt, GOtt zu kennen, noch nicht genug, selbst in denen Stunden nicht genug, wo ihr Verlangen nach dieser Erkenntniß, durch ein gewisses unsrer Einschränkung sehr natürliches Nachlassen, gemildert ist. Sie haben überdiß oft die Unvollkommenheit, daß sie uns veranlassen, klein von GOtt zu denken. Nicht so würdig, als wir können, nenne ich schon klein von GOtt denken. Und diß geschieht am meisten dadurch, daß sie uns, ohne unsern Vorsatz, unvermerkt zu glauben verleiten, Gottes Gedanken seyn wie unsre Gedanken. Kurz, die Eigenliebe eines frommen, und in diesen Augenblicken vielleicht recht sehr frommen Mannes verführt ihn, GOtt nach sich zu beurtheilen.

Robert Boyle, und man wird doch nicht geneigt seyn, einen Mann, der in allen seinen Handlungen so viel edle Einfalt und ungesuchte Würdigkeit zeigte, deswegen einen Sonderling zu nennen, weil er in Einer Sache anders, als fast alle Men-

schen gehandelt hat; und noch weniger wird man denjenigen einen Heuchler nennen wollen, der seine reine Frömmigkeit durch eine völlige Vermeidung aller Scheinheiligkeit so sehr bewiesen hat, Robert Boyle sprach den Namen Gottes niemals anders, als mit einer so tiefen Ehrfurcht aus, daß er nicht anders konnte, als, nach der Aussprechung desselben, eine Weile stillschweigen, und erst nach diesem merklichen Innehalten, wobey er sein Haupt entblößt gehabt hatte, seine Unterredung fortsetzen. Wie mochte dieser verehrungswürdige Mann seine Empfindungen von GOtt, wenn er allein war, ausdrücken? wenn dieser ernste und von allem, was nur geschaffen ist, abgesonderte Tiefsinn zulezt in Erstaunen ausbrach, in Erstaunen über GOtt, das Höchste, ausser der Liebe zu ihm, wozu ein endlicher Geist fähig ist.

Sich auf der obersten Stufe dieser Erhebung zu GOtt lange zu erhalten, ist in diesem Leben unmöglich; aber sich ihr, durch mehr als Betrachtungen, oft und lange nähern, ist auch hier möglich, und die höchste aller Glückseligkeiten. Sich der obersten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt, (und wen

denkt sie?) so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und zu einem Endzwecke wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes sich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend einige kurze Ausrufungen der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und zu schwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefsten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuversicht glaubt, daß wir GOtt lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen.

Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser schnellfortgesezten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen Bestimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen, und sie in kurze Säze zu bringen; was für neue Wahrheiten von GOtt würden oft darunter seyn!

Die Erreichung der obersten Stufe in dieser lezten Art über GOtt zu denken, ist ein Zustand der Seele, da in ihr so viele Gedanken und Em-

pfindungen auf Einmal und mit einer solchen Stärke wirken, daß, was alsdann in ihr vorgeht, durch jede Beschreibung verlieren würde. Das Fragment aus dem Gedichte, Henoch, s. Klopstocks poet. Werke S. 139. drückt etwas davon aus.

III.

Von der Sprache der Poesie.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man in vielen Büchern wiederhohlt hat, daß bey allen Nationen, die sich durch die schönen Wissenschaften hervorgethan haben, die Poesie eher als die Prosa zu einer gewissen Höhe gestiegen sey. So viel ist unterdeß gewiß, daß keine Nation weder in der Prosa noch in der Poesie vortreflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte.

Die Griechen, und wer wird ihnen den vollkommensten poetischen Ausdruck absprechen? unterschieden diesen von dem prosaischen nicht allein

auf

auf alle Arten, auf welche es Nationen von Geschmack immer gethan haben; sie giengen noch weiter, und thaten es selbst durch den veränderten Klang der Wörter. Eben das Wort, das auch in Prosa gebräuchlich war, wurde, durch eine Sylbe mehr oder weniger, durch Hinzusetzung, Wegnehmung oder Veränderung eines Buchstabens, zum poetischen Worte gemacht.

Die Römer ahmten den Griechen zwar in dieser lezten Unterscheidung der Prosa und der Poesie nur sehr selten nach; aber wie sehr ist gleichwol der Ausdruck des Cicero und des Virgil unterschieden?

Nach der langen Barbarey sind die schönen Wissenschaften zuerst nach Italien gekommen. Wer weiß nicht, daß die italienische Sprache, diese älteste Tochter der römischen, auf die meisten Vorrechte ihrer Mutter Anspruch macht? Sie hat eine nicht geringe Anzahl Wörter, die der Poesie allein gewidmet sind. Der Vers berechtiget sie, den Klang der Wörter zu verändern; und sie ist ungemein biegsam, jeder Wendung eines poetischen Gedankens zu folgen.

Die Franzosen, welche die Prosa der Gesellschaften, und was derselben nahe kömmt, mit

der meisten Feinheit und vielleicht am besten in Europa schreiben, haben ihre poetische Sprache unter allen am wenigsten von der prosaischen unterschieden. Einige von ihren Genies haben selbst über diese Fesseln geklagt, die sich die Nation von ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaitres hat anlegen lassen. Unterdeß würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poesie gar nicht von ihrer Prosa unterschieden wäre. Sie ist dieß bisweilen sehr, und wenn sie es nicht ist; so haben wir wenigstens das Vergnügen, da, wo wir bey ihnen den poetischen Ausdruck vermissen, schöne Prosa zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen unter den Deutschen selten machen, welche an die wesentliche Verschiedenheit der poetischen und der prosaischen Sprache so wenig zu denken scheinen.

Ich würde den poetischen Ausdruck der Engelländer für den stärksten, und für denjenigen halten, der sich, den griechischen und römischen ausgenommen, am meisten von der Prosa unterschiede; wenn sie nicht so viele fremde Wörter, und mit ihnen alle Nebenbegriffe derselben in ihre Sprache aufgenommen hätten. Diese Nebenbegriffe bey den aufgenommenen Wörtern zu denken,

ken, ist mindstens denen unter den Engelländern und Fremden unvermeidlich, welche die Sprachen kennen, aus denen jene Wörter entlehnt sind. Ich gebe zu, daß die englische Sprache gleichwohl auch viel Eignes habe, und ich rechne unter dieß Eigne selbst den neuen Schwung, den sie den ausländischen Wörtern manchmal zu geben gewußt hat; allein man wird, auf der andern Seite, auch nicht läugnen können, daß ihr neuer, kühner und glücklicher poetischer Ausdruck, den Nebenbegriffen der aufgenommenen oft sehr prosaischen Wörter, nicht selten unterliege.

Es ist schon lange her, daß Luther die Deutschen durch die Art, auf welche er die poetischen Schriften der Bibel übersezt hat, von dem Unterschiede der prosaischen und poetischen Sprache hätte überzeugen können. Aber sie haben von diesem grossen Manne überhaupt weniger gelernt, als sie von ihm hätten lernen sollen. Opitz hat sie nach ihm an jenen Unterschied von neuem erinnert; Haller noch stärker: allein sie scheinen noch immer daran zu zweifeln.

Wenn man alle Stufen des prosaischen Ausdrucks hinaufgestiegen ist; so kömmt man an die unterste des poetischen. Die höchste prosaische

und die letzte poetische scheinen sich in einander zu verlieren. Es ist dem Redner, wenn er in seinem stärksten Feuer ist, nicht allein erlaubt; sondern er muß sich auch einige Schritte höher erheben, als er gewöhnlich soll. Auch der Poet darf, nachdem ihm die Personen, die er aufführt, oder die Sachen, die er vorstellt, dazu Gelegenheit geben, sich ein wenig weiter herunterlassen, als es ihm überhaupt zu thun erlaubt ist. Allein niemals dürfen sie auf beyden Seiten zu weit gehn. Doch die Regeln, wie weit sie gehn, und nicht gehn sollen, gehören zu meiner Materie nicht.

Um dasjenige, was ich sagen werde, genauer zu bestimmen, muß ich gleich anfangs anmerken, daß ich von dem Unterschiede der Gedanken und Empfindungen nicht rede, die der prosaische Scribent, und derer, die der Poet vor andern ausdrücken soll. Wenn ich dieß thun wollte; so würde ich vor allen festsetzen: Daß es Gedanken und Empfindungen, oft nur einen gewissen Grad, eine Wendung, eine Art von Ausbildung derselben giebt, die allein in der Poesie; und andre, die nur in Prosa gebraucht werden müssen. Dieß weiter auszuführen, würde aus zwo Ursachen überflüßig seyn. Der gute Poet weiß es schon;

und

und Leser von Geschmack finden Wahrheiten von dieser Art lieber in Gedichten selbst, als in Untersuchungen der Kritik. Ich werde daher nur von dem Ausdrucke dieser verschiednen Gedanken und Empfindungen etwas weniges sagen. Ich gebe zugleich zu, daß noch vieles, welches ich unberührt lasse, davon gesagt werden könne.

Wenn man den Gedanken hat; so wählt man das Wort, welches ihn ausdrückt. Wenn wir das rechte Wort nicht wählen; so thun wir eben das, was derjenige thut, der durch eine Mine etwas sagen will, und dem die Mine mislingt. Es ist dem Zuschauer oder dem Leser unangenehm, daß sie uns entweder nicht genug verstunden, oder daß sie die vergebne Mühe bemerkten, mit der wir uns bestrebten, uns zu erklären.

Die Poesie soll überhaupt vielseitigere, schönre, und erhabnere Gedanken, als die Prosa, haben. Wenn wir sie ausdrücken wollen; so müssen wir Wörter wählen, die sie ganz ausdrücken. Hier finden wir gleich anfangs eine nicht geringe Anzahl, von denen wir gar keinen Gebrauch machen können. Sie haben in dem Munde des Volks allen ihren Nachdruck verloren, oder sie haben niemals einigen gehabt. Die Sprache hat

 also

also für den Poeten weniger Wörter, und dieß ist der erste Unterschied der Poesie und der Prosa. Wir finden ferner viele Wörter, die zwar, in dieser oder jener Art der Poesie, noch edel genug wären, die es aber für die Art, in der wir arbeiten, nicht sind; ein neuer Unterschied, mindstens für diejenigen, die in jener Art der Poesie schreiben. Wie werden wir diesen Mangel ersetzen? Denn wir haben nun wirklich eine ärmere Sprache. Noch eine Anmerkung; so ist sie es noch mehr. Gewisse Wörter sind zwar edel genug; aber wir können sie, wegen ihres Uebelklangs, oder auch wegen des Sylbenmaasses, das wir gewählt haben, nicht brauchen.

Die edlen und für die Poesie vorzüglich brauchbaren Wörter sind, fürs erste, diejenigen, die keine niedrigen oder lächerlichen Nebenbegriffe veranlassen. Der Richter von der Niedrigkeit oder dem Lächerlichen der Nebenbegriffe ist allein der Geschmack. Die Franzosen finden vieles lächerlich, das es nicht ist. Wir treffen hier den rechten Punkt, wenn wir ihnen, in einer gewissen Entfernung, folgen.

Ferner sind für die Poesie vorzüglich brauchbare Wörter, die wirklich etwas sagen, und nicht

nur

nur zu sagen scheinen. Mich deucht, die Deutschen können bey dieser Untersuchung nie zu sorgfältig seyn. Ihre Sprache hat wirklich noch eine nicht geringe Anzahl von Wörtern dieser Art.

Es ist nicht nöthig, zu sagen, daß Wörter von ausgemachter Stärke unter die für die Poesie brauchbarsten gehören; allein es möchte vielleicht nicht überflüßig seyn, die Deutschen zu erinnern, daß diejenigen Wörter, die mit Geschmack zusammen gesetzt sind, unter die von ausgemachter Stärke zu zählen sind. Es ist der Natur ihrer Sprache gemäß, sie zu brauchen. Sie sagen so gar im gemeinen Leben: Ein gottesvergeßner Mensch. Warum sollten sie also den Griechen hierinnen nicht nachahmen, da ihnen ihre Vorfahren schon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?

Der poetische Ausdruck soll sich nicht immer, besonders in gewissen Dichtarten, durch die Stärke unterscheiden; er kann dieß auch oft, nachdem ihn der Gedanke dazu veranlaßt, durch angenehme und sanfte Wörter thun. Unterdeß verdient keine von Horazens Anmerkungen öfter wiederholt zu werden, als diese: Ihr sucht angenehm zu seyn; und ihr seyd ohne Nerven, ohne Seele!

Die

Die deutsche Sprache, die nun anfängt gebildet zu werden, hat noch neue Wörter nöthig. Ich rechne unter die neuen auch einige wenige veraltete, die sie zurücknehmen sollte. Aber, durch die Neuheit an sich selbst erhält ein Wort keine Vorzüge. Ausser dem, daß sein Schicksal sehr von der ungezwungnen Ableitung oder Zusammensetzung abhängt; so befördert, oder hindert auch seine Aufnahme die Güte oder Unbrauchbarkeit des Stammworts, von welchem es entstanden ist. So gar eine zu nahe Verwandtschaft mit einem andern Worte von niedriger Bedeutung, kann dem neuen Worte schaden. Himmling hätte man nicht wagen sollen, weil dem Leser Himmeln dabey einfallen könnte. Wenn ein Deutscher aus einem Alten einen Ausdruck, der ein Bild zeigt, bloß übersetzt und dazu in seiner Sprache ein eben so edles Wort wählt, als Virgil oder Homer in der seinigen gebraucht hatte; so kann derjenige, der ihn mit Recht tadeln will, nur folgendes anführen. Ihm misfällt entweder das Bild selbst; oder er tadelt den Dichter, daß es sich in seine Stelle nicht so gut schickt. Ist keine von beyden seine Ursache; so ist er verdrießlich darüber geworden, daß fusus im Deutschen hin-

hingegossen heißt. Ausser den bisher angeführten Eigenschaften guter Wörter, sie seyn neu, oder schon aufgenommen, kömmt es noch sehr, wenn sie gut bleiben sollen, auf die Stelle an, wo sie stehn. Sie sind dem Gedanken, den sie ausdrücken sollen, alsdenn erst angemessen, wenn sie an der rechten Stelle stehn. Der Leser macht besonders hier eine beständige, zwar sehr schnell gedachte, aber dennoch genaue Vergleichung zwischen dem Gedanken und dem Worte. Er fühlts, was wir haben sagen wollen, was wir gesagt, und was wir nicht gesagt haben.

Die Anmerkungen, die ich bisher über die Güte der Wörter gemacht habe, gelten zwar größtentheils auch von der Prosa; allein es ist die Pflicht des Dichters, sie mit noch genauerer Sorgfalt zu beobachten.

Wenn er mit der Wahl der Wörter glücklich gewesen ist; so erhebt er sich auch, durch die veränderte Ordnung derselben, über die Poesie. Nur selten sind die Leidenschaften, welche die Prosa ausdrückt, so lebhaft, daß sie eine nothwendige Verändrung der eingeführten Wortfügung erfordern. Die Poesie erfordert dieselbe oft. Denn die Abschildrung der Leidenschaften ist dasjenige,

was

was in einem guten Gedichte herrschen soll. Die Regel der zu verändernden Wortfügung ist die: Wir müssen die Gegenstände, die in einer Vorstellung am meisten rühren, zuerst zeigen. Die Stellen, wo in dem Gedichte die Einbildungskraft herrscht, sollen ein gewisses Feuer haben, das sich der Leidenschaft nähert; eine neue Ursache, die Wörter anders, als nach der gewöhnlichen Ordnung der Prosa, zusammen zu setzen. Doch dürfen wirs hier nicht mit gleicher Kühnheit thun. Eine fast unmerkliche Verändrung der Wortfügung möchte auch denen Stellen manchmal angemessen seyn, wo wir zwar vornehmlich beschäftigt sind, den Verstand zu unterhalten, aber uns auch erinnern, daß wir es als Poeten thun müssen. Bisweilen darf uns so gar der dadurch zu erreichende Wohlklang veranlassen, die Wörter zu versetzen. Ich meine nicht, daß es geschehen soll, den Vers bloß zu machen; sondern ihm durch diese Hülfe eine gewisse glückliche Wendung zu geben.

Aber nicht allein die Wahl guter Wörter, und die geänderte Verbindung derselben unterscheiden den poetischen Perioden von dem prosaischen. Es sind noch verschiedne von denen anscheinenden Kleinigkeiten

nigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden ist, was er ist.

Ich nehme an, daß die Wörter des Perioden und die Ordnung derselben, der Handlung, die der Periode ausdrücken soll, gemäß sind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier ist eine Redensart, wo nur ein Wort seyn sollte. Und nichts tödtet die Handlung mehr, als gewisse Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegentheil seyn. Hier sollte eine glückliche Redensart stehen. Der Gedanke erfordert diese Ausbildung. Dort sind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden fast unmerklich verbinden sollten. Sie sinds unter andern, wenn sie zu viel Sylben haben. Ein: dem ungeachtet, könnte die schönste Stelle verderben. Sie sinds ferner, wenn sie da gesetzt werden, wo sie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben konnten. Das doch, mit dem man wünscht, gehört vornehmlich hieher. In einer andern Stelle stand die Interjection nicht, wo sie stehen sollte. Das Ach fieng den Perioden an; und es hätte glücklicher vor den Wörtern gestanden, welche die Leidenschaften am meisten ausdrücken. Ein andermal hat

hat der Verfasser nicht gewußt, von welcher Kürze, und von welcher Stärke das Participium gewesen seyn würde. Darauf hat er es wieder gesetzt, wo es nicht hingehörte.

Wenn in den poetischen Perioden zu diesen Fehlern noch die beyden grössern kommen, daß die Hauptwörter theils nicht gut gewählt, theils nicht nach der Natur der Handlung geordnet sind; so haben wir eine Statüe, die weder Bildung noch Stellung hat. Alles ist kraftlos und ohne Character. Die eine Hand ist zu groß; der eine Fuß zu breit. Die Gelenke sind geschwollen. Sie hat nichts Fleischiges, kein Leben. Gleichwohl sehn wir, daß der Hauptgedanke des Künstlers gut war. Aber er ist unter dem Ausdrucke erlegen. Die besten Gedanken sind in der Gefahr, auf diese Art verdorben zu werden.

In vielen poetischen Schriften, welche die Deutschen noch nicht zu lesen aufhören, sind diese Fehler beynahe gar nicht vermieden worden. Es sind nur wenige, in welchen man nach den Grundsätzen, davon ich einige angeführt habe, gearbeitet hat. Allein diese wenigen haben die Sprache noch nicht völlig so bilden können, wie sie, nach ihrer Natur, gebildet werden sollte. Die Mittel,

die

die zu diesem Zwecke näher führen könnten, scheinen mir folgende zu seyn.

Die deutsche Sprache ist reich; allein sie hat nicht selten einen unnützen Ueberfluß. Sie kann nicht zu streng in der Enthaltung von solchen Wörtern und Redensarten seyn, die, wenn man es genau untersuchte, nicht einmal in Prosa geduldet werden sollten. Wenn man diese Wörter wegnimmt, so ist die Sprache dadurch zwar noch nicht arm geworden; aber es würde doch gut seyn, jenen sehr entbehrlichen Ueberfluß durch einen wahren Reichthum zu ersetzen. Ich meyne gar nicht, daß sich jeder, dem es nur einfällt, in diese Ersetzung mischen solle. Selbst die wenigen guten Scribenten sollten es mit der behutsamsten Sorgfalt und Beurtheilung thun. Auf die feurige Stunde der Ausarbeitung muß, besonders auch in Absicht auf den Ausdruck, die kältere der Verbeßrung folgen. Und nie darf diese ihren Rechten etwas vergeben.

Der deutsche Poet, der zu unsern Zeiten schreibt, findet eine Sprache, die männlich, gedankenvoll, oft kurz, und selbst nicht ohne die Reize derjenigen Annehmlichkeit ist, die einen fruchtbaren Boden schmückt, wenn sie mit spar-

samer Ueberlegung vertheilt wird; und die, wenn man sie zu sehr verschwendet, ein Blumenbeet aus einer schönen Gegend macht. Sie kann gleichwohl, wie mich deucht, auf zwo Arten noch weiter ausgebildet werden. Die eine ist: Ihre Scribenten richten sich nach der Wendung, die sie einmal genommen hat. Sie gehen auf dem Wege fort, den Luther, Opitz und Haller (ich nenne diese großen Männer nicht ohne Ursache noch einmal) zuerst betreten haben. Die andre Art ist: Sie ahmen der griechischen Sprache, der römischen und einigen unsrer Nachbarn nach: jenen, weil sie durch Meister gebildet worden sind, deren Werke in allen Jahrhunderten Muster bleiben werden; und diesen, in so fern sie theils von jenen ersten Mustern gelernt haben, theils eigne Schönheiten besitzen. Der glückliche Maler, der seine eigne Colorit hat, die ihn nachahmungswürdig macht, wird sich nicht schämen, von andern grossen Meistern zu lernen, ob er sich gleich sehr dabey hüten wird, dasjenige, was er entlehnt, auf eine Art anzubringen, die seiner eignen nicht angemessen wäre. Die Römer ahmten den Griechen auf diese Art nach. Und vielleicht hat die deutsche Sprache noch mehr Verwandtschaft

mit

mit der griechischen, als die römische mit ihr hatte. Wie glücklich die Engländer und Italiener in der Nachahmung jener beyden Sprachen oft gewesen sind, weiß jeder, der sie gelesen hat. Daß Ronsard es nicht war, daran ist weder Homers und Virgils, noch Corneilles Sprache Schuld.

Die Grenzen dieser Nachahmung können viel bestimmter bey dieser und jener Stelle gezeigt, als durch allgemeine Regeln festgesetzt werden. Ich werde mich nur auf eine Untersuchung einlassen.

Jede Sprache hat ihre Idiotismos. Man nimmt öfters Ausdrücke für Idiotismos an, die es zwar in so fern sind, daß sie wirklich in einer Sprache so oft vorkommen, daß sie ihr allein eigen zu seyn scheinen; die aber gleichwol keine grammaticalischen Idiotismi sind. Ich habe oft gefunden, daß man wider die Uebersetzung eines solchen Idiotismi am Ende nichts mehr sagen konnte, als daß man diesen Gedanken in dieser Sprache nicht denken wollte. Welches besonders deßwegen lächerlich war, weil man zugegeben hatte, daß er in der andern Sprache schön wäre.

Die Römer giengen so weit, daß sie auch die grammattikalischen Idiotismos der Griechen nachahmten. Meine Meynung ist nicht, daß die Deutschen dieses auch thun sollen (ob ich gleich nicht zu viel zu wagen glaube, wenn ich die sparsame Nachahmung einiger Wortfügungen ausnehme) ich meyne nur, daß sie sich das Geschrey derjenigen, welche die platte Sprache des Volks allein für gut Deutsch zu halten scheinen, nicht abhalten lassen sollen, den Griechen und Römern in ihren glücklichen Ausdrücken der Poesie nachzuahmen. Viele von diesen Ausdrücken könnten zwar auch, weil sie oft von ihnen gebraucht werden, Idiotismi heissen; sie sind aber vielmehr, auf der Seite des poetischen Ausdruckes überhaupt, anzusehn, und dieß so sehr, daß dabey gar nicht mehr die Frage von der Grammatik irgend einer Sprache ist, sondern von den Regeln desjenigen poetischen Ausdrucks, der in jede gebildete Sprache aufgenommen zu werden verdiente.

Wenn man die hebräische Sprache allein als eine morgenländische ansehn wollte; so würde man leicht darauf verfallen können, die Nachahmung derselben, wegen des zu großen Unterschieds der abendländischen und der morgenländischen Spra-

chen,

chen, schlechterdings zu verwerfen. Allein man hört mit Recht auf, sie bloß in diesem Gesichtspunkte anzusehn, wenn man anmerkt, daß die Verfasser des alten Testaments, (ich betrachte hier ihre Werke bloß als menschliche,) das Uebertriebene der morgenländischen Sprachen, ohne ihrem Feuer und ihren glücklichen Kühnheiten etwas zu vergeben, vermieden haben; daß wir, mit ihrer Art sich auszudrücken, schon vertraut geworden sind; und daß sie uns Begriffe sagen lehren, die für uns so wichtig sind, und von welchen wir fast keine Spur in den heidnischen Scribenten finden. Diese Umstände zusammengenommen machen den poetischen Ausdruck des alten Testaments besonders denen, die heilige Gedichte schreiben, zu einer reichen Quelle der Nachahmung, die ihnen dann am besten gelingen wird, wenn sie dem morgenländischen Ausdrucke, wo er am kühnsten ist, in einer gewissen Entfernung zu folgen wissen.

Gebildete Sprachen haben vieles miteinander gemein, und vieles, das sie von einander unterscheidet. Ich will nur etwas von dem, das einige nachahmungswürdige Sprachen von einander unterscheidet, anführen. Die feurige bilder-

volle Kürze der hebräischen Sprache; die Fülle, und die angemeßnen feinen Bestimmungen der griechischen; den Anstand, die Würde und den hohen Ton der römischen; die Stärke und die Kühnheit der englischen; die Biegsamkeit und die Annehmlichkeit der italienischen; und die Lebhaftigkeit und sorgfältige Richtigkeit der französischen, wird die männliche und ungekünstelte deutsche Sprache desto glüklicher erreichen, je freyer die Art und je reifer die Wahl seyn werden, womit sie nachahmen wird.

Es scheint mir, daß eine von ihren guten Eigenschaften eine gewisse Biegsamkeit sey, etwas von dem Tone andrer Sprachen anzunehmen. Derjenige würde mich falsch erklären, der glaubte, daß ich ihrem Originalcharakter hierdurch etwas vergeben wollte. Sie könnte vielleicht mehr geben, als sie nimmt. Sie ist, wie die Nation, die sie spricht. Sie denkt selbst, und bringt die Gedanken anderer zur Reife. Man wird mir also die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und von mir glauben, daß, wenn ich wünsche, daß sie einige angenehme oder starkgezeichnete Züge der Alten und Ausländer entlehnen möge, um sich vollends zu bilden, daß ich weit entfernt bin,

mich

mich dadurch für diejenige sclavische Nachahmung zu erklären, welche die Hälfte Deutschlands angesteckt zu haben scheint, und die es noch dahin bringen kann, daß die Ausländer glauben werden, die Deutschen am richtigsten von andern Nationen zu unterscheiden, wenn sie dieselben Nachahmer nennen.

IV.

Von dem Fehler, andre nach sich zu beurtheilen.

Es ist eins von den sonderbarsten Schauspielen, das man sich geben kann, wenn man mit Aufmerksamkeit zusieht, wie fast jeder den andern nach sich selbst beurtheilt. Selbst der Rechtschaffne fällt in den Fehler, von andern unrichtig zu urtheilen, indem er die Tugenden, die er selbst hat, auch bey andern findet. Aber welch ein edler Fehler ist dieser!

Einen gewissen Unterschied auch wohl Vorzug einiger Verstandeskräfte und der Denkart gesteht man zwar noch bisweilen zu; allein in Absicht

auf die Eigenschaften des Herzens, überredet man sich leicht, keinen über sich zu haben. Wenn man ausserordentlich grosse Tugenden in der Geschichte findet; so hält man hier den Geschichtschreiber für einen Dichter, und wenn man sie selbst sieht, so ist man gar zu geneigt, denjenigen, der sie thut, für einen Heuchler zu erklären. Und wenn dieses von ihm zu behaupten gar zu unwahrscheinlich ist; so sucht man sie, durch die Erfindung kleiner Absichten derselben, herunter zu setzen; oder man würdigt sie nicht mehr, mit dem, was man selbst thun könnte, zu vergleichen, indem man sie aus einer Enthusiasterey des Herzens herleitet, durch die man sich in einer Welt, wie die unsrige ist, zwar lächerlich, aber gewiß nicht glüklich mache.

Diese Gewohnheit, den weisen, den tugendhaften, den großen Mann zu sich herunter zu erniedrigen, und ihn mit seinem eignen kleinen Maaße zu messen, hat unter andern auch diese schlimme Folge, daß man sich der Muster der Nachahmung und ihres vielseitigen Nutzens beraubt. Und diese Muster der Nachahmung sind gleichwohl für die Meisten die einzige Reizung, die ihnen übrig ist, mindstens einige Stufen der

Tu-

Tugend zu ersteigen. Denn die Aussprüche der Pflicht sind ihnen zu kalt. Sie wirken nicht auf ihr Herz.

Kleon könnte sich vielleicht zu einem gewissen Grade von Tugend erheben; allein wenn er fortfährt, Aristen nach sich selbst zu beurtheilen, so ist gar keine Hoffnung mehr dazu.

Arist verzeiht seinem Feinde auf eine Art, welche die Zuschauer beynahe zweifelhaft macht, ob er beleidigt worden sey. Kleon, dem es unbegreiflich ist, daß man so verzeihen könne, hält Aristen für furchtsam. Denn das ist er selbst.

Arist scheint nicht reicher zu werden, ob er gleich in Umständen ist, in welchen er es werden könnte. Er hatte einigen Unglücklichen geliehn, von denen er geglaubt hatte, daß sie rechtschaffen wären. Dieß weiß Kleon zwar nicht; allein er spricht doch Aristen die Geschicklichkeit ab, seinen Reichthum zu vermehren, diese so leichte Geschicklichkeit, wenn sie durch die Gewissenhaftigkeit nicht schwer gemacht wird, und die Kleon gleichwohl nicht hat, ob ihn gleich Schwierigkeiten von dieser Art überhaupt nicht sehr einschränken.

Arist thut bisweilen etwas für die Nachkommen. Der arme Kleon, wie könnte er Aristen

in einem solchen Verdachte haben, er, der seinen Vater kaum ein wenig liebt, welcher fast sein ganzes Vermögen für ihn hingegeben hat.

Arist läßt sich nicht leicht herunter, Kleinigkeiten dadurch, daß er darüber etwas entschiede, wichtig zu machen. Kleon sieht, daß Arist schweigt, und hält dafür, daß Arist von seiner Meynung sey.

Homer sagt, daß uns Jupiter die Armen zusende. Man könnte eben dieß von Männern sagen, deren Tugenden Beyspiele sind. Aber was macht die kleine Seele eines Kleons aus einem Arist, der ihm zugesandt ist? Eine kleine Seele, wie er selbst hat! Und was ist ihm dann für eine Reizung übrig, in die Höhe sehn zu lernen, wenn er auf einen Arist nur nicht herabsieht?

Wofern er nur ein wenig auf sich Achtung gäbe, so könnte ihn die Erfahrung sehr leicht überzeugen, wie sehr er in seiner Art zu beurtheilen irre. Wie klein müßte er sich finden, wenn er sich erinnern wollte, daß seine Vermuthungen, durch die er die Handlungen eines Arist bey gewissen wichtigen Veranlassungen vorherzusehen glaubte, so sehr falsch gewesen sind. Und gleichwohl

wohl kann ihn die Erinnerung dieser Erfahrungen von seiner Krankheit, andre nach sich zu beurtheilen, beynahe allein heilen.

Wer schon angefangen hätte, seine Zuflucht zu diesem Heilungsmittel zu nehmen, dem würde es sehr nützlich seyn, wenn er die Geschichte in der Absicht läse, daß er sich bey merkwürdigen Begebenheiten vorstellte, was er, wenn er darinn verwickelt gewesen wäre, gethan haben würde, und dann zusähe, was große Männer gethan haben.

Wer dieß oft wiederholt hat, wird die Lächerlichkeit des Contrastes sehn, die sein voriges Verfahren hatte. Es ist in der That nichts komischer, als einen Kleon zu kennen, und ihn andre beurtheilen zu hören. Dieß Männchen steht in einem unbekannten Winkel, und glaubt doch mitten auf dem größten Schauplatze der Welt zu stehn. Wie dem Gelbsüchtigen alle Gegenstände gelb vorkommen: So scheinen einem Kleon alle Menschen eben so klein als er selbst ist. So bald er die Uebrigen seiner Aufmerksamkeit würdigt; so ist er gleich mit seiner Zauberey fertig, sie in sich selbst zu verwandeln. Es ist ein grotesker Anblick, diesen Pigmäen zu sehen, der, so bald er

er einen wirklichen Menschen erblickt, den Stab seiner eignen Grösse neben ihn stellt, oder ihn auf seine Wagschale legt. Da ein gewisser hoher Grad des Lachens eine sehr gesunde Erschütterung des Leibes seyn soll; so ist es nicht völlig abzurathen, sich bisweilen einem solchen Pigmäen zu nähern, und sich auf seine Art von ihm handhaben zu lassen.

V.

Von dem Range der schönen Künste und Wissenschaften. Eine Allegorie.

Der Geschmack war schon oft von den schönen Wissenschaften und von den schönen Künsten gebeten worden, ihren alten Streit, um den Vorzug, zu entscheiden. Allein er hatte dieser Entscheidung noch immer auszuweichen gewust.

Einst wurde ein Gedicht und ein Gemälde an einem feyerlichen Versammlungstage in den Tempel des Geschmaks gebracht, der Vorzugsstreit wurde

wurde dießmal heftiger, als er jemals gewesen war. Der Richter konnte die Entscheidung nicht mehr von sich ablehnen. Man sagt, daß die Hitze, mit welcher itzt alles vorgieng, daher entstanden sey, daß der Geschmack zu der Zeit, die er der Untersuchung des Gemäldes zu bestimmen schien, einige begierige Blicke in das Gedicht gethan hätte. Er sahe sich endlich gezwungen, beyden Partheyen zu erlauben, ihm ihre Ansprüche auf den Vorzug mit aller der Umständlichkeit vorzutragen, zu der sie die Wichtigkeit des Streits und der Entscheidung berechtigte.

Die Malerey, die Baukunst, die Kupferstecherkunst und die Musik trugens der Bildhauerkunst auf, die Vertheidigung ihrer gemeinschaftlichen Vorrechte zu übernehmen.

Die Philosophie, nicht diejenige, die sich in den neuern Zeiten von den schönen Wissenschaften getrennt hat, und in großen Bänden, die nicht gelesen werden, oft Sachen lehrt, die wenig wissenswürdig sind, und wenn sie wissenswürdigere vorträgt, sie auf eine Art sagt, die sich von jeder Kunst zu gefallen mit der äusserten Sorgfalt zu entfernen scheint: Diejenige Philosophie, deren Liebling Sokrates war, wurde von

ihren

ihren Freundinnen, der Poesie, der Beredtsamkeit und der Geschichte gebeten, ihre gemeinschaftliche Sache vorzutragen.

Die schönen Wissenschaften liessen es zu, daß sich die Bildhauerkunst hervordrang.

Unser Richter, fing diese an, wird uns verzeihen, daß wir der Ungewißheit erwähnen, in der er, nach der Anklage Einiger, manchmal seyn soll. Wir thun es nur, um ihm zu sagen, daß wir gar keinen Theil an der Anklage nehmen, und daß wir aus dieser Ursache desto zuversichtlicher glauben, daß sein Ausspruch auf unsrer Seite seyn werde. Die Gründe, die uns zu dieser Hoffnung berechtigen, sind diese. Wenn deine Lieblinge, die feinsten Kenner des Schönen, grosse Städte auf ihren Reisen besuchen, so sind wir es, die machen, daß sie sich lange darinn verweilen. Unsre Werke suchen sie am eifrigsten auf; diese betrachten sie; zu diesen kommen sie am oftesten zurück. Wie todt wäre die größte, die volkreichste ja selbst die gesellschaftlichste Stadt ohne uns! Sind es etwa die Besitzer jener prächtigen Paläste, welche machen, daß sich der reisende Kenner so lange darinn aufhält? Wie selten sind es diese! Die Meisterhand der Baukunst, welche

die

die Paläste aufgeführt, die majestätische Bildhauerkunst, die feurige Malerey, die sanfte Kupferstecherkunst, welche sie mit jeder Schönheit ausgeschmückt hatten, diese sind es, die das Auge des Kenners so lange und so angenehm beschäftigen. Er hört in einem von der Baukunst dazu eingerichteten Saale unsre Freundinn, die Musik. Und nur dieser erlauben wir es, daß sie ihn aufhalten, und ihn nicht so gleich nach der Galerie oder in die Gärten, welche Venus und die Gratien reizender machen, zurück kehren lasse. Welch ein trauriger Anblick muß es für ihn seyn, wenn er, aus unsern Palästen, in einen Buchladen, kommt. Was sieht er da? Eine alte, bekannte verdrießliche Sache, Bücher! Bedruktes Papier voll Zeilen, die immer auf die vorige Art wiederkommen, und welches er, ihm doch einige Zierde zu geben, in gefärbtes Leder einbinden lassen, und es irgendwo hinstellen kann, daß eine Art von Symmetrie herauskomme. Jeder kann diese Papiere kaufen, jeder, wenn ihm nichts bessers einfällt, sie lesen. Es ist so was gemeines, so was wiederholtes, so was wohlfeiles, ein Buch! Man würde die Bücher gar nicht mehr haben, gar nicht mehr ansehn mögen, wenn sie nicht

nicht die gütige Hand der Kupferstecherkunst bisweilen ausschmückte. Wie viel vorzüglicher sind unsre Werke! Es ist kein geringer Theil der Ehre einer Nation, uns zu unterstützen, uns mit jeder Aufmerksamkeit zu unterscheiden. Die Baukunst macht das Leben durch die Bequemlichkeit und durch die Pracht der Werke, die sie errichtet, angenehmer. Die Bildhauerkunst, die Malerey, die Kupferstecherkunst belohnen und verewigen das Verdienst. Wer würde sich der großen Männer, der Lieblinge des Vaterlandes, so oft erinnern, wenn er ihre unvergänglichen Bildnisse nicht auf den öffentlichen Plätzen, und in den Galerien sähe? Wie traurig würde das Leben derer ohne Musik seyn, die sie kennen! Und wie wenige sind, die sie nicht, bis auf einen Grad, empfinden? Wir würden uns durch falsche Bescheidenheit schaden, wofern wir es nicht frey heraussagten, daß wir uns nicht zu sehr zu schmeicheln glauben, wenn wir uns für schöner halten, als die Wissenschaften, denen man diesen Beynamen auch gegeben hat. Wir ahmen die Natur besser, als sie nach, weil wir, durch unsre Nachahmung unmittelbar auf die Sinne und durch ihre Hülfe zugleich auf die Einbildungskraft und aufs

Herz

Herz wirken. Unsre Gegnerinnen arbeiten nur für die Einbildungskraft und fürs Herz. Ausser dem, daß die Nachahmung, mit welcher wir der Natur folgen, reizender ist; so ist sie auch wahrer. Wir lassen uns in keine philosophische Untersuchung dieses wichtigen Vorzugs ein. Genug daß er da ist. Und überhaupt haben wir uns nicht viel in Untersuchungen einzulassen, da die Welt eben so von uns denkt, als wir von uns selbst denken. Belohnt sie uns nicht mit gleicher, und oft mit grösserer Ehre, als die schönen Wissenschaften von ihr erhalten? Sie werden uns gewiß nicht vorwerfen, daß wir die Ehre weniger als sie suchen, oder daß wir nicht so fein darüber denken: allein lebt man von der Ehre? Müssen sie nicht ganz andre Beschäfftigungen als die, so sie am meisten lieben, übernehmen, um zu leben? Wir leben von unsern Werken; und oft machen sie uns so gar reich!

Unsre Gegnerinnen, fing die Philosophie an, haben ihre Ansprüche auf den Vorzug ein wenig lebhaft und mit einem Stolze vorgetragen, dessen eine gute Sache, vor einem Richter, wie der unsrige ist, noch niemals bedurft hat. Ueberhaupt werden sie gestehn, daß sie uns seit je her weniger

Gerechtigkeit, als wir ihnen, haben wiederfahren lassen. Vielleicht sind das Genie und die Kenntniß, die zureichen, ihre Arbeiten hervorzubringen, nicht von eben der Hoheit, und von kleinern Umfange, als das Genie und die Einsichten sind, die zu unsern Werken erfordert werden. Wenigstens können wir diesen Stolz, mit dem ihr euren Vorzug vor uns behauptet, aus keiner andern Ursache herleiten. Wir haben diese eingeschränkte Art zu denken so wenig, daß wir dasjenige, was ihr für eure Sache noch hättet anführen können, hinzuthun wollen.

Der Eindruck, den die Religion auf jeden rechtschaffnen Mann macht, kann durch euch vergrössert werden.

Die Bildhauerkunst und die Malerey reizen die Andacht durch die Bilder, die sie aus der heiligen Geschichte nehmen und damit die vornehmsten Meisterstücke der Baukunst ausschmücken. Die Arbeiten der Kupferstecherkunst werden zwar zu dieser Absicht nicht gebraucht; allein diß benimmt ihrem Verdienste nichts, welches sie um die rührende Vorstellung der Begebenheiten der Religion haben kann. Und zu welchen Empfindungen würde die Seele von der Musik erhoben wer-

werden, wenn sie in den Kirchen die wahre Sprache des Herzens und der Andacht zu reden, und vornehmlich hier ihre Stärke in ihrem ganzen Umfange zu zeigen veranlaßt würde!

Wenn wir dieser Unpartheiligkeit ungeachtet, dennoch den Vorzug vor den schönen Künsten zu verdienen glauben; so ist die Neigung, ihn zu erhalten, zwar auch Eine Ursache davon: Aber es wird bey unsrer Sache doch vorzüglich auf die Gründe ankommen, die wir für uns anzuführen haben.

Unsre Gegnerinnen glauben schöner, als wir zu seyn. Wir verdanken es dem schnellen Urtheile unsers Richters, daß wir über diesen Punkt unsers Streits kurz seyn können. Dasjenige, so durch die Schönheit hervorgebracht wird, sind gewisse angenehme Vorstellungen und Empfindungen, die nach den Graden der Lebhaftigkeit, der Feinheit und der Stärke, die sie haben, die verschiednen Grade des Schönen bestimmen. Wenn wir theils erweisen, daß wir eben die Eindrücke, die ihr macht, sehr oft mit mehr Feinheit, mit mehr Lebhaftigkeit und nicht selten mit größrer Stärke zu machen wissen; theils euch daran erinnern, daß von dem, so schön vorgestellt werden kann, so vieles

 ist,

ist, das eure Sprachen auf keine Art auszudrükken fähig sind: So werdet ihr uns zugestehn, daß wir nicht wenig Recht auf den Vorzug der Schönheit haben.

Diejenige unter euch, die nicht fürs Auge arbeitet, kann zwar vieles sagen, was die übrigen nicht sagen können; da sie aber wieder vieles von dem, was die übrigen vorstellen, nicht ausdrükken kann: So hebt sichs gegen einander auf, und sie bleibt so eingeschränkt, als die übrigen.

Ihr arbeitet für die Einbildungskraft und fürs Herz; wir auch. Wir wirken unmittelbar auf dieselben; ihr durch die Hülfe der Sinne. Dieser Umstand, der euch so vortheilhaft schien, ist euch, in einer gewissen Betrachtung, nachtheilig. Die Seele bleibt hier zu sehr an den sinnlichen Vorstellungen hangen, als daß sie sich den Beschäftigungen der Phantasie und der Leidenschaft mit dem Feuer sollte überlassen können, mit dem sie es bey uns kann, da wir unmittelbar auf sie wirken.

Aber wenn auch diß nicht wäre; mit welchen neuen Umständen und Bestimmungen, mit welchem ganz andern Schwunge, wissen wir die Gegenstände der Einbildungskraft, die in eurer

Sphäre

Sphäre liegen, vorzustellen! Könnt ihr uns durch irgend eine Art von Abbildung oder von Harmonie, auf allen den Stufen nachsteigen, auf denen wir uns erheben? Und, in Absicht aufs Herz, wer hat jemals, bey einer Statüe oder bey einem Gemälde, geweint? Die Musik allein nähert sich uns hier.

Jede Geschichte, die ihr vorstellt, ist, und muß die Geschichte eines Augenblicks seyn. Welche Reihen von ähnlichen, und oft schönern Augenblicken verbindet die Aeneis! Welche Menge von Meistern müßte es seyn, die sie mahlen wollten! Wie lange müßten sie leben, um es zu thun! Und würde derjenige, der die Aeneis nicht gelesen hätte, sie gesehen haben, wenn er durch diese unendlich lange Gallerte gegangen wäre? Wie viel Neues, wie viel von euren Meistern ungesagtes, würde er finden, wenn er nun den Virgil läse!

Wenn wir überdiß behaupten, daß es euren größten Meistern unmöglich ist, dasjenige, was dem Verstande schön ist, in irgend einer eurer Sprachen zu sagen; so werdet ihr uns zwar antworten, daß es euer Geschäft nicht sey, die Wahrheit auszudrücken: Aber hört der reizende Ausdruck der Wahrheit dadurch auf, ein Verdienst zu

seyn, weil es über eure Sphäre ist, sie vorzustellen? Könnt ihr, weil ihr, weder durch Abbildungen, noch durch Töne, wie unser Young zu denken vermögt, deswegen leugnen, daß das, was er gedacht hat, nicht von der Nachwelt gedacht zu werden verdiene?

Aber wir eilen zu dem wichtigsten von dem, was wir für uns zu sagen haben. Unsre Verdienste um die Ausbreitung der Tugend sind viel größer, als ihr auch denn, wenn ihr es mehr wolltet, hier jemals haben werdet. Wir sind viel nützlicher, als ihr. Die Menschen moralischer zu machen, ist, und soll so sehr unsre Hauptabsicht seyn, daß wir unsrer Neigung, zu gefallen, nur in so fern folgen dürfen, als sie uns zu diesem lezten Endzwecke führt. Wir erniedrigen uns und wir sind nicht mehr schön, wenn uns die moralische Schönheit fehlt. Die große Nation, die ehmals so viel von der Welt besaß, ist auch durch den Namen merkwürdig, den sie uns gab. Sie nannte uns die Wissenschaften der Menschlichkeit. Die Wahrheit dieser Benennung wird durch die Erfahrung ganzer Jahrhunderte bestätigt.

Eine Nation, die durch den Ackerbau, durch die Handlung, durch gute Gesetze, und durch die-

jenigen

jenigen Wissenschaften groß ist, die man sich angewöhnt hat, die Höhern zu nennen, (die Theologie allein sollte so genannt werden) ist eine glückliche Nation! Aber ist sie glückselig? Sie ist es nicht eher, als bis sie auch tugendhaft ist! Und wodurch wird sie dieses? Etwa durch den Reichthum? Durch Gesetze, die weiter nichts, als den Schein der Tugend gebieten, und auch nichts mehr gebieten können? Durch die höhern Wissenschaften? Wodurch also? Durch die Religion, und durch die moralischen Wahrheiten, welche die Religion dem menschlichen Verstande zu finden übrig gelassen hat. Aber auf welche Art durch diese? Derjenige müßte ein merkwürdiger Fremdling in der Kenntniß des Menschen seyn, der behaupten wollte, es sey überflüssig, die philosophische, und die erhabnere Tugend der Religion dem Menschen liebenswürdig vorzustellen. Es ist diß so wenig überflüssig, daß es nothwendig ist.

Die Religion selbst, in so fern die heiligen Schriften, in welcher sie enthalten ist, als menschliche Werke anzusehen sind, ich meyne, in so fern sie sich zu der Denkart der Menschen herunterlassen, um dieselben zu unterrichten, und zu rühren, die Religion ist durch Muster der Poesie und

der Beredtsamkeit offenbart worden, die sich der tiefsinnigste Kenner nicht reizender, stärker, und erhabner denken kann. Und es ist keine geringe Ehre für uns, daß die Sprache, welche in der Offenbarung geredet wird, unsre Sprache ist. Unsre Lieblinge haben alsdenn die wahrste Hoheit und die vielseitigste Nützlichkeit erreicht, wenn sie diesen grossen Mustern auch nur von fern nachgefolgt sind. Die Religion hat das wichtigste von dem, was zur Ausübung der Pflicht gehört, theils wiederholt, theils offenbart. Sie hat der Untersuchung der Menschen fast nichts, als einige Entwicklungen ihrer erhabnen Lehren, übrig gelassen. Auch dieß gehört uns zu, es den Menschen auf eine Art zu zeigen, welche sie reizen kann, es nicht nur zu denken, sondern auch zu thun. Die Menschen also zur Ausübung ihrer Pflichten, das ist, zu demjenigen, warum sie leben, und in andern Welten leben werden, anzufeuren; und ihren Verstand, noch mehr, ihr Herz zu der Erreichung dieses letzten und höchsten Zwecks, zu erheben, dieser ist derjenige von unsern Vorzügen, worauf wir am meisten stolz sind, und ohne welchen uns der Vorzug unsrer Schönheit, und jeder Anspruch auf Schönheit überhaupt

klein

klein vorkommen würde. Wir leugnen gar nicht, daß die schönen Künste nicht auch einige Reize über die Tugend ausstreuen können. Sie wissen, wie wir gegen sie gesinnt sind, und wir haben es ihnen im Anfange unsrer Vertheidigung nicht verborgen. Aber wir sagen es eben so frey heraus, daß ihre Verdienste um die Ausbreitung der Tugend nur gering sind. Es scheint, auf der einen Seite, ihrer Natur gemäß zu seyn, daß sie sich mehr bemühen, schön, als, durch Schönheit, zugleich nützlich zu seyn: Auf der andern Seite, ist das, was sie auszudrücken fähig sind, von so engem Umfange, und so wenig zureichend, jene Reihen mannigfaltiger Gedanken und Empfindungen hervorzubringen, die nothwendig sind, wenn die Menschen für die Tugend eingenommen werden sollen, daß die Einflüsse, die sie auf die Erreichung dieser wichtigsten aller Absichten haben, nicht anders als nur schwach seyn können. Wir wollen eine Nation annehmen, die auf die angeführte Art glücklich ist. Wird sie, wenn wir ihr über das, so sie schon besitzt, noch die schönen Künste geben, glückselig werden? Es ist wahr, die Musik, wenn sie ausgebreitet genug ist, wird einige rauhe Seelen etwas weni-

ger rauh seyn lehren. Die Bildhauerkunst und ihre Schwestern werden den Geschmack am Vergnügen dadurch feiner machen, daß sie ihn auf schönere Gegenstände richten; eine Eigenschaft, die wir über dieß mit ihnen in denjenigen von unsern Werken gemein haben, in welchen die Neigung, nur zu gefallen, den viel erhabnern Endzweck, durch die Kunst zu gefallen, für die Tugend einzunehmen, verdrungen hat. Dieser feinere Geschmack am Vergnügen ist eine Art von Vorbereitung, die Eindrücke, die ein gutes Herz bilden, leichter anzunehmen; aber er ist auch weiter nichts, als eine Vorbereitung. Man gebe ihn einer Nation in seinem weitesten Umfange; und sie wird doch dadurch nur sehr wenig zur Tugend gereizt werden.

Aber man lasse sie unsre auserlesensten Werke besitzen; was fehlt ihr denn noch an Reizungen zur Tugend?

Man wird uns vielleicht einwenden, daß wir das Beyspiel, welches große Männer geben, und die mächtigen Wirkungen desselben vergessen. Wie könnten wir unsern Stolz, unsre vorzüglichste Ehre vergessen? Haben wir nicht fast immer

zur

zur Bildung dieser großen Männer etwas bey- getragen? Und wer erneut, wie wir, ihr Bey- spiel für die künftigen Jahrhunderte? Unsre Gegnerinnen haben diß lezte Verdienst zwar auch: Aber haben sie es in dem Grade, als wir? Durch wen kennt die Nachwelt den Socrates am besten, durch sie, oder durch uns?

Selbst den großen Männern, deren Beyspiele von so ausgebreiteten moralischen Nutzen sind, fehlt etwas, wenn wir ihnen fehlen. Sie hören zwar dadurch nicht auf, tugendhaft zu seyn; aber ihnen fehlt doch eine Reizung mehr, es zu blei- ben.

Allein man nehme uns einmal einer ganzen Nation. Die Sprache, ihr linker Arm, sey, weil wir von ihr nicht geschätzt werden, ungelen- kig, mager, nervenlos! Sie sey weder zur Prosa noch zu der vortrefflichen Poesie fähig. Diese schweige, und schmücke die moralische Schönheit mit keinem neuen Reize; oder, wenn sie redet, so schläfre sie ein. Jede nützliche und wichtige Sache, die in guter Prosa glücklich gesagt wer- den kann, bleibe unbekannt; oder werde auf eine Art gesagt, daß man sie lieber nicht wissen mag.

Die

Die Geschichte, diese so nothwendige Oberrichterinn, erzähle keine große Begebenheiten, die Wege der Vorsehung, und oft die Vorschriften der Nachwelt; oder verunstalte sich durch den Vortrag. Mich (denn heut darf ich von mir selbst reden) sollen Schulmethode, Armseligkeit am guten Ausdrucke, und jene überflüßigen Untersuchungen verstellen, die nichts weniger, als die Kenntniß der Menschen und ihre Verbeßrung, angeben. Ich sey nicht mehr die Führerinn und die Freundinn des gesunden Verstandes, sondern eine Grüblerinn, welche die von ihr erhitzte Einbildungskraft vergebens zu fesseln sucht. Diejenigen so sich durch Unterredungen oder durch Briefe unterhalten, seyn von allem, was der falsche Witz Plumpes oder Spielendes hat, so eingenommen, daß sie dadurch auch ihren Geschmack am moralischen Schönen verlieren. Die Erklärung der Offenbarung, die vorzüglich auf unsre Kenntniß gestutzt werden sollte, weil die heiligen Bücher zugleich Muster der Poesie und der Beredtsamkeit sind, arte in theologische Spitzfündigkeiten aus. Die Beredtsamkeit des Predigers sey gemein, schwach, witzelnd, ohne Gedanken, ohne Empfindungen, kurz, derjenigen erha=

erhabnen Religion ganz unwürdig, durch deren Hülfe sie unterrichten und rühren soll. Die Lieder, die ganze Versammlungen zur Andacht entflammen sollten, seyn, wenn es möglich ist, noch platter, und der entzückenden Religion noch unwürdiger. Es stehen keine rechtschaffnen Männer auf, die in andern Gedichten, aus jener reichen Quelle der Offenbarung schöpfen, und die Seele auf diese Art an ihren ganzen Werth, und an ihre Unsterblichkeit erinnern.

Wird einer solchen Nation nicht sehr vieles zu ihrer Glückseligkeit fehlen?

Und gleichwohl fehlt ihr nichts, als einige wenige Bücher. Unsre Gegnerinnen sahn in ihrer Vertheidigung die Bücher in einem sonderbaren Gesichtspunkte an. Und gleichwol können diese Bücher die Seele mit mehr und mit schönern Bildern anfüllen, und das Herz zu lebhaftern und feinern Empfindungen fortreissen, als ihr jemals hervorzubringen fähig seyd. Aber vielleicht misfällt euch an den Büchern am meisten, daß sie länger, als eure Werke, dauern. Es ist mindstens eurer Aufmerksamkeit nicht ganz unwürdig, daß von der griechischen Nation, die so sehr aufgehört hat, eine Nation zu seyn, daß die itzige

ihren

ihren Namen nicht mehr führen sollte, fast nichts wichtiges, als Bücher übrig geblieben ist. Ohne diese würden wir kaum wissen, daß sie da gewesen wäre. Die Werke, die ihr unter dieser Nation hervorgebracht hattet, sind mit ihr vergangen; und nur selten entdecken wir einige Ruinen davon. Unser Horaz sagt, und ihr werdet gestehen, daß er wahr geredet habe, er sagt von seinen Werken: Ich habe ein Denkmal vollendet, das daurender, als Erz, und erhabner, als die königliche Pracht der Pyramiden ist; das weder verzehrende Regen, noch wütende Winde, nicht die Reihen unzählbarer Jahre, nicht die Flucht der Zeit, zerstören werden. Wenn nun auch unsre Lieblinge von Werken, die vornehmlich durch moralische und denn auch durch andre Schönheiten diese Unsterblichkeit verdienen, wenn sie, wie es wahr ist, von diesen Werken, nicht leben können; Sind sie deswegen weniger schätzbar? Wenn wir unsern Young selbst eurem Raphael, mit Recht vorziehn, weil der erste der menschlichen Gesellschaft mehr genützt hat, als der letzte; verdient der vortrefflichere diesen Vorzug deswegen weniger, weil gewisse Nebenumstände da sind, die den andern durch seine Arbei-

ten reich gemacht haben? Denn so lächerlich es seyn würde, sich wider die Neigung, Geld zu gewinnen, überhaupt zu erklären; so klein und erniedrigend würde man von euch und uns denken, wenn man unsern Werth mit diesem Maaße messen wollte.

Als die Philosophie ihre und ihrer Freundinnen Sache auf diese Art vertheidigt hatte, so erwarteten beyde Theile den Ausspruch ihres Richters mit einer Unruhe, die Virgil unnachahmbar und unübersetzlich beschrieben hat, wenn er sagt:

trepidantia haurit
Corda pauor pulsans laudumqu' arrecta cupido.

Es schien, als wenn der Geschmack über die Art, auf welche er sein Urtheil sprechen wollte, nachsänne. Dieß kam nicht daher, daß er ungewiß war, welcher Parthey er den Vorzug derjenigen Schönheit geben sollte, die, so reizend sie auch an sich selbst ist, doch nichts anders, als die Aufwärterinn der viel erhabnern moralischen Schönheit seyn soll; da, auf der andern Seite diese Urheberinn der wahrsten menschlichen Glückseligkeit nichts geringers als eine Gratie zur Aufwärterinn haben kann: ich sage, der Geschmack

schmack war, wegen der Entscheidung über jenen ersten Vorzug, nicht ungewiß. Die schönen Wissenschaften haben so gar behauptet, daß er ihre Gegnerinnen mit einem gewissen zärtlichen Mitleid angesehn habe. Sein noch daurendes Stillschweigen entstund am meisten von dem Zweifel, in welchem er war: Ob er sich auch, das mit zu berühren, einlassen wollte: Daß diejenige Parthey vorzüglichere Unterstützungen des gemeinen Wesens verdiene, die, durch größre moralische Schönheit nützlicher, als die andre sey? Doch sein Zweifel währte nicht lange. Er sahe bald, daß er diese Entscheidung der Politik zu überlassen habe. Er wollte eben anfangen zu reden, als er durch einen Zufall unterbrochen wurde.

Die Tanzkunst, die bisher nicht zugegen gewesen war, erschien auf einmal mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Sie erfuhr bald, was vorgegangen war, und worauf man wartete. Die schönen Wissenschaften konnten eine gewisse Freude über die Ankunft der Tanzkunst nicht verbergen. Ihre Gegnerinnen waren auch ein wenig misvergnügt darüber. Denn ob sie gleich nicht recht einsahn: Was ein moralischer Vorzug eben zu bedeuten haben sollte; so hatte sie doch die Zärtlichkeit,

lichkeit, mit der sie der Geschmack angesehen hatte, so furchtsam gemacht, daß sie nicht ganz ohne Ahndung waren, daß jener Vorzug doch vielleicht von einigem Gewichte seyn könnte. Der Tanzkunst kam es sonderbar vor, daß man einer Schönheit, die sie kaum dafür erkennen wollte, nur hätte erwähnen können! Und überhaupt war sie so misvergnügt darüber, daß sie nicht wäre gerufen worden; bezog sich so lebhaft darauf, wie sie für sich und ihre Freundinnen geredet haben würde; und drang so sehr auf eine neue Versammlung, in welcher sie die gemeinschaftliche Sache führen wollte, daß sich der Richter entschloß, die Partheyen ohne sein Endurtheil von sich zu lassen.

VI.

Von dem Publico.

Man würde demjenigen Publico, das diesen grossen Namen verdient, nicht alle Ehrerbietung erzeigen, die man ihm schuldig ist, wenn man es nicht, mit der sorgfältigsten Genauigkeit, von dem grossen Haufen unterschiede. Es ist de-

sto nöthiger diesen Unterschied vest zu setzen, je öfter der große Haufen sich es hat anmaßen wollen, mit zum Publico zu gehören.

Das eigentliche Publicum besteht überhaupt aus wenigern Mitgliedern, als viele denken, die sich gern dazu rechneten. Erst ist es ein andres Publicum, das Arbeiten der schönen Künste; ein andres, das Werke der schönen Wissenschaften; und wieder ein anderes, das gelehrte Schriften entscheidend beurtheilen kann. Ich will hiermit die Vorzüge der wenigen vortrefflichen Mitglieder des Publici nicht aufheben, deren Stimme in allen dreyen Arten von Gewicht ist. Zweytens, ist die Anzahl derer, die das Publicum ausmachen, im Anfange, wenn diese oder jene Werke zuerst erscheinen, niemals so groß, als sie alsdann ist, wann man sagen kann, das Publicum habe nun völlig entschieden. Oft müssen viele Jahre vorüber seyn, ehe man mit Gewißheit glauben kann, daß diese völlige Entscheidung geschehn sey. Die Geschichte und unsre eigne Erfahrung überzeugen uns hiervon. Ich will, um meine Gedanken genauer zu bestimmen, diejenigen, die das wahre Publicum ausmachen, in zwo Ordnungen abtheilen. Zu der ersten gehören die, welche so sehr berechtigt

rechtigt sind, den Werth eines Werkes zu bestimmen, daß sie gleich im Anfange, wann dasselbe Werk bekannt gemacht wird, diß ihr Endurtheil fällen dürfen. Daß ich von denen, welche die zweyte Classe ausmachen, nicht klein denke, beweise ich dadurch, daß ich keine dritte zugebe. Alle Stufen, die weiter heruntergehn, gehören für den grossen Haufen. Die Art, wie sie der zweyten folgen, hat Virgil beschrieben, wenn er sagt: Der nächste; aber in weiter Entfernung, der nächste. Ich nenne, um mich in der Folge kürzer auszudrücken, jene ersten, Richter; und die vom zweyten Range, Kenner. Ich rede itzt nur von Richtern und Kennern in Absicht auf die schönen Wissenschaften. Die Begriffe, die ich mir von einem Richter mache, sind diese.

Er hat von der Natur eine starke Anlage, Geschmack zu haben, bekommen. Diese reiche Fähigkeit hat er durch das Lesen der Meisterstücke der schönen Wissenschaften und durch Umgang mit denen wenigen aus der grossen Welt, die wirklich dazu gezählt zu werden verdienen, oder wenn es ihm hierzu an Gelegenheit fehlte, durch eine richtige Kenntniß von der Art zu denken, die diese seltnen Männer haben, nicht allein ausgebildet;

 sondern

sondern er ist auch so weit gegangen, daß er das Schöne, bis auf seine ersten Linien, durch Grundsätze, bestimmt hat. Und da seine Grundsätze, bey aller ihrer Feinheit, gleichwol noch Wahrheit geblieben sind; so ist sein Geschmack so gewiß, so vielseitig und ausgebreitet, daß er sich auf jede Denkart einzulassen, und verschiedne Werke, nach der ihnen eignen Wendung, diese liege in der Hauptidee, oder in der Colorite, oder in beyden, zu beurtheilen weiß. Weit entfernt ein Sclav gewisser allgemeiner Regeln zu seyn, die eben dadurch fast nichts mehr sagen, weil sie allgemein sind, findet er die neue Regel zu der neuen Schönheit aus. Er thut hier nichts anders, als was Aristoteles, durch eben die Werke veranlaßt, auch gethan haben würde. Und da die Regel seit je her auf das Meisterstück gefolgt ist; so veranlassen ihn zum Exempel Clarissa und Grandison, zu neuen Regeln. Auf der Seite, auf welcher ich ihn betrachte, ist es gleichgültig, ob er seine Urtheile sage, oder schreibe. Wenn er sie aber schreibt, so schreibt er selbst vortrefflich. Denn wenn er diß nicht thäte, so würde er aufhören zu seyn, was er ist. Wofern er nebst diesem allen ein Herz hat, das ihn auf keine, auch nicht die unmerklichste Art, verführt, unrichtig, oder klein zu denken;

len; so ist er der würdige Mann, dessen Beyfall immer der zweyte Wunsch eines jeden Scribenten seyn wird, der, aus moralischen Absichten, schön zu schreiben sich bestrebt.

Ich habe mich schon erklärt, daß ich denjenigen Theil des Publici, dem ich den Namen der Kenner gebe, gar nicht weit unter die Richter setze. Es ist nur ein geringer Unterschied zwischen beyden. Denn Verdienste grenzen immer nahe an einander. Der Richter und der Kenner scheinen mir nur in folgenden verschieden zu seyn. Der Kenner ist bey der praktischen Ausbildung seiner angebohrnen Fähigkeit zum Geschmacke stehn geblieben. Und wenn er auch bisweilen auf dem Wege der Untersuchung einige Schritte weiter gegangen ist; so hat er sich doch demjenigen hohen Grade der Gewißheit nicht genug genähert, welche die Verbindung des durch Muster genährten und gereiften Geschmacks mit der tiefsinnigen Einsicht in die Grundsätze, allein erreicht. Daher kommt es, daß er theils weniger ausgebreitete Aussichten in die Gegenden des Schönen vor sich hat, theils nicht ohne einen gewissen, oft liebenswürdigen Eigensinn ist, sich auf diese oder jene Seite partheyisch zu lenken. Er verfällt unter-

weilen in den Fehler, die höhere und eigentliche Kritik mit denjenigen gewagten Urtheilen, die wir in den meisten Lehrbüchern finden, zu vermengen, und durch diesen Gedanken unvermerkt verleitet, seiner blosen Empfindung zu viel Gewißheit zuzutrauen. Aber da er dennoch bey sich entdeckt, daß sein Geschmack noch hier und da irren könne; so entsteht eine Neigung bey ihm, dem Urtheile desjenigen, den er für einen Richter erkennt, nachzugehen. Ich meyne nicht, daß er sein eignes Urtheil von den Aussprüchen dieses Richters abhängen lasse; er wird aber doch dadurch nicht selten veranlaßt und geleitet.

Dieses habe ich voraussetzen müssen, um mich umständlicher zu erklären, auf welche Art das Publicum nach und nach bis zu dem Zeitpunkte fortgehe, da es, durch die mehresten, oder vielmehr beynahe durch alle Stimmen, sein letztes entscheidendes Urtheil spricht.

Itzt, setze ich, wird eine Schrift, die das Publicum seiner Aufmerksamkeit würdigt, herausgegeben. Andre Schriften, über deren monatliche, oder zwey, dreyjährige Dauer der große Haufen zu urtheilen hat, überläßt man den kleinen Zänkereyen derselben. Ein Werk von der ersten Art erscheint. Die Richter fangen an, ihren Aus-

Ausspruch zu thun; auch einige Kenner erklären sich. Aber von diesen lezten, die den größten Theil des Publici ausmachen, sind noch zu wenige, die es öffentlich thun. Das Werk ist noch zu neu, als daß die Wahrheit der ersten Aussprüche schon alle ihre Eindrücke gemacht haben sollte. Unterdeß verurtheilt der große Haufen. Denn es wäre ein sehr seltner Fall, daß er Werke nicht verurtheilen sollte, die das Publicum würdig gehalten hat, ihr Schicksal zu entscheiden. Hundert kleine Richterstühle erschallen von nichts, als Aussprüchen. Das Publicum, das lange festgesezt hat, daß Niederträchtigkeit verachtet; halber Geschmack verlacht; Unwissenheit mit Mitleiden angesehn werden muß; bemerkt diese kleinen Nebenrichter nicht. Es läßt sie ganz ausschreyen, und sieht sie ruhig ihre angemaßte Gerichtbarkeit über ihre Gränzen ausdehnen. Wie wäre es möglich, daß das Publicum mit dem großen Haufen in Streit geriethe?

Unterdeß sind einige neue Richter aufgetreten. Mehr Kenner haben sich erklärt. Die völlige Entscheidung macht sich nun merklicher; die öffentlichen Urtheile haben sich auch in guten Gesellschaften ausgebreitet. Dort hatten schon vorher

Richter und Kenner ihre Gedanken gesagt. Die gedruckten Urtheile waren einigen von den Gesellschaften nur eine Bestätigung desjenigen, was sie schon angenommen hatten.

Und nun ist der Zeitpunkt gekommen, da der Scribent völlig belohnt, und das Werk seiner Ehrbegierde, oder, wenn er edler dachte, die Frucht reinerer moralischen Absichten den Nachkommen übergeben wird. Nun sind diejenigen, die dann unter dem großen Haufen das Richteramt verwalten, und die einige Jahre früher wie ihre Vorfahren, geschrien haben würden, ein unbedeutender Haufen von lobpreisenden Nachsagern, die itzt eben so wenig loben können, als sie ehmals zu tadeln vermocht hätten.

Die Entscheidung des Publici kommt gewöhnlich auf die angeführte Art, zur Reife. Allein diß geschieht früher oder später, nachdem der Geschmack unter einer Nation mehr oder weniger ausgebreitet ist.

Bisweilen trägt es sich zu, daß ein Werk, wie ich es beschrieben habe, zu einer Zeit herauskommt, da die Nation, zu welcher der Verfasser desselben gehört, fast noch gar keine Kenner, und noch weniger Richter hat. Das Werk, so sich zu sol-

chen

chen Zeiten hervorwagt, scheint gleich nach seiner Geburt zu sterben. Aber nun, vielleicht erst nach vielen Jahren, bekommt diese Nation Geschmack. Die fast ganz vergeßne Schrift wird hervorgesucht, und ihr die Stelle angewiesen, die sie bey der Nachwelt haben wird.

Ist es zu der Zeit, daß unter einer Nation ein würdiges Werk erscheint, da ihr Geschmack erst anfängt sich zu bilden; so wird es zwar anfangs nicht völlig verkannt; allein das Urtheil des Publici entwickelt sich doch nur langsam. Die Kenner selbst sind noch ein wenig schwankend, und viel zu gütig. Die Nachsicht, mit der gegen den halben Geschmack verfahren wird, geht noch zu weit. Die Anzahl der Richter ist noch zu klein.

Hat aber ein Scribent das Glück zu einer Zeit zu schreiben, da der Geschmack seiner Nation schon völlig ausgebildet ist; so hat er blos zu einigen niederträchtigen Angriffen stillzuschweigen, die nur deswegen auf ihn geschehn, weil er noch nicht todt ist. Denn wenn er auch menschlich genug wäre, so gar diejenigen nicht zu verachten, die so stolz sind, daß sie ihre Aussprüche über Sachen, die sie gar nicht beurtheilen können, für nöthig

 halten;

halten; welchen Nutzen würde es haben, wenn er sein Stillschweigen bräche?

VII.

Ein Brief von den Moden.*

Mein Herr Aufseher,

Itzt habe ich Sie gelesen; mit vielem Vergnügen, das versteht sich. Aber auch mit vieler Verwundrung, daß Sie bisher fast nichts vom Frauenzimmer gesagt haben. Sie können unmöglich zu denen Männern gehören, die diese liebenswürdige Hälfte des menschlichen Geschlechts nur allein in die Schönheit eingränzen. Sie sind gewiß nicht verheirathet, und haben auch wenig Umgang mit schäzbaren Frauenzimmer, sonst könnten Sie so nicht schweigen. Oder sind Ihre Däninnen nicht eben so liebenswürdig, oder weniger

* Die Einkleidung dieser Abhandlung in einen Brief an den nordischen Aufseher hat die Beybehaltung dieser Form nothwendig gemacht, weil man sonst zu viel Wesentliches der Abhandlung selbst hätte abschneiden müssen.

nigen fehlerhaft, als unsre Deutschen sind? Denn
Fehler, Fehler haben sie bey ihren Vorzügen! und
diese wollte ich eben, daß Sie bessern sollten. Viel-
leicht kann ich Ihnen mit einigen Anmerkungen
dienen. Denn meine Liebe zu diesem schönen Ge-
schlecht macht, daß ich sehr viel Umgang mit ihm
habe. Auf daß Sie mich aber nicht etwa für ei-
nen jungen übertriebnen Bewunderer der Schönen
halten, so muß ich Ihnen sagen, daß ich bey nahe
ein Greis bin; und durch eine vortreffliche Frau,
die mir seit einigen Jahren gestorben, in den Um-
gang der Frauenzimmer aufgenommen bin. Die-
se meine selige Clarisse hat mich mit dem ganzen
Werthe ihres Geschlechts bekannt gemacht. Ihre
gebildete Seele hat mir gezeigt, daß unter der
Seele eines Frauenzimmers und der Seele einer
Mannsperson schlechterdings kein Unterschied ist.
Viele von uns räumen den Empfindungen der
Frauenzimmer mehr Feinheit ein, als den unsern.
Vielleicht ist dieser Unterschied nicht wirklich.
Vielleicht gewöhnen wir uns nur selbst zu einer
gewissen Härte, so wie die Frauenzimmer sich nur
zu einer gewissen Leichtsinnigkeit gewöhnen. We-
nigstens kann die Feinheit der Empfindung und
die Stärke des Geistes sehr gut zusammen stehn,
das habe ich alles an meiner vortrefflichen Claris-

se

so gesehn. Sie werden sagen: es ist sehr selten eine Clarissa zu finden. Sie haben recht. Aber es ist eben so selten, eine Mannsperson, wie meine Clarissa zu finden. Und wie die Männer noch immer sehr schätzbar sind, an denen man nur einzelne Züge von ihr findet, so sind es die Frauenzimmer mit diesen einzelnen Zügen gleichfalls. — Ach, mein Herr Aufseher, ich schäme michs, zu sagen, daß wir fast an allen Fehlern der Frauenzimmer selbst schuld sind! Wir haben einmal das Regiment in der Republik. (Vielleicht hat die Einrichtung unsers Körper eben so viel Theil hieran, als die Einrichtung unserer Seele, denn dieser Unterschied ist wesentlicher.) Warum richten wir die Erziehung der Töchter nicht besser ein? Die meisten Väter überlassen eben so leichtsinnig (Leichtsinn wollen wir uns doch nicht gerne vorwerfen lassen!) die Erziehung der Töchter ihren Müttern, oder wohl gar den noch schlechtern Französinnen, als sie sonst die Mütter gewählt haben. Die Mutter handelt nach Humeur, (denn Humeur ist fast der ganze Charakter der Frauenzimmer) die Tochter lernt gleichfalls darnach handeln, welches sie nicht thun würde, wenn der Vater es für wichtig genug hielte, seine Tochter selbst zu bil-

den,

chen, und seinen künftigen Schwiegersohn, und alle seine Nachkommen dadurch glücklich zu machen. Ich will davon schweigen, daß wir selbst die Frauenzimmer, mit allen ihren Fehlern, so sehr bewundern, daß sie entweder glauben, es sind keine Fehler, oder sie dürfen sie nur dreist behalten, weil sie uns dennoch so sehr gefallen.

Wenn die Frauenzimmer lernten, einen bestimmten Charakter haben, wie glückselig wären denn sie und wir! (Es ist traurig, daß fast nur die Spielerinnen ihn haben! Möchten die weniger bestimmt seyn!) Aber sie beschäftigen sich nur gar zu sehr mit dem, was sie scheinen wollen, ohne darauf zu denken, was sie sind.

Ich kann mit Recht dem Frauenzimmer keine Liebe zur Gemächlichkeit Schuld geben, wie einige thun. Ihre Moden selbst beweisen das Gegentheil. Und was ist den Meisten wichtiger als die Moden? Wenn sie wirklich etwas lieben, so sind es die Moden, und zur Mode machen sie alles. Aber ich bin manchmal sehr zweifelhaft, ob sie etwas lieben.

Cidalise opfert ihren Mann, ihre Kinder, ihre Bequemlichkeit, alles ihrem Schooshunde auf. Ich habe keine zärtlichere Mine gesehn, als die

womit

womit sie Bellinen ansieht. Unterdeß getraue ich mir nicht zu behaupten, daß Cidalise Bellinen liebt. Sie liebt nur die Mode der Schooshunde. Wenn es doch auch einmal Mode würde, die Männer zu lieben! Wie vielen Männern würde ihr Leben erträglich dadurch werden! Alle Moden sind möglich. Unsre Damen lachen über die Pantins ihrer verstorbnen Tanten; unsre Töchter sehn den Potpourri ihrer Mütter schon mit Verachtung an. Die Schooshunde scheinen sich zwar durch alle Jahrhunderte behaupten zu wollen, doch ist es möglich, daß sie einmal von den Männern vertrieben werden, so wie die Locken den Pudel, der Chignon die Locken, und die Flechten den Chignon vertrieben haben. Das Frauenzimmer ist sehr zur Nachahmung geneigt. Hätte meine Clarissa nur länger gelebt! Sie wurde sehr nachgeahmt, und hatte mich sehr lieb. — —

Ich sagte erst: Das Frauenzimmer macht alles zur Mode. Sie machen leider die Tugenden auch dazu! Und wenn eine Sache erst eine Mode ist, wie sehr wird sie dann nicht übertrieben! In der Stadt, wo ich lebe, ist itzt das Mitleiden die Haupt-Modeempfindung. Wie schön, wie sehr dem Herzen eines Frauenzimmers angemessen, ist das

Mitleiden! Aber wenn es eine Mode wird! — —
Wenn es sich nur allein auf die Insecten einschränkt! — — In unsrer Stadt wird keine Spinne, keine Mücke mehr getödtet, ob gleich der Haß zu den Spinnen, sich wie die Liebe zu den Schooshunden behauptet. Ich wäre neulich bald für einen Atheisten gehalten, und aus allen meinem Umgange verstoßen worden, wie ich, ohne es zu sehn, eine Schnecke zertrat. Ich glaubte gestern, mich sehr gefällig zu erzeigen, wie ich an Araminthens Wand eine ungeheure Spinne tödten wollte. „Um des Himmels willen, was machen sie! schrie sie, tödten sie mir die arme Spinne nicht! sie sitzt schon acht Tage da„ Ich machte große Augen. „Seit wann haben Sie denn den Abscheu der Spinnen verloren? — — — „Nichts weniger als das! ich fürchte mich noch eben so sehr, und wenn sie anfängt zu kriechen, so lauf ich zum Zimmer hinaus. — — — „Soll ich sie denn nicht tödten? — — — „Ein Geschöpf tödten! Viel lieber wollte ich ein ander Zimmer bewohnen.„ Ich wünschte erst den Männern etwas von der Liebe zu den Schooshunden; itzt möchte ich dem armen Gesinde etwas von dem Mitleiden mit den Insecten wünschen. Denn diese Tugend ist noch nicht Mode

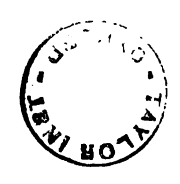
de geworden. Dieses Mitleiden wohnt in den zarten Herzen der Schönen noch nicht! Ich sahe neulich dieselbe Dame ihrem Kammermädchen, wegen eines leichten Versehns, eine Maulschelle geben, die eine Stunde vorher, die Mücke nicht hatte tödten wollen, die ihre schöne Hand zerstach.

Man kann sich itzt nicht mehr beklagen, daß unser Frauenzimmer sich nur um Handarbeit und Wirthschaft bekümmert. Diese Mode fängt an zu veralten. Ganz neulich sagte noch eine junge Dame zu mir: Es wäre nicht verantwortlich, daß ein vernünftiges Geschöpf sich um die Wirthschaft bekümmern sollte. Das Leben würde ihr unerträglich dadurch. Sie würde es künftig auch nicht mehr thun. Hingegen legt man sich auf Sentiments und Wissenschaften. Meine Clarissa hatte einige Sprachen gelernt, weil sie das Vergnügen und den Nutzen davon fühlte: Itzt lernt die ganze Stadt englisch, ohne daß Ein Buch in dieser nützlichen Sprache gelesen wird. Es möchte denn seyn, daß ein Frauenzimmer, zur Zeit, wenn die Passage am stärksten ist, sich mit einem englischen Buche in die Gartenthür sezte.

Wenn man die Bedeckung unsrer itzigen Frauenzimmer mit der Entblößung vor zehn Jahren

ren vergleicht; so sollte man denken, die Keuschheit wäre auch eine Modetugend geworden. Doch, ich muß es gestehn, sie legen aus denselben Ursachen einen Fichû um ihre Brust, als sie eine hohe Feder an ihre Stirne stecken: beydes ist Mode. Celine hat es so gar gelernt, sich zu bedecken, die zärtliche Celine! die nur ihr Haar im Sommer pudert, und im Winter nicht. Denn Celine ist viel zu delicat, als daß sie im Winter ein Fenster öffnen könnte, und zugleich viel zu delicat, als daß ihr der Puderstaub ohne Schaden auf die Brust fallen sollte. Celine verhüllt sich itzt in die Saloppe, wenn sie von einer Stube in die andre geht, dieselbe Celine, die vor einigen Jahren, den kältsten Herbstabenden, in freyer Luft, mit ihrer bloßen Brust trozte. War sie damals stärker, wie itzt? Ach nein, sie klagte eben so sehr. Warum bedeckte sie sich denn damals nicht? Die Saloppen waren noch nicht Mode.

Es ist sehr traurig, daß auch die Religion unter den Modesentimens leidet! Diese Sache ist zu ernsthaft, als daß ich viel davon sagen sollte. Unterdeß ist es gewiß, daß ich Frauenzimmer kenne, die sich vornehmen, eine Christinn, eine Zweiflerinn, und eine Freygeistinn zu seyn, auf dieselbe



Art, wie sie sich vornehmen, eine Mode mit zu machen.

Ein ganz wenig fängt die eheliche Zärtlichkeit an, sich zu einem Modesentiment bilden zu wollen. Aber ich fürchte sehr, daß sie sich nicht recht entwickeln wird. Urtheilen Sie selbst, mein Herr Aufseher, wenn diß Zärtlichkeit ist: Man wünscht, der Mann möchte verreisen, um die Freude zu haben, ihn wieder zu sehn. Man liebt seinen Mann über alles in der Welt; aber man ist so verschämt, daß man aus Pflicht seinen Kuß erträgt. Man herrscht schlechterdings nicht; aber bey jeder Sache fragt man: Und du wolltest mir das nicht zu Gefallen thun? Ohne daß der arme Mann ein einzigesmal Gelegenheit bekommt, das wieder zu sagen. Mit der Zärtlichkeit zu den Kindern will es noch nicht so recht fort. Es sey denn, daß sie das Zärtlichkeit nennen, wenn man ein Kind für das andre wählt, weil es der Frau Mutter so ähnlich ist, weil man sieht, daß man seine Hümeurs, sein Zieren und Parademachen, so leicht in der Tochter Charakter eindrücken kann. Diese liebt man fast mit einer Insectendelicatesse. Man glaubt, sie hat ein Fieber, wenn sie blaß ist, und schwazt ihr so viel davon vor, daß sie bald die

Mode,

Mode, krank zu seyn, lernt. Man erhebt alles an ihr, was sie thut, so gar die Fehler. Will sie sich nicht um die Wirthschaft bekümmern, so ist ihre Seele zu erhaben dazu. Fürchtet sie sich vor allem; so ist es Weiblichkeit. Erzürnt sie sich; so ist sie lebhaft. Wird sie nicht aus Krankheit blaß, so ist es doch aus Empfindung; ihre Seele fühlt, leidet so stark! (diß sind auch Modeausdrücke.) Wir machen sie zu einer Phantastinn, wie wir selbst sind. Doch verzweifle ich an nichts. Vielleicht daß so gar die seit dem Paradiese veraltete Mode, die Kinder selbst zu stillen, noch einmal wieder aufkommt. Denn die Unbequemlichkeit scheut man nicht, wenn es auf eine Mode ankommt. So gar aus Freundschaft, denn die Freundschaft war auch einmal Mode, ob sie gleich itzt schon anfängt, das Alter des Chignons zu erreichen, aus Freundschaft lief Cynthia des Nachts zu ihrer Freundinn, denn ihr hatte geträumt, ihrer Freundinn Haus brannte. Den andern Tag kam ihre Schwester nieder. Es war ihrem zärtlichen Herzen nicht möglich, dabey zu bleiben; sie lief davon, und ließ ihre Schwester ohne Hülfe.

Hundert Moden übergehe ich, weil sie nicht

so neu mehr sind. Und wer wollte von einer alten Mode sprechen. Die Mode krank zu seyn, haben Sie selbst schon bemerkt. Sie will noch nicht veralten. O daß die Mode, gesund zu seyn, einmal wieder aufkäme! Vielleicht stellt sie sich mit dem Selbststillen zugleich ein. Sie sehn, wie voller Hoffnung ich bin.

Eine Mode muß ich noch anführen. Mit der Mode, witzig und gelehrt zu seyn, hat sich eine gewisse Zuversichtlichkeit eingeschlichen, ich hätte bald Frechheit gesagt, von allen Dingen zu sprechen, ohne etwas davon zu verstehn. Sie können ganz sicher seyn, daß hier in — — — — — kein Frauenzimmer eine Sylbe mehr weiß, als sie ihnen in der ersten Visite erzählt. Sie entscheiden alles, wie eine Universität. Mit der Mode zu erröthen, hat sich überhaupt die ganze Mode der Bescheidenheit verloren. Man spricht von Monaden, von vorher bestimmter Harmonie, so wie von einer italienischen Arie, oder einem französischen Chanson. Man versteht von der Arie so viel, als von der Harmonie, aber man spricht von beyden. Zeit, Ort, Nation, Helden und Dichter, alles wird verwechselt, aber man schweigt doch nicht. Man handelt in einem Besuche von

der

der Arzney und der Anatomie; von der Jurispru-
denz und der Optick. Neulich verwechselte ein
Frauenzimmer Alexander Magnus und Eduard
Young. Man lächelte, aber sie erzählte uns den-
noch den andern Tag von dem dreyßigjährigen pu-
nischen Religionskriege. Sollten ihre Frauenzim-
mer diese Modezuversichtlichkeit auch haben; so
bitte ich Sie, es dahin zu bringen, daß es Mode
wird, daß sie folgende Verse auswendig lernen,
oder wenigstens in ihre Schreibtafel schreiben.
Sie werden es desto eher thun, weil sie in der
Modesprache, zwar nicht von Alexander Magnus,
aber doch von Eduard Young geschrieben sind.

Naked in nothing ſhould a woman be.
But veil her very *wit* with *modeſty*.
Let man *diſcover*, let not her *display*,
But yield her *charms* of mind with ſweet
delay.

VIII.

Von der Bescheidenheit.

Die Bescheidenheit ist nicht nur ein richtiges
Urtheil, das wir über den eigentlichen

Grad unsers Werthes fällen, und, durch unser Betragen, auf eine ungezwungene Art andern zu erkennen geben: Sie ist auch eine beynahe furchtsame Sorgfalt, daß wir dennoch in diesem Urtheile, wie streng und unpartheyisch wir auch gegen uns gewesen sind, geirrt und uns mehr gute Eigenschaften zugeschrieben haben möchten, als wir wirklich besitzen. Wenn dieses lezte nicht wäre, so würde man einen Bescheidnen zwar hochachten, aber ihm nicht die Liebenswürdigkeit zugestehn, die selbst den Stolzen für ihn einnimmt. Der Bescheidne hat, ausser den angeführten Kennzeichen, auch noch dieses, daß er es nicht allein gar nicht zu scheinen affektirt, sondern diesen Schein so sehr vermeidet, daß sich über alle seine Handlungen diejenige Natürlichkeit und edle Einfalt ausbreitet, die auch dann schon, wenn sie nicht von der Bescheidenheit entsteht, und nur die Folge eines offnen und freyen Charakters ist, einen Mann von Verdiensten entdeckt. Aber nur derjenige, der mit großen Verdiensten gleiche Tugenden verbindet, oder vielmehr, der durch die Ausübung seiner Pflicht, gegen welche alle andre Verdienste von geringem Werthe sind, groß ist, nur ein solcher kann die Vorzüge der Bescheidenheit in ihrem ganzen Umfange zeigen.

Der

Der feine Stolz ist ein nur allzu künstlicher Nachahmer der Bescheidenheit; denn er kann die erfahrensten Kenner von Charaktern hintergehn. Es ist traurig, daß die schönste unter den Tugenden so entweiht werden kann. Ich sage nur, daß sie die schönste, und nicht, daß sie die größte sey. Denn diese ist, die unmittelbare Pflichten gegen GOtt ausgenommen, die Menschlichkeit.

Wir lernen Philinten kennen. Er gefällt uns. Er scheint nichts von seinen bekannten Verdiensten zu wissen. Wir sehn bald aus seinem Betragen, daß er die Bescheidenheit für eine schäzbare Eigenschaft hält. Aber wir sind schon so oft durch die feine Nachahmung dieser Tugend betrogen worden. Wir sind also auf unsrer Hut, und vest entschlossen, unser Urtheil über seine Bescheidenheit, erst nach langer Untersuchung, zu fällen. Wir fahren fort mit ihm umzugehn. Denn er gefällt uns auch aus andern Ursachen, als wegen seiner anscheinenden Bescheidenheit. Wir finden ihn aufrichtig, wahrhaft und natürlich. Er ist sich beständig gleich, auch in der Bescheidenheit: und Heuchler sind es doch sehr selten. Wir fangen an, geneigt zu werden, ihn für wirklich bescheiden zu halten. Aber weil wir dieses merken, so werden

wir desto behutsamer. Denn wir haben uns schlechterdings vorgenommen, uns nicht wieder durch den Schein der Bescheidenheit hintergehn zu lassen. Philint wird auf eine feine Art gelobt, und zwar von Leuten, die er hochachtet. Er lehnt das Lob ungezwungen, und zugleich mit einer gewissen angenehmen Dankbarkeit von sich ab, daß wir gar nicht dabey entdecken, daß er bescheiden zu scheinen suche. Ein Stolzer, der Verstand und Lebensart hätte, würde es beynahe eben so machen. Wir kennen ihn nun schon ziemlich lange. Da wir ihn bisher ganz entfernt davon gefunden hatten, durch irgend etwas schimmern zu wollen; so hatten wir zwar nicht schlechterdings entschieden, daß ihm gewisse Sachen, wovon wir vieles wissen, und auf die er sich fast gar nicht eingelassen hatte, völlig unbekannt wären; aber wir hatten doch geglaubt, daß seine Einsichten in dieselben sehr unvollständig seyn müßten. Wie angenehm werden wir überrascht, wenn wir bey einer Gelegenheit, die ihn beynahe zwingt, sich über diese Materien zu erklären, finden, daß er sie mit der vollständigsten Genauigkeit auseinander sezt. Unsre Neigung, ihn für wirklich bescheiden zu halten, wird stärker; und noch stärker wird sie, da

wir

wir sehen, daß, da er von Einigen, die er recht sehr hochachtet, auf einen gewissen Grad verkannt wird, daß er dennoch fortfährt, ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und ihnen durch keine Art von Gegenstolz zeigt, daß er ihre Begegnungen empfunden habe. Wenn wir nicht durch die falsche Bescheidenheit so oft betrogen, und beynahe argwöhnisch geworden wären; so würden wir itzt, ohne weitere Untersuchungen im geringsten für nöthig zu halten, gerade zu entscheiden, daß Philint ein Mann von sehr wahrer Bescheidenheit sey. Wir hatten bisher mit scharfem Auge blos auf ihn Acht gegeben; nun wollen wir ihn, um völlig gewiß zu werden, auch auf die Probe stellen. Wir sind bekannt genug mit ihm; wir können es thun. Wir tadeln daher etwas an denjenigen von seinen Unternehmungen, welche ihm die liebsten zu seyn scheinen. Wir thun es zwar nicht ohne Mäßigung, aber zugleich mit dem kalten Blute, mit der gründlichen Strenge, welche die Sprache der Wahrheit ist. Wird Philint sogar diese Probe aushalten? Er hört uns mit gesetztem Wesen an, und ohne die geringste Gegenanklage in seinem Betragen zu zeigen. Unser Tadel war, weil wir ihn nicht genug kannten, in

verschiedenen Stücken nicht gegründet. Er sagt uns diß mit eben der edlen Freymüthigkeit, mit welcher er dasjenige, was er wahr darinn fand, zugestanden hatte. Ein Versehn blos durch Worte zugeben, ist nur ein halbes Geständniß. Diß ist ihm nicht genug. Er verbessert daher dasjenige, worinn er gefehlt zu haben überzeugt worden war. Ist es uns nun noch zu zweifeln möglich, daß Philint die schönste der Tugenden in einem sehr hohen Grade besitze?

Es ist gewiß! Selten, sehr selten, findet man einen Philint. Aber derjenige, der ihn für eine moralische Chimäre hält, scheint mir wenig Ansprüche auf den Besitz der übrigen Tugenden machen zu dürfen. Er kann gewisse Verdienste haben; allein die wahrsten, deren Mangel allen übrigen sehr nachtheilig ist, hat er nicht.

Die nachgeahmte Bescheidenheit, dieser kluge Stolz, besticht den Stolz andrer, und erlangt dadurch diejenigen kalten Gegendienste, die Bestochne zu erzeigen pflegen. Und welch eine unnütze Verschwendung sind alle vorigen Bestechungen, wenn der andre entdeckt, daß er mit falscher Münze bestochen wird!

Derjenige, dem es noch gar nicht eingefallen ist,

ist, daß er die Bescheidenheit für eine von den liebenswürdigsten Tugenden zu halten habe, die er ausüben kann, oder der, bey dem sie dem Stolze noch zu sehr unterliegt, wird, durch die Beobachtung folgender drey Punkte, gut anfangen, oder auf dem schon betretnen Wege glücklich fortgehn.

Er gewöhnt sich, alle Dinge vornehmlich in dem Gesichtspunkte anzusehn, der ihren eigentlichen Werth entscheidet.

Er fürchtet oft, daß er sich selbst noch nicht genug kenne, und fängt daher diese Untersuchung manchmal von neuem, und mit einer solchen Sorgfalt an, als wenn er sie noch niemals unternommen hätte.

Er sieht viel seltner auf die Höhen, die er schon überstiegen hat, herunter, als er nach denen hinaufsieht, die er noch vor sich hat, und die er vielleicht niemals völlig ersteigen kann.

IX.

Von der Natur der Poesie.

Es sind so Wenige die sich einen rechten Begriff von dem machen, was eigentlich die Poesie

Poesie ist, daß ich glaube, daß es für die Meisten von ihren Liebhabern nicht überflüßig seyn wird, folgende zerstreute Gedanken darüber zu lesen. Ich habe bey weitem nicht alles darüber, und ich habe diß wenige auf keine Art systematisch sagen wollen, um sie durch die Idee einer langen Abhandlung nicht abzuschrecken.

Man hat viele überflüßige Regeln der Poesie gegeben, und bis zum Eckel wiederhohlt. Man hat viele von den nothwendigsten noch nicht gegeben. Wenn man eine vollständige Poetik, ohne sie durch Beyspiele praktisch zu machen, schreiben wollte: so hätte man nur wenig Blätter dazu nöthig, und man würde gleichwol noch viel Neues sagen können.

In einer Poetik vom Epigramma handeln, wäre eben das, als wenn man in einer Rhetorik von Bonmots handeln wollte; obgleich ein Bonmot bisweilen mehr als eine ganze lange Rede werth seyn kann.

Das Wesen der Poesie besteht darinn, daß sie, durch die Hülfe der Sprache, eine gewisse Anzahl von Gegenständen, die wir kennen, oder deren Daseyn wir vermuthen, von einer Seite zeigt, welche die vornehmsten Kräfte unsrer Seele

le in einem so hohen Grade beschäftigt, daß eine auf die andre wirkt, und dadurch die ganze Seele in Bewegung sezt.

Wenn man mir einwirft, daß diß eine Definition der höhern Poesie sey; so antworte ich, daß die angenehme Poesie vieles von diesem allen thun müsse, wenn sie nicht den Namen einer versificirten Prosa verdienen will.

Ich sage: Eine gewisse Anzahl von Gegenständen. Weil es einige giebt, die, für die Poesie, in jedem Gesichtspunkte betrachtet, unbrauchbar sind. Unterdeß da einige blos durch den Gesichtspunkt, in dem sie von den Meisten angesehen werden, ihre Wirkung verlohren haben; so kann sie der Poet oft in einem bessern zeigen. Nur ein verzärtelter Geschmack liebt diese Wiederherstellung nicht.

Deren Daseyn wir vermuthen. Wenn man der Poesie engere Grenzen setzen wollte; so müßte man ihr keine Erdichtungen erlauben.

Von einer Seite zeigt. Nicht wenige Objekte haben so gar nur Einen Gesichtspunkt, in welchem sie die Poesie zeigen darf.

Beschäftigt. Die tiefsten Geheimnisse der Poesie liegen in der Action, in welche sie unsre

Seele

Seele sezt. Ueberhaupt ist uns Action zu unserm Vergnügen wesentlich. Gemeine Dichter wollen, daß wir mit ihnen ein Pflanzenleben führen sollen.

Batteux hat nach Aristoteles das Wesen der Poesie mit den scheinbarsten Gründen in der Nachahmung gesezt. Aber wer thut, was Horaz sagt: „Wenn du willst, daß ich weinen soll; so mußt du selbst betrübt gewesen seyn!„ ahmt der blos nach? Nur alsdann hat er blos nachgeahmt, wenn ich nicht weinen werde. Er ist an der Stelle desjenigen gewesen, der gelitten hat. Er hat selbst gelitten. Wenn mein Freund beynahe eben das empfindet, was ich empfinde, weil ich meine Geliebte verlohren habe; und diesen Antheil an meiner Traurigkeit andern erzählt: ahmt er nach? Von dem Poeten hier weiter nichts als Nachahmung fodern, heißt ihn in einen Acteur verwandeln, der sich vergebens als einen Acteur anstellt. Und vollends der, der seinen eignen Schmerz beschreibt! Der ahmt also sich selbst nach?

Wenn der Ausdruck dem Gedanken eben so angemessen ist, als der Gedanke dem Gegenstande, und dieser nicht allein gut gewählt, sondern auch in einem vorzüglich gefallenden Gesichtspunkt angesehn

gesehn worden ist; so hat der Dichter allen Foderungen, die man ihm thun kann, genug gethan.

Der Gegenstand ist gut gewählt, wenn er gewisse durch die Erfahrung bestätigte starke Wirkungen auf unsre Seele hat.

Er wird in einem vorzüglich gefallenden Gesichtspunkte angesehen, wenn dieser die vorher angeführte Wirkung mehr als die andern hervorbringt, in welchem der Gegenstand auch angesehn werden könnte.

Der Gedanke ist dem Gegenstande angemessen, wenn es scheint, als ob man keinen bessern dabey haben könnte; wenn er nicht da blos Betrachtung bleibt, wo er Leidenschaft hätte werden sollen; wenn er überhaupt ein so genaues Verhältniß zu dem Gegenstande hat, als das Verhältniß zwischen Ursach und Wirkung ist.

Der Ausdruck ist dem Gedanken angemessen, wenn er dem Leser besonders dadurch gefällt, daß er völlig bestimmt sagt, was wir haben sagen wollen. Er ist ein Schatten, der sich mit dem Baume bewegt.

Es giebt eine Anordnung des Plans eines Gedichts, die einem Gebäude gleichet; und sie sollte einer schönen Gegend gleichen. Der Poet ist kein

Baumei-

Baumeister; er ist ein Mahler. Ich nenne ihn hier in einem andern Verstande einen Mahler, als man diesen Ausdruck gewöhnlich nimmt. Ich rede von ihm, als von dem Zeichner seines Grundrisses. Wie wenig Kunst gehört dazu eine gewisse Symmetrie gerader Linien zu machen. Durch die Zusammensetzung krummer Linien Schönheit hervorzubringen, erfodert eine andre Meisterhand.

Man sagt, daß die Epopee alle Schönheiten der Poesie vereinige. Es wäre also überflüßig von ihr ins besondre zu reden, wenn man eine Poetik schriebe. Mich deucht jener Satz ist nur alsdann wahr, wenn man ihn auf die Schönheiten der höhern Poesie, einschränkt; und ferner den Hauptton bestimmt, der die Epopee von den übrigen Arten der höhern Poesie unterscheidet.

Den Sieger schüzten die Götter; die Ueberwundenen Cato!

Ist das erhabenste Epigramma, das man machen kann. Es müßte „Cato und die Götter„ darüber stehn. Man könnte eine nicht zu kleine Sammlung Epigrammata aus der Henriade machen.

Die Materie und die Ausführung verhalten sich gegen einander wie das Original, und das Porträt.

Porträt. Man erlaubt dem guten Mahler gewisse kleine Abweichungen, gewisse feine Verschönerungen; aber man will erkennen, wer gemahlt ist. Die besten neuern tragischen Dichter haben oft zwar Cabinetstücke, aber keine Porträts gemacht, wenn sie ihre Materie aus der alten Geschichte genommen haben.

Der Hauptton eines Gedichts besteht nicht allein in der Art und dem Grade der Schönheiten, die einer gewissen Dichtart vorzüglich eigen sind; sondern es kommt auch sehr darauf an, daß die gewählten Objecte von Seiten gezeiget werden, die mit dieser Art und diesem Grade der Schönheiten harmoniren. Man nehme an, daß, in einem Gedichte vom Landleben, eine schöne Gegend beschrieben werde; und dann, daß ein lyrischer Dichter, in einem Lobe der Gottheit, sich mit einer ähnlichen Beschreibung beschäfftige: werden sie nicht sehr verschieden seyn müssen? Jener muß fürs erste in dem Tone des Lehrgedichts schreiben, und dann seine Objekte in einem Gesichtspunkte betrachten, die den Eindruck einer sanften Freude auf uns machen. Der lyrische Dichter muß sowol dadurch, daß er dem Tone der Ode gemäß singt, als auch dadurch, daß er die schöne Ge-

gend, als ein Werk des Allmächtigen vorstellt, aus entzücken. Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem Hauptone, den die Ode haben soll. Ich gestehe zu, daß ich Unrecht habe, wenn folgende Anmerkung falsch ist.

Horaz hat den Hauptton der Ode, ich sage nicht des Hymnus, durch die seinigen, bis auf jede seiner feinsten Wendungen, bestimmt. Er erschöpft alle Schönheiten, deren die Ode fähig ist. Man wird also den Werth einer Ode am besten ausmachen können, wenn man sich fragt: Würde Horaz diese Materie so ausgeführt haben? Aber man müßte ein wenig streng bey Beantwortung dieser Frage seyn. Denn sonst bekommen wir zu viel Horaze unsrer Zeiten.

Ich erkläre mich hierdurch gar nicht gegen die Ansprüche, die besonders der lyrische Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich rede nur von der Biegsamkeit, mit der sich selbst ein Originalgenie dem Wesentlichen, was die lyrische Poesie fodert, unterwerfen muß. Und dieses Wesentliche, behaupte ich, hat Horaz, durch seine Muster, festgesezt.

Es ist nichts gewöhnlicher, als daß man den Ausdruck mit dem Gedanken verwechselt. Man

sagt:

sagt: Es ist eben der Gedanke; es ist nur ein andrer Ausdruck. Und der Gedanke wird doch geändert, so bald der Ausdruck geändert wird. Dieser ist an sich selbst weiter nichts, als das Zeichen des Gedanken. Gleichwol muß eine genaue Kenntniß aller Bestimmungen dieser Zeichen, die sie haben, und durch gewisse neue Stellungen haben können, zu erlangen, eine von den vornehmsten Beschäfftigungen eines guten Dichters und eines Lesers seyn, der sich nicht zuviel schmeicheln will, wenn er seine Urtheile für entscheidend hält. Wenn eine Sprache gebildet ist; so ist eine vollständige Kenntniß derselben einer von den weitläuftigsten Theilen der schönen Gelehrsamkeit.

Es kann niemand drey kurze Sylben hinter einander aussprechen, ohne auf eine gezwungne Art zu eilen. Das Esse videatur des Cicero kann so, wie es gezeichnet ist, nicht ausgesprochen werden. Entweder müßte man das e in esse beynahe gar nicht hören lassen, welches hart seyn würde; oder man muß auf das vi einen gewissen Ton legen, der es zu einer langen Sylbe macht. Es sind daher eigentlich nur sechs verschiedne Füsse, auf deren guten Zusammensetzung die ganze Harmonie der Prosa und der Poesie beruht. Ich

verstehe durch einen Fuß so viele Sylben, als das Ohr auf einmal mit einander vergleicht. Es vergleicht eine lange mit der andern langen, indem es hört: Schutzgeist. Es vergleicht die lange mit ihrer Hälfte der kurzen auf zweyerley Art, entweder so: Gestalt, oder so: Freudig; Es vergleicht die lange mit zwo kurzen und diß auf dreyerley Art, als: ewige, oder: unerhört, oder auch: Geliebte. Diese lezte Art ist nicht so gut, als die übrigen fünfe. Denn der Umstand, daß die lange Sylbe in der Mitte steht, macht, daß die Vergleichung dem Ohre etwas schwerer wird. Eine gewisse Reihe von Worten kann aus keinen andern, als den angeführten Füssen bestehn, wenn sie Harmonisch seyn soll. Die Prosa ist deswegen nicht so wohlklingend als die Poesie, weil sie diese angeführten Worte nicht nach einer so feinen Regel der Harmonie ordnet, als die guten Versarten thun. Wenn sie nun aber vollends zu viele kurze Sylben (und drey sind schon zu viel) hinter einander sezt; so macht sie dadurch einen besondern Uebelklang, daß man gezwungen ist einige von diesen kurzen Sylben, als lange auszusprechen, und also dem Sylbenmaaße eine Gewalt anzuthun, bey welchem die Harmonie immer verliert. Die deut-

sche

sche Sprache hat zwar hier einigen Vortheil, weil sie viele gleichgültige Sylben hat, ich meyne diejenigen, welche bald kurz bald lang gebraucht werden können; aber gleichwol hilft dieser Umstand demjenigen nicht viel, der zu viele kurze Sylben häuft. Will man zum Exempel diese Worte:

Verkündige die unerhörte That

nach dem Sylbenmaaße aussprechen; so wird man so sehr eilen müssen, daß man nicht verstanden werden kann. Man muß sie daher so aussprechen:

Verkündige die unerhörte That

Aber wie wird hier das Ohr durch die Länge des die beleidigt.

Doch der Wohlklang entsteht nicht allein durch die Verbindung der langen und kurzen Sylben; es kommt auch sehr auf die Wahl harmonischer Wörter an. Eine gewisse Anzahl Wörter wird durch ihren Uebelklang unbrauchbar. Unterdeß muß man dieses auch nicht zu weit treiben. Die deutsche Sprache muß von Ohren, die an sie gewöhnt sind, beurtheilt werden. Wenigstens müssen die Italiener, die zu viele Vocalen haben, nicht ihre Richter seyn. Wer sich auf die Aussprache

versteht, kann das harte der vielen Consonanten, durch eine gewisse mäßigende Leisigkeit sanfter machen; ein Vortheil, den die Italiener in Absicht auf ihre zu vielen Vocalen nicht haben. Und wie wollen sie es machen der Weichlichkeit ihrer Aussprache, und die Franzosen der Flüchtigkeit, mit welcher sie sprechen, Consistenz und Nerven zu geben?

Ich irre mich entweder sehr, oder es ist mindstens ein sehr verzeihbares Vorurtheil, wenn ich dafür halte, daß die deutsche Sprache vor allen neuern Sprachen alsdann die größten Ansprüche auf die meisten Arten des Wohlklangs hat; wenn diejenigen, die sie schreiben, sorgfältig genug sind, gewisse unharmonische Wörter gar nicht zu brauchen, eine Sorgfalt, die so gar Homer und Virgil nöthig hatten.

X.

Ein Gespräch von der wahren Hoheit der Seele.

Damokles. Aber wenn denn die Ehrbegierde eben deswegen so verführerisch ist, weil sie

sie so viel Schein vom Edlen und Grossen hat; und man also wegen ihrer so starken Reizungen auf das lebhafteste gegen sie streiten muß: Was bleibt denn übrig, womit sich eine Seele sättigen kann, die diese Nahrung vor allen andern sucht?

Crito. Ich habe dir schon gesagt, und dir war es ohne diß schon bekannt, daß die Bestrebung nach großen Endzwecken, und die Erreichung derselben, die Belohnungen der Ehre nicht nöthig haben, den Durst einer Seele zu stillen, die ihren Werth fühlt.

Damokles. Aber der Beyfall solcher Männer, wie du eben beschrieben hast?

Crito. Den suche. Allein wenn du ihn auch nicht erlangen solltest; so habe Muth genug zu glauben, daß du ihn verdienest.

Damokles. Dieses Suchen, dieser Muth —— nein, Stolz ist es gewiß nicht; aber es ist doch Ehrbegierde.

Crito. Ehrbegierde, wenn du willst, nachdem man das Wort nimmt. Ich will dir sagen was es ist. Es ist Hoheit der Seele.

Damokles. Hoheit der Seele! Dieser Ausdruck hat mir immer wie Musik geklungen. O laß uns ein wenig davon reden, Crito.

Crito. Wer kann ohne Enthusiasmus davon sprechen? Und wir wollen es doch gern mit philosophischer Kälte thun, wie ich glaube.

Damokles. Beydes. Mit dieser überhaupt; und wenn wir uns nicht mehr enthalten können, mit Enthusiasmus.

Crito. Diese Hoheit ist nicht sowol das Gefühl einer großen Seele, das sie von sich selbst hat, ob diß gleich auch mit in Betrachtung kommt: sie zeigt sich vielmehr durch gewisse Handlungen, wobey eine ausserordentliche Ueberwindung unsrer selbst nöthig ist, am meisten durch die Ueberwindung der Ehrbegierde, nicht des Stolzes; (das wäre ein zu kleiner Sieg für sie!) und derjenigen Rache, die in den feinsten Forderungen der Ehrbegierde ihren Grund hat.

Damokles. Aber gleichwol scheint sie (denn ich zittre, mich irgend einer Art von Ehrbegierde zu überlassen;) scheint sie mir eine Tochter der Ehrbegierde zu seyn.

Crito. Eine weise Tochter einer stets heftigen und oft ausschweifenden Mutter.

Damokles. Glaubst du meinen Philemon so gut zu kennen als ich?

Crito.

Crito. Unsern Philemon, bitte ich mir aus. Aber freylich haben Jahre dazu gehört, ehe ich ihn habe ganz kennen lernen. Denn es lebet kein Mensch mehr, der so weit davon entfernt ist, die Entdeckung seines Charakters Andern aufzudringen.

Damokles. Und was sagst du sonst noch mehr von ihm?

Crito. Daß ich, ohne ihn, keinen recht bestimmten Begriff von der Hoheit der Seele haben würde.

Damokles. Das ist sehr viel von ihm gesagt.

Crito. Es ist genug gesagt; aber nicht zu viel. Ich glaube, heute könntest du mich böse machen, ob ich mich gleich rühme, daß es meine Freunde niemals können. Kennst denn du ihn?

Damokles. Rede nur. So mag ich dich wohl böse sehen.

Crito. Hat er nicht immer jede kleinere Ehre verachtet? und die größern jemals anders als Mittel zu wichtigen Endzwecken angesehen? Hat er sich jemals durch gleiche Begegnungen gerächt,

wenn ihm diejenigen ihren Beyfall versagten, die er hochachtete, da es doch so sehr in seiner als in irgend eines andern Gewalt war, sie auf eine feine Art zu erniedrigen? Ist er nicht immer ein unpartheyischer Beurtheiler von den Verdiensten dieser Personen geblieben? Hat er sich jemals (so lerne ihn kennen!) den Vorstellungen von dem Triumphe dieser ausserordentlichen Unpartheylichkeit lebhaft überlassen? Kennst du ihn nun?

Damokles. Nun habe ich — —

Crito. Warte, ich habe noch mehr zu sagen. Er hat sich niemals an denen, die er eben nicht Ursache hatte, hochzuachten, und die schwach genung waren, ihn oft sehr zur Rache zu reizen, er hat sich sogar alsdann niemals an ihnen gerächt, wenn sie sein Stillschweigen, sein immer gleiches Betragen gegen sie, für Schwäche hielten. Und wo ist eine lebhaftere Reizung zur Rache, als hier?

Damokles. Mir wird ganz heiß dabey, wenn ich mir diese Reizung vorstelle.

Crito. Und dem Philemon noch heisser, um sie zu überwinden.

Damo=

Damokles. Und er überwindet sie. Das ist viel, sehr viel, mein theurer Freund. Mir schwindelt, wenn ich ihm bis in seine Höhen nachsehe.

Crito. Ja, es ist viel. Zur Ueberwindung vieler andern Leidenschaften gehört Grösse, aber diß ist Hoheit der Seele.

Damokles. Hat er viel an sich arbeiten müssen?

Crito. Eine Seele, wie die seinige, ist beständig in Arbeit gegen sich selbst. Du kennst seine heftige Lebhaftigkeit. Er flammt nicht; er glüht. Und denn sein sanfter Charakter! Diß ist sein beständiger Sieg über sich selbst.

Damokles. Ich kann mich nicht mehr enthalten, dir zu sagen, daß ich dich nun dahin gebracht habe, wohin ich dich habe bringen wollen. Du hast den Philemon, und dich sehr richtig beschrieben.

Crito. Mich? —— Ich habe nicht an mich gedacht. Doch glaube mir, wenn ich einst werde sagen können: Ich bin wie Philemon; so will ich dir es sagen, weil du mich kennst, und mich nicht eitel nennen wirst. Doch laß uns nun von etwas anderm sprechen.

Damo-

Damokles. Du eitel? Du, der stolz zu seyn verachtet, und die Ehrbegierde nur in so fern an sich duldet, als sie ein Mittel zu großen Zwecken ist?

XI.

Von der Freundschaft.

Die Freundschaft ist eine Glückseligkeit, die so wenige ganz kennen, daß es mich oft recht traurig macht, wenn ich so Viele sehe, denen sie weiter nichts, als ein Wort ist, das sie, des Wohlstandes wegen, bisweilen mit aussprechen, von ungefehr so, wie das andre Wort Tugend.

Ein Freund ist weder ein Bekannter, noch ein guter Bekannter; er ist auch kein guter Freund. Ein Bekannter ist nun so einer, den man sehen, und nicht sehen kann, ohne weiter an ihn zu denken. Ich habe ihrer leider! nicht wenige. Sie sind wie die Verläumder Shackespears, die, nach seinem Ausdrucke, den Ruhm andrer berupfen:

Wer

Wer meine Zeit berupft, der stiehlt sich
selbst nicht reich!
Mich stiehlt er arm.

Aus einem guten Bekannten, wird zwar bisweilen ein Freund; aber wenn es bey der guten Bekanntschaft bleibt; so unterhalten wir sie blos deßwegen, weil unser guter Bekannte doch einige nüzliche und angenehme Eigenschaften hat. Leute, die sich in ihren Begriffen von der Freundschaft nicht höher schwingen können, als daß sie alle gute Bekannte für Freunde halten, denken, daß nichts gewöhnlicher in der Welt als die Freundschaft sey. Wie betrügen sie sich! Unterdeß werden auch diejenigen, welche zur Freundschaft fähig sind, eine nicht zu kleine Anzahl guter Bekannter alsdann haben wollen, wenn sie die Sache so einrichten können, daß sie nicht zu viel Zeit darüber verlieren.

Ein guter Freund ist etwas unreifes, etwas das unvollendet geblieben ist. Er hat verschiedne Eigenschaften, die zur Freundschaft gehören; aber die Anzahl derer, die er nicht hat, ist auch nicht klein. Man wollte ihn gerne vollends zum Freunde ausbilden; aber es will nicht gehen.

Er versteht, er fühlt einmal nur bis auf einen gewissen Grad. Ich habe oft Anlaß gehabt, die Anmerkung zu machen: Daß eher aus einem guten Bekannten ein Freund wird, als aus einem guten Freunde, der biß lange geblieben ist. Er ist zwar der nächste nach dem Freunde, aber, wie Virgil sagt:

In weiter Entfernung der Nächste!

Ich habe noch keine Schrift von der Freundschaft gelesen, in welcher die Eigenschaften eines Freundes nicht durch ein Gemisch, durch kalte, durch weitschweifige und dann wieder übertriebne Beschreibungen verunstaltet worden wären. Der gebildete Verstand und das gebesserte Herz sind die beyden Grundsäulen der Freundschaft. Diese Grundsäulen haben einige sehr simple Zierrathen: Gewisse Züge eines Originalcharakters, ich meyne, gewisse Wendungen des Verstandes und Herzens, die sich herausnehmen, die intereßiren. Eine solche Freundschaft macht nur etwas weniger glücklich, als diejenige Liebe, die man allein darunter verstehen sollte, wenn man dieses so oft gemißbrauchte Wort ausspricht. Die Freundschaft und die Liebe sind zwo Pflanzen aus Einer Wurzel. Die Lezte hat nur einige Blumen mehr.

Wenn

Wenn ich sage, daß die Freundschaft, nach dem Bewußtseyn, unsre Pflicht ausgeübt zu haben, die zweyte große Glückseligkeit ist, die wir nicht allein in dieser, sondern auch in der künftigen Welt geniessen können; so glaube ich zwar beynahe alles gesagt zu haben, was sich davon sagen läßt; aber wie wenige sind glücklich genug, diß nicht für eine Chimäre zu halten. Unterdeß will ich gleichwol noch ein wenig von der süßen Chimäre reden.

Wenn man den meisten Glückseligkeiten, nach welchen so viele mit solcher Heftigkeit laufen, ein wenig näher, und entschlossen, nichts, als was wahr ist, zu sehen, ins Gesicht sieht; was für wirkliche Chimären entdeckt man alsdann! Die jähnenden Besitzer dieser Glückseligkeiten mögen nur kommen, und es mit der Glückseligkeit der Freundschaft auch so machen.

Es sollte meinen Freund und mich nicht wirklich glücklich machen, daß wir uns für alles, was uns angeht, bis zu der geringsten Kleinigkeit, interessiren? Daß wir nichts Geheimes für einander haben, sondern, unsrer beyderseitigen Verschwiegenheit gewiß, uns Alles (die beschworne Verschwiegenheit unsers Amtes, und die einem

andern

andern Freunde versprochne, machen hier allein eine Ausnahme.) daß wir uns Alles, mit der offensten Aufrichtigkeit, anvertrauen? Daß mein Freund oft nicht wartet, bis ich seine Fehler entdecke, sondern daß er sie mir eher sagt? Daß er haben will, daß ich so strenge gegen ihn seyn soll, als er gegen sich selbst ist? (Welcher Rechtschafne ist nicht streng gegen sich selbst?) Daß er überzeugt ist, daß ich auch alsdann, wenn ich ihm meine Neigung am lebhaftesten ausdrücke, die heilige Freundschaft nicht durch das Geringste von dem, was zur Schmeicheley gehört, entweihe? Ich kann mich wohl aus Liebe zu meinem Freunde irren; aber schmeicheln kann ich ihm nicht! Daß uns keine Freude natürlicher ist, als die Freude, uns sehen? Und daß wir uns besonders deswegen gern oft sehen, weil wir gern oft von GOtt und der Religion mit einander sprechen? Daß wir einander über diese höchstwichtige Sache immer mehr aufklären, und uns bey der Hand unserm gemeinschaftlichen lezten Endzwecke zuführen? Wer die Heiterkeit, diese Ruhe und oft diese Hoheit der Seele nicht kennt, die bey solchen Unterredungen die Freundschaft giebt, wie wenig Glückseligkeit kennt der!

Wielen

Vielen wird alles dieses zu ernsthaft vorkommen. Aber sind denn keine ernsthafte Freuden? Und wenn keine wären; wo ist der Scherz scherzhafter, als unter Freunden? Wo kann man sich demjenigen fröhlichen Humeur, welches dem Scherze sein eigentliches Leben giebt, freyer überlassen? Unter blosen Bekannten sucht der Scherzende mehr zu brilliren, als zu vergnügen; er muß überdiß immer in den Ketten gewisser Zurückhaltungen gehn, die das, was er sagt, entkräften.

Ein Tanz, der in einer muntern Gesellschaft durch die Freude, in der man ist, unvermerkt veranlasset wird; und ein prächtiger Ball, auf dem so mancher steife Tänzer schimmern will, und der natürliche bisweilen muß, sind zwo eben so verschiedne Sachen, als der Scherz unter Freunden, und unter Bekannten.

XII.

Fortsetzung von der Freundschaft.*

Ich habe Ihnen, schreibt mir einer meiner neuesten Correspondenten, eine Anmerkung über

* Weil diese Fortsetzung im nordischen Aufseher in

über Ihr Blatt von der Freundschaft zu machen, von welcher ich glaube, daß sie Ihnen nicht ganz unerheblich vorkommen wird. Ich denke, wie Sie, über die Freundschaft; ob ich gleich nicht so glücklich bin, Freunde zu haben: Allein ich muß Ihnen ohne weitere Umstände gestehen, daß ich den Umgang der großen Welt der Freundschaft beynahe völlig an die Seite setze. Wenn ich vom Umgange der großen Welt rede; so verstehe ich alles dasjenige darunter, was die Politesse nur einnehmendes haben kann; und ich nehme dieses Wort zugleich in dem ganzen Umfange, in dem es ein Franzose braucht, der selber poli ist, und also von der Sache urtheilen kann. Sie wissen, es ist alsdann ein vielbedeutendes Wort. Dieses vorausgesezt, behaupte ich, daß die Freundschaft nur sehr wenige und vielleicht nicht allzugroße Vorzüge vor jenem Umgange habe.

Wie angenehm ist es, sich nicht allein niemals etwas, das auch nur von ferne einigermaassen beleidigen könnte, sondern fast immer etwas zu sagen, das die Süssigkeit der feinen Schmeiche-

ley

in die Form eines Briefs und einer Beantwortung desselben eingekleidet ist: so hat man sie auch unverändert lassen müssen.

ley hat, ohne ihren Gift zu haben; das uns, ohne uns in den Wolken schweben zu lassen, immer ein wenig über uns selbst erhebt, und uns in einem sanften Vergnügen über uns selbst auf eine reizende Art unterhält.

Ich weiß nicht, Freunde, (ohne von denen zu reden, die gar familiär gegen einander sind) Freunde sind zu naiv gegen einander. Sie sagen es sich so gerade heraus, daß sie sich lieben. Das nenne ich eine harte Art, wenn man sich es so sagt. Zeichnung mögen sie wohl haben; aber Colorit haben sie nicht.

Ich kann Ihnen nicht sagen, was es mir für ein Vergnügen macht, wenn ich in Gesellschaft von Leuten bin, die sich, alles, was sie sich sagen, auf eine so glückliche Art, zuwägen, daß man es gar nicht merkt, daß sie die Wagschal in der Hand haben. Ein halbes Wort, das der Andre sagt, der Anfang einer Mine wird hier zu Gewicht, und verändert die Wagschal. Jeder kleine Umstand des Wohlstandes oder der Wendung, welche die Unterredung nimmt, hat hier seine Einflüsse. Federn ziehn nieder. Welch Vergnügen, in einer solchen Gesellschaft zu seyn, und selbst wägen zu können!

Freunde hingegen, ob sie gleich nicht ohne Anstand sprechen, sagen sich immer ihre völlige Meynung, und sagen sie fast ohne alle Einkleidung. Verzeihen Sie mir, daß ich das Wort noch einmal brauche, es ist so was Hartes in diesem allen.

Sie werden mir zugeben, man kann nicht immer, am wenigsten in Gesellschaften, von wichtigen Dingen reden; daher müssen der Kunst, Kleinigkeiten zu etwas zu machen, ihre Verdienste gelassen werden. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß mich die glückliche Ausbildung eines Nichts oft sehr hinreißt.

Sie sagen, daß der Scherz nirgends scherzhafter, als unter Freunden sey. Vielleicht ist diß bisweilen wahr. Aber ich rede auch von solchen Kleinigkeiten, die nicht scherzhaft sind. Und Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß der freundschaftliche Umgang viel Ansprüche auf ihre Ausbildung zu machen habe?

Ich könnte Ihnen noch viel mehr über diese Sache sagen; aber ein Brief muß auch nicht gar zu lang seyn. Ueberhaupt muß ich Ihnen bekennen, daß ich so viel Geschmack an dem Umgange der großen Welt finde, daß mir der freundschaftliche zwar

als eine wünschenswürdige, aber doch nicht als eine so unentbehrliche Sache, als Ihnen vorkömmt.

Beantwortung dieses Briefs.

Mein Herr,

Wenn Sie mir erlauben wollen mit dem harten Tone eines Freundes zu reden; so werde ich Ihren Brief, der mir, in gewissen Betrachtungen, sehr gefallen hat, umständlich beantworten. Vielleicht schmeichle ich mir nicht zu sehr, wenn ich glaube, daß ich die große Welt, und diejenige Politesse kenne, die diesen gewiß nicht wenig bedeutenden Namen verdient. Und vielleicht gestehen Sie mir, nach einer Anmerkung, die ich gleich machen will, diese Kenntniß zu. Wenn man dem Ausdrucke: große Welt, seine Würde lassen will; so ist die Zahl derer, die eigentlich dazu gehören, sehr gering. Wie sehr würde man ihm diese Würde nehmen, wenn man den ganzen Schwarm mit dazu rechnen wollte, dem blos sein Stand und etwas von einer halbgebildeten Lebensart den Eintritt erlauben. Wenn Sie diese Anmerkung für wahr halten; so muß sich Ihr Vergnügen, das Sie in Ihren Gesellschaften finden, sehr verringern. Sie werden mir zugestehn,

daß ich mich auf Ihre Materie völlig einlasse, wenn ich Ihnen noch sage, daß unter den Wenigen, welche die große Welt ausmachen, bisweilen Einer ist, der zur Freundschaft, und zu jeder andern ernsthaften Sache gemacht, das Joch desjenigen Umgangs, der Ihnen so sehr gefällt, zwar blos aus Pflicht, aber zugleich auf eine so glückliche Art trägt, daß er denen, die nur bis auf eine gewisse Weite sehn, Geschmack daran zu haben scheint.

Erlauben Sie mir, daß ich nun ein wenig pünktlich in der Beantwortung Ihres Briefes werde. Ich zweifle sehr, daß irgend eine Art von Schmeicheley ohne Gift sey. Vielleicht hat die feinste, den schlimmsten. Es mag wohl süß genug seyn, sich immer ein wenig über sich selbst erhoben zu fühlen: aber —— ich sehe wohl, daß ich Ihnen zu streng vorkommen werde; und *gleichwol* bin ich es nicht, wenn ich Ihnen sage, daß diese Sache überhaupt sehr moralisch ist, und daß wir uns nicht genug hüten können, die Eitelkeit Andrer *anzufeuern*. Sie hat ohne diß Nahrung genug in sich selbst.

Daß Freunde naiv gegen einander sind, lassen Sie noch so hingehen; aber daß sie auch familiär

mit

mit einander umgehen, das beleidigt, in Ihren Augen, die feine Gezwungenheit der Politesse zu sehr. Ich sehe wohl, Sie haben niemals Anlaß gehabt, die Anmerkung zu machen, daß die Familiarität der Freundschaft einen gewissen ihr eignen Wohlstand beobachte. Und warum sollte man es sich nicht gerade heraus sagen, daß man sich liebt? Kann es die wahre Neigung anders sagen? Zeichnung, ich bitte um Verzeihung, daß ich ohne alle Einkleidung rede, Zeichnung haben Sie gar nicht; und Colorit — — es giebt verschiedne Arten derselben, gewiß keine natürliche!

Mir wird ganz angst dabey, wenn ich mir Ihr beständiges Zuwägen, wie unvermerkt es auch geschehen mag, recht lebhaft vorstelle. Welch ein Vergnügen, sagen Sie, in einer solchen Gesellschaft zu seyn, und selbst wägen zu können. Ich weiß nicht, ich habe immer, an der Größe dieses Vergnügens, ein wenig gezweifelt. Aber freylich, wenn man selbst wägen kann. Doch sind nur sehr wenige, die es recht können.

Ich weiß nicht zu welchem erniedrigenden Zwange Sie ihre Seele gewöhnt haben müssen, daß es Ihnen keine angenehme Vorstellung ist, Ihre völlige Meynung zu sagen? Wie beseelt es

den Umgang der Freundschaft, wenn keiner von seiner Meynung etwas zurückhält; aber zugleich nicht so sehr von derselben ist, daß er unbiegsam seyn sollte, sich von stärkern Gründen, als die seinigen sind, überzeugen zu lassen. Wenn ich mir diese Freymüthigkeit, diese Biegsamkeit, und die Freude, daß unser Freund unsrer Meynung wird, oder daß wir die seinige annehmen, als Gefährtinnen der Freundschaft vorstelle; so denke ich sie mir unter ihren Gratien.

Ohne von der glücklichen Ausbildung eines Nichts jemals hingerissen zu werden, sehe ich sehr wohl ein, daß man nicht immer von wichtigen Dingen reden könne, und daß die Geschicklichkeit, Kleinigkeiten zu etwas zu machen, ihren Werth habe. Aber wie sonderbar ist es, so wie Sie, von einer Geschicklichkeit eingenommen zu werden, deren Anwendung, in den meisten Fällen, durch die Nothdurft veranlaßt wird.

Lernen Sie nur die Freundschaft aus der Erfahrung kennen. Sie hat, ausser ihren scherzhaften Kleinigkeiten, auch noch andre, die viel interessanter als diejenigen sind, die Ihnen izt noch so sehr gefallen. Nur die Neigung zu dem, den

wir

wir lieben, kann eine Kleinigkeit, die er sagt, über ihre Sphäre erheben, und machen, daß wir Geschmack daran finden, sie zu hören. Wenn wir aber nur in einer Gesellschaft von Bekannten, von guten Bekannten, und von guten Freunden sind; so werden die Kleinigkeiten, durch ihre Ausbildung, noch kleiner. Wir bemerken, was sie eigentlich sind, desto mehr, je besser das Kleid ist, mit welchem sie ausgeschmückt werden, oder vielmehr, in welchem sie sich schleppen; denn es muß ihnen, ihrer Natur nach, immer ein wenig zu groß seyn.

Wie aufrichtig ich es mit Ihnen meyne, können Sie daraus urtheilen, daß ich Ihnen, wenigstens Einen Freund, wünsche. Ich sehe wohl ein, daß Sie nicht bedauert seyn wollen; unterdeß kann ich mich doch nicht ganz enthalten, Sie so lange ein wenig zu bedauren, bis ich erfahren werde, daß Sie nicht mehr ohne Freunde sind. Machen Sie mir das Vergnügen, mir die Nachricht, so bald Sie können, zu geben.

XIII.

Ein Gespräch zwischen Klopstock und Cramern:

Ob ein Scribent ungegründeten obgleich scheinbaren Critiken antworten müsse?

Lycias. Aber warum wollten sie auf eine solche Critik nicht antworten? Von einer Critik, die sowol in der Art des Vortrags, als in ihren Gründen, seicht ist, begreife ichs. Aber wenn diese scheinbar sind, und die Art, wie sie gesagt werden, etwas überredendes hat: warum sollten sie nicht antworten müssen?

Cliton. Wie viel Scheinbares und Ueberredendes sie auch haben mag; so bin ich viel zu stolz auf den Beyfall derjenigen, unter deren Gerichtsbarkeit ein solcher Critikus steht, als daß ich mich auf eine Vertheidigung einlassen könnte.

Lycias. Stolz? Ich will ihnen das erlauben; ein gewisser Stolz ist einer guten Sache nicht unanständig. Aber die Richter sind einander nicht alle gleich. Wenn nun einige von ihm gewonnen würden? Und vielleicht können die Meisten gewonnen werden.

Cliton. Sie erlauben also fürs erste etwas Stolz. Dieser Stolz hat wirklich seinen Werth. Er ist sogar Dankbarkeit, die man Richtern von der ersten Classe, wegen ihres Beyfalls, schuldig ist. Die andern Richter, gegen deren Urtheil ich diese Dankbarkeit nicht haben kann, mögen sich gegen mich einnehmen lassen. Wer sich durch solche Critiken einnehmen läßt, den kann ich ohnediß nicht durch Widerlegungen zurück bringen.

Lycias. Es ist aber doch, der Folgen wegen, besser, auch ihr Urtheil für sich zu haben. Die erste Classe pflegt, was sie über gewisse Beurtheilungen denkt, aus eben dem Grunde; nicht zu sagen, aus dem Sie sich nicht vertheidigen mögen. Die andern sprechen vielleicht eher, wenn sie nur erst durch eine gute Widerlegung zurück gebracht sind. Und warum sollten sie sich nicht zurückbringen lassen? Ueberdiß müssen Sie bedenken, daß

daß sie diesen mehr nützen können, als jenen, und daß solches eben deswegen ihre Absicht seyn müsse.

Cliton. Ich sehe nicht ein, warum die erste Classe ihre Meynung über gewisse Beurtheilungen nicht sagen sollte. Wenigstens ist jener Stolz nur selten die Ursache von ihrem Stillschweigen. Doch ehe wir weiter gehen, müssen wir vestsetzen: Ob es möglich sey, diese beyden Zwecke zugleich zu erreichen, nämlich: Gut zu schreiben; und den Meisten zu gefallen. Denn wenn man nur für Viele, und nicht für die Meisten schreibt: so weiß man, daß der Critikus seine Oberrichter hat, bey denen seine ungegründeten Verurtheilungen dem Scribenten nicht nachtheilig sind. Hernach können wir ausmachen: ob ein Scribent in einem solchen Tone sich selbst vertheidigen könne, daß sein Critikus genug widerlegt wird.

Lycias. Warum die Richter der ersten Classe schweigen würden, das liesse sich zwar erklären; aber ich will mich nicht weiter darauf einlassen, weil wirklich viel auf eine richtige Entscheidung ihrer Fragen ankommt. Die erste, deucht mich, braucht einer sehr genauen Bestimmung. Ich gestehe, man kann auf eine gewisse Art gut schreiben, ohne daß man hoffen darf, den Meisten

zu gefallen. Gewisse Gedichte gehören zu dieser Art. Der Endzweck, den man sich bey denselben vorsezt, ist so beschaffen, daß man seiner verfehlen würde, wenn man nach dem Beyfalle der Menge strebte. Doch alsdann schreibt man nicht für die Menge. Daß man aber sehr oft auch für diese reden und schreiben müsse, das werden sie zugeben, und wenn man das muß, so werden sie wieder gestehen, daß man nicht schlecht schreiben dürfe. Sie wissen, daß Cicero oft an das Volk reden mußte; daß er alsdann gut redete, und so gut, daß er den Meisten gefiel. Moralische Schriftsteller befinden sich in einem ähnlichen Falle.

Cliton. Ich leugne nicht, daß einige wenige Schriften für die Meisten geschrieben werden, und gute Schriften seyn können. Diß ist aber eine Ausnahme von der Regel. Ueberhaupt kann ein guter Scribent nicht weiter gehn, als vielen gefallen wollen, in welcher Art, es sey Prosa oder Poesie, er auch schreibe. Dieses wird nur alsdann falsch seyn, wenn der gute Geschmack unter einer Nation sehr allgemein ist. Aber wie selten ist dieses! Glauben Sie, daß Cicero den Meisten durch seine Reden gefiel? Weil man einmal ein so großes Vorurtheil sowol für seinen

Patrio-

Patriotismus als für seine Beredtsamkeit hatte: so bildete man sich ein, man wäre im Stande, ihm Beyfall geben zu können. Man schrieb sich einen Geschmack zu, den man nicht hatte, blos um seiner Neigung gegen den Cicero zu folgen.

Lycias. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen nur wenig von Ihrer Antwort einräumen kann. Sie läugnen nicht, daß einige wenige Schriften für die Meisten geschrieben werden, und gute Schriften seyn können, und geben diß als eine Ausnahme von der Regel an. Allein ich wollte lieber das Gegentheil eine Ausnahme nennen. Denn wer bedarf wohl guter Schriften am meisten? Unstreitig diejenigen, die am meisten Unterricht und Aufmunterung nöthig haben. Sonst gestehe ich, daß eine gewisse Partheylichkeit eine mitwirkende Ursache von dem Beyfalle gewesen seyn könne, den Cicero erhielt. Allein ohne darauf zu sehen, wie allgemein schon der gute Geschmack unter den Römern war: so ist gewiß, daß es eine Art gut zu schreiben giebt, die so sehr selbst den gemeinsten Einsichten angemessen ist, und mit den wesentlichen Neigungen der menschlichen Natur so sehr übereinstimmt, daß sie leicht von allen empfunden werden kann. Die meisten Wahrheiten

haben

haben so viel eigenthümliche Schönheit, daß sie allen gefallen müssen, wenn der Scribent nur seine Leser in den gehörigen Gesichtspunkt zu setzen weiß. Aus diesem Gesichtspunkte kann ein Critikus sie verrücken, und zu ihrem eignen Nachtheile, den er nicht achtet. Sollte es da nicht der Mühe des Scribenten werth seyn, sie in denselben zurück zu bringen? Ist er dieses nicht der Wahrheit und den Wirkungen schuldig, die er durch eine richtige und gute Vorstellung derselben zu befördern wünscht?

Cliton. Ich glaube nicht, daß wir einander darinn falsch verstehen, daß unter uns nur von solchen Schriften die Rede ist, die, in Absicht auf die Ausführung, der Beurtheilung des Geschmacks überlassen sind. Dieses vorausgesetzt, glaube ich noch immer, daß ich die Ausnahme da mache, wo sie gemacht werden muß. Es sind, nach meiner Meynung, nur einige wenige Materien, die, in der Schreibart des Geschmacks, so ausgeführt werden können, daß sie den Meisten gefallen, z. E. gewisse Punkte der Moral, die weder viel Feinheit noch Tiefsinn erfordern. Ein ganz anders ist es, guter Schriften am meisten bedürfen, und ein anders, sie genug verstehen und empfinden

können.

können. Dieses lezte kann nur aufs höchste vielen zugestanden werden. Die Erfahrung redet zu laut für diese Anmerkung, als daß man sie leugnen könnte. Ich gestehe übrigens zwar zu, daß es sich der Mühe verlohnt, auch diejenigen Leser, die sich durch den Critikus haben irre machen lassen, zurückzuführen; aber kann es der Autor eines Buchs selbst mit gutem Erfolge thun? Sogar in dem Falle, daß der Autor zu dem Publico sagen dürfte: diese oder jene angegriffne Stelle ist schön, würde doch das Publicum geneigt seyn, den Critikus für unpartheyisch, und den Autor für partheyisch zu halten.

Lycias. Ich kann mich zwar aus dem, was Sie sagen, noch nicht überzeugen, daß es nur wenige Materien gebe, die sich in der Schreibart des Geschmacks so ausführen lassen, daß sie den Meisten gefallen. Wenn Sie nicht den äußersten Grad der Vollkommenheit und Schönheit fodern, so lassen sich fast alle Wahrheiten der Moral auf eine für die Meisten gefällige und einnehmende Art vortragen; das ist, sie lassen sich gut schreiben. Ob sie darum aber, selbst wenn dieser gute Vortrag noch unter der Höhe bleibt, zu der sich ein Scribent für feinere Geister zuweilen, oder wenn

sie

sie wollen, sehr oft, aufzuschwingen suchen muß, von allen genug verstanden und empfunden werden, das will ich nicht ausmachen. Vielleicht empfindet und urtheilt die Menge richtig; aber sie weiß nur ihr Urtheil nicht zu rechtfertigen; ihre Empfindung kann auch wieder verdunkelt oder verwirrt werden. Doch ich will zugeben, daß es einem Scribenten anständig sey, sich vor solchen Richtern nicht zu vertheidigen, oder, wenn sie schon eingenommen sind, sich nicht zu bemühen, ob er ihnen sein Recht begreiflich machen könne, so bald der Critikus blos die Art des Vortrags, die Einkleidung und das angreift, was Genie und Geschmack zur Schönheit einer Schrift beytragen. Ich empfinde es mit Ihnen, daß mir der beste Autor unerträglich anzuhören seyn würde, der, auch wenn er völlig recht hätte, seinem Critikus sagte: Sie thun mit Unrecht, mein Herr, wenn sie mich beschuldigen, daß diß nicht sinnreich ist; in meiner Abhandlung herrscht wirklich mehr Beredtsamkeit und Munterkeit, als sie mir streitig machen; hier haben sie den Beweis, daß sie mir ohne Grund Erfindung und Genie absprechen; es ist, versichert, alles artiger und feiner, als sie vorgeben. Bey dergleichen Anklagen ist es un-

streitig für den Scribenten am räthsamsten, zu schweigen. Allein was soll er thun, wenn die Sache selbst von dem Criticus auf eine falsche, seinen Absichten und der Wahrheit nachtheilige Art vorgestellt wird, und zwar mit Scheine; denn das ist mit einigem Witze möglich: es sey nun, daß der Beurtheiler irrt, oder seine Ursachen hat, andern solche irrige Vorstellungen beyzubringen? Mich dünkt, da müsse sich der Scribent vertheidigen, und zwar des größern Theils wegen, ungeachtet er vor den Richtern der ersten Classe keiner Vertheidigung bedarf. Ein Mann, der rechtschaffen und zugleich galant ist, wird sich freylich nicht vertheidigen, wenn sichs jemand einfallen läßt, die Schönheit seines Anzugs zu tadeln; aber wenn man seine Rechtschaffenheit angreift — —.

Cliton. Ich rede nicht allein von der höchsten Vollkommenheit der Schriften; ich rede zugleich von allen den Stufen, die über dem Mittelmäßigen sind. Alles, was über dem Mittelmäßigen ist, ist nicht für die Meisten. Wenn ich dieses erweisen soll: so muß ich sehr umständlich werden. Verlangen Sie diesen Erweiß von mir? Wenn ich Ihnen noch einige Materien mehr, die für die Meisten schön geschrieben werden

den können, zugestehe: so gewinnen Sie damit nicht viel. Denn ich mache noch immer die rechte Ausnahme. Gleichwol kann man, bey gewissen Anlässen, sich zu vertheidigen verbunden seyn: aber dieses ist wieder eine Ausnahme; und ich habe bisher von der allgemeinen Regel geredet. Jene findet freylich in solchen Fällen statt, auf welche Ihre Vergleichung mit dem rechtschaffnen und zugleich galanten Manne völlig paßt. Aber wenn dieses nicht ist: so muß man auch bey solchen Angriffen schweigen. Hätte Boyle antworten sollen, wenn ihm jemand gesagt hätte, daß er ein Atheist wäre? Kann ein Vorwurf ernsthafter, und zugleich einer Beantwortung unwürdiger seyn?

Lycias. Sie haben Recht, wenn die Beschuldigung so falsch ist, daß man den Autor und den Critikus nur gegen einander halten darf, um die Falschheit der Anklage einzusehen. Wollte sich der Scribent daselbst bey dem größern Theile der Leser vertheidigen: so machte er sowol ihrem Verstande, als ihrem Herzen ein Compliment, das sie mit Recht für eine Beleidigung annehmen könnten. Aber er kann in der Abhandlung einer Materie hier etwas voraussetzen, dort etwas nicht genug bestimmen, um kürzer und angenehmer zu seyn;

der Critikus kann ihn nicht verstehen, oder nicht verstehen wollen, und eben darauf Anklagen bauen, dabey auch einen gewissen Witz brauchen, so, daß schwache Leser, wenn sie auch nicht gleich verdammen, doch lieber erst von dem Beklagten hören möchten, was er für sich anzuführen hat, als daß sie ihn gleich lossprechen wollten. Sie wissen überdiß, daß viele Richter bequem sind, ohne eben ungerecht seyn zu wollen.

Citron. Es ist zwar wahr, was Sie sagen. Aber wenn man aus diesen Gründen immer antworten wollte: so müßte man einige Bücher schreiben, um Eins zu vertheidigen. Wenn man nun für Viele, und nicht für die Meisten schreibt, so kann man sich auf die Einsicht und die Billigkeit dieser Leser genug verlassen, um von solchen falschen Urtheilen, wie scheinbar sie auch seyn mögen, nichts befürchten zu dürfen. Sie werden ohnediß bald vergessen. Die gute Schrift bleibt, und wird gelesen, ohne daß der etwas spätere Leser das geringste davon weiß, daß Sie einmal ein wenig bestäubt worden ist.

Lycias. Einige Bücher zu schreiben, um Eins zu vertheidigen, das wäre freylich viel von ei-

einem Scribenten gefodert. Auch ist solches für die spätern Leser unnöthig, das gestehe ich. Aber gute Schriften, die, ich will nicht sagen, für die Meisten, sondern nur für Viele geschrieben werden, werden auch nur selten solche Unfälle erdulden müssen, als diejenigen sind, zu denen, meiner Meynung nach, ein Verfasser nicht ganz schweigen sollte. Eben darum, weil es etwas Ungewöhnliches ist, eine Schrift, die sich besonders in ihren Absichten ausnimmt, angegriffen zu sehen, möchte die Critik, wenn sie auch nicht gegründet ist, zu viel schaden können, wenn nicht geantwortet wird.

Cliton. Daß ein guter Autor bey gewissen Angriffen nicht ganz schweigen soll, dawider habe ich weiter nichts, als daß er die Mitbrüder des Critici dadurch reizt, ihre Lanze auch zu versuchen, und daß also des Geschwätzes immer mehr wird. Da unterdeß die Critik in dem angeführten Falle wirklich mehr schaden könnte, so gehört er mit unter die Ausnahmen, die ich von der allgemeinen Regel mache. Eine solche Antwort müßte aber sehr kurz seyn, und den Leser, durch die Berührung einiger Einwürfe, zu Schlüssen auf die übrigen blos veranlassen. Ihr Verfasser müß-

te aber nichts dawider haben, wenn man ihm den Vorwurf machte, daß seine Antwort zu lakonisch sey.

Lycias war mit Clitons Antwort zufrieden, ob er gleich hinzusezte, daß er nicht in allen Nebenpunkten der Unterredung mit ihm einig seyn könnte. Clitons Antwort entscheidet, nach meinem Urtheile, die Frage hinlänglich; doch nehme ich mir die Freyheit, noch eine Anmerkung zu machen. Wofern die wahre und richtige Meynung eines Verfassers, und die Rechtschaffenheit theils seines Charakters, theils seiner Absichten aus seinen andern Schriften mit völliger Deutlichkeit hervorleuchtet: So braucht er um so viel weniger sich auf eine Vertheidigung einzulassen, wofern die Critik wider eine seiner Arbeiten blos scheinbar ist, zumal wenn seine Art zu denken so bekannt ist, daß man daraus mit Gewißheit schliessen kann, sein Stillschweigen sey weder eine hochmüthige Verachtung des Critikus, noch eine unanständige Vernachläßigung dessen, was er in einem andern Falle seinen Lesern schuldig seyn würde.

XIV.

Ein Gespräch von der Glückseligkeit.

Erstes Stück.

Sie haben mich bisher so gut geleitet, sprach der Jüngling Philobulus zu seinen beyden Freunden, Mesus und Aristus, daß mir es sehr natürlich geworden ist, mich in allen Sachen, die mir wichtig sind, an Sie zu wenden. Wenn ich wüßte, daß Sie jezt eben geneigt wären, etwas weniger lakonisch zu seyn, als Sie gewöhnlich sind, so möchte ich wohl eine Hauptfrage an Sie thun, deren Entscheidung mich sehr nahe angeht.

Mesus. Ich hasse alle Vorreden, auch die kurzen. Ihre Frage also.

Philobulus. Meine Frage soll gleich kommen; aber noch ein wenig Vorrede müssen Sie mir erlauben. Ich muß Ihnen noch einmal danken, daß Sie mir geholfen haben, meine jetzige Lebensart zu erwählen. Eins wundert mich nur, daß ich meine Frage nicht vor dieser Wahl gethan

 habe,

habe, und daß ich nicht von Ihnen veranlaßt worden bin, sie damals zu thun.

Mesus. Wenn ich Ihre Frage wüßte, würde ich mich mit Ihnen wundern, oder auch nicht wundern.

Aristus. Sie sehen, mein lieber Philobulus, daß Ihre Bitte um etwas weniger Lakonismus eben keinen tiefen Eindruck gemacht hat.

Philobulus. Ich getraue mir nicht, Ihnen zu antworten. Mesus möchte es für eine neue Vorrede halten. Meine Frage ist diese: Darf ich es unternehmen, glückselig in der Welt werden zu wollen? Oder muß ich es mir zur Pflicht machen, nur; (ich habe kein recht Wort zu meinem Begriffe, es ist so etwas in der Mitte zwischen Elend und Glückseligkeit;) nur zufrieden zu seyn?

Mesus. Die Pflicht noch bis itzo bey Seite, was möchten Sie denn von beyden am liebsten?

Aristus. Was er von beyden am liebsten möchte? Werden, was ich bin, glückselig! Und das Bestreben darnach ist seine Pflicht.

Mesus. Ich will mich in keine Untersuchung Ihrer Glückseligkeit einlassen. Das wäre nicht freund-

freundschaftlich von mir gehandelt, wenn ich Ihnen herausgrübelte, daß — —

Aristus. Meine Glückseligkeit kann die strengste Untersuchung aushalten, besonders deswegen, weil Sie mich ganz verstehen, wenn ich sie Ihnen ganz beschreibe.

Mesus. Nun gut! So sey es denn möglich, daß man bisweilen glückselig seyn könne. Ich bin es ja selbst einmal gewesen. Aber ist denn die Ausnahme, die seltne Ausnahme die Regel? Wollen wir denn unsern geliebten Philobulus mit diesem Phantom auf den großen Schauplatz des Elends hinaus schicken? Und wollen wir ihm den Weg zur Zufriedenheit dadurch gerade zu abschneiden, daß wir ihn reizen, nach Glückseligkeit zu streben?

Philobulus. Ach meine Freunde, so wären denn die süssen Träume meiner gewiß glückseligen Kindheit von einer künftigen noch größern Glückseligkeit — — — —

Mesus. Fasse Muth, mein Philobulus, du bist ja sonst muthig. Ist diß Leben denn etwas anders, als ein Gang zum Grabe? und kann denn der Gang zum Grabe mit etwas andern, als Nacht umringet seyn?

Aristus. Schauplatz des Elends — — Gang zum Grabe — — Nacht — — — Diß hat gewiß Ihr Young gesagt, oder würde sich doch, wenn er es hörte, betrüben, daß er nicht auch dieses Dunkle über sein schwarzes Gemälde von dem menschlichen Elende ausgebreitet hätte.

Mesus. Ja, mein Young; aber auch Ihrer. Denn wie sehr lieben Sie ihn nicht!

Aristus. Freylich liebe ich ihn; und ich möchte fast sagen noch mehr als Sie, weil ich ihn, wenn ich es recht bedenke, wegen seiner schwarzen Abbildung des menschlichen Elends eigentlich hassen sollte.

Mesus. Einen Engel hassen? und zwar deswegen, weil er die Wahrheit sagt?

Aristus. Ja, gewiß viele große, erhabne, himmlische Wahrheiten; aber in Absicht auf den Punkt, wovon ich rede, nur die Wahrheit seiner Empfindung.

Mesus. Wenn nun aber seine Empfindung die Sachen völlig so, wie sie sind, nicht stärker und nicht schwächer fühlte — — — —

Aristus. Das ist eben die große Frage unter uns.

Mesus. Ach, Aristus, wenn nur nicht fast

alle

alle Begebenheiten, die wir erlebt haben, und die uns näher angiengen, wider Sie entschieden! Wenn z. E. die Glückseligkeit der Freundschaft und der unschuldigen Liebe, so oft, und nach so kurzem Genusse, von dem Tode unterbrochen werden: Was sollen wir uns alsdann von der Erlaubniß, nach Glückseligkeit zu streben, für Vorstellungen machen? In drey Jahren vier noch lockre Gräber von Freunden! Oder soll ich Sie an diesen für mich so großen und für Sie nicht kleinen Verlust lieber nicht erinnern? — —

Philobulus. So oft verliert man Freunde, und so früh kann ich Sie verlieren?

Mesus. Muth, edler Jüngling! Wir reden ja nur von diesem Leben. Wie bald ist oft dieser Traum ausgeträumt!

Aristus. Ja, Muth, meine Geliebten, aber auch Dankbarkeit gegen den großen Geber, der uns, auch in diesem Leben, nicht selten lange glückselig macht.

Mesus. Wer dankt Ihm lieber, als ich? Mit weniger Anhänglichkeit an mich selbst, danke ich Ihm, so viel es meine Schwachheit zuläßt, für Alles.

Philo-

Philobulus. Wie zittert mein Herz, Aristus, daß Sie von unsers Freundes Meynung werden.

Aristus. Ich sehe, Sie haben einen Hang nach seiner Seite hin. — — Ja, Mesus, für Alles! Aber vornämlich müssen wir uns bestreben, glückselig zu seyn, um Ihm auch dafür danken zu können. Sie kennen Shackespears berühmten Vers:

To be, or not to be, that is the question!

Ich wende ihn für uns so an:

Glückselig, oder nicht glückselig zu seyn, das ist die grosse Frage! ...

Mesus. Und wie wird die grosse Frage von der Erfahrung entschieden? Durch Elend auf der tiefsinkenden Waagschale.

Aristus. Wir müssen, wie mich deucht, ein wenig kälter seyn, wenn wir etwas ausmachen wollen.

Mesus. Ich dächte, Sie kennten mich. Wer mag so gern mit kaltem Blute von wichtigen Dingen sprechen, als ich? Was soll ich Ihnen, oder was wollen Sie mir erweisen? Doch

ehe

ehe wir uns auf irgend einen Erweis einlassen, werden Sie mir zugestehn, daß derjenige nicht wenig verlange, der nach Glückseligkeit strebt. Der Besitzer der Glückseligkeit gehet seinen Weg zwischen dem ausschweifenden Forderer, der kein Mensch mehr, der ein Engel seyn wollte, und zwischen dem Genügsamen, der in diesem Leben alle Ansprüche auf Glückseligkeit aufgegeben hat. Sie sehen leicht, daß ich hier nicht von dem Unwissenden und Kaltsinnigen rede, der aus Mangel der Fähigkeit zur Glückseligkeit, genügsam ist.

Aristus. Ich setze dasjenige, was den großen Namen Glückseligkeit verdient, an eben diese Stelle.

Mesus. Und bis dahin könnten wir gelangen?

Aristus. Ja, wenn wir mit anhaltendem Eifer darnach streben.

Mesus. Also hilft, nach Ihrer Meynung, schnell seyn zum Laufen?

Philobulus. Darf ich Sie einen Augenblick unterbrechen, meine Freunde? Welche Arten

ten von Glückseligkeit halten Sie für die vorzüglichsten?

Aristus. Wollen Sie ihm diese Arten nennen?

Mesus. Sie haben mehr Recht dazu, weil Sie sich für glückselig halten.

Aristus. Man sollte denken, Sie kennten nicht einmal die Theorie der Glückseligkeit.

Mesus. Vielleicht habe ich diese Theorie nur zu sehr studirt; und vielleicht ist dieser Umstand Eine von den Ursachen, warum ich nicht glückselig bin. — — Die erste von allen ist das Bewußtseyn, seine Pflicht gethan zu haben. Sie wollen jezt zwar nur die verschiednen Arten der Glückseligkeit von mir hören, aber es ist mir unmöglich, nicht hinzuzusetzen: Wer kann jemals dahin kommen, daß er sich hier nur einigermaßen genug thue? Wer kann sich hier nur bis zur Zufriedenheit erheben? — Doch ich gehe weiter. Der wäre gewiß sehr glückselig, der in Betrachtung der Wahrheiten, die uns am nächsten angehn, ich sage nicht aller dieser Wahrheiten, nur der meisten durch das große Labyrinth des Grübelns, bis zur Gewißheit durchdränge.

Nur

Nur einen Punkt zu berühren. Welche Marter ist es, die Arbeit, uns selbst völlig zu kennen, mit so wenigem Erfolge so oft von neuem zu unternehmen! Der Freundschaft und der edlen Liebe haben wir schon vorher erwähnt. Welche reiche Quellen sehr wesentlicher Glückseligkeiten! Aber wie selten finden sich Freunde und Liebende, die für einander gemacht sind.! Und wenn sie sich finden, meynst du, Philobulus, daß der Tod dann lange säumen werde?

Philobulus. Sie erschrecken mich.

Mesus. Kann ichs ändern? Und wenn denn, der Tod auch säumte, entsteht denn nicht oft eine lebhafte Befürchtung desselben bey den kleinsten Veranlassungen; oder eine gewisse dunkle Ahndung (wenn diese sich nur nicht auf so viele Exempel gründete!) daß eine so große Glückseligkeit nicht lange dauren könne; oder Vorwürfe, die wir uns machen, daß wir ein Mitgeschöpf zu sehr lieben, die allerdings oft gegründet seyn können, die aber auch oft übertrieben werden, weil uns der Geber hier viel erlaubt, wenn uns nur lebhafter und oft wiederhohlter Dank zu ihm erhebt. — — Und was sind noch für Glückseligkeiten übrig?

Eine

Eine von den großen Glückseligkeiten wäre, nicht zu sehr eingeschränkt, in Absicht auf das Wohlthun, zu seyn. Aber welcher Gewissenhafter kann reich werden, wenn er nicht erbt, oder ganz ungewöhnliche Folgen seiner Einrichtungen und seines Fleißes erlebt? — — — Und die Ehre? Wenn es auch erlaubt wäre, sich den Vorstellungen von ihr mit Anhänglichkeit zu überlassen, was ist sie? Sie bleibt freylich ein Mittel zu wichtigen Zwecken. Doch von dieser Seite betrachte ich sie izt nicht. Was ist sie an sich selbst? Wer sind denn die Leute, die ehren können, wenn man nur einigermaßen verwöhnt ist, nicht so gerade zu vorlieb zu nehmen?

Aristus wollte eben anfangen zu reden, als Alphius dazu kam, und machte, daß sie die Fortsetzung ihrer Unterredung bis auf eine andre Zeit aufschieben mußten. Glückselig ist der, fieng Alphius an, der ferne von Geschäfften sein väterliches Gut mit eignen Rindern pflügt, der — — er schwazte noch vieles von dieser Art, indem er zugleich einen Ueberschlag machte, wie er seine Kapitale umsetzen wollte.

XV.

XV.

Des Gesprächs von der Glückseligkeit

Zweytes Stück.

Der Wuchrer Alphius befreyte endlich die kleine Gesellschaft, die sich von der Glückseligkeit unterhielt, von seiner Gegenwart. Sie hatten ihn fast immer allein reden lassen. Nun fuhren sie, ohne seiner weiter zu erwähnen, in ihrem Gespäche fort.

Aristus. Lassen Sie mich Eine Hauptanmerkung machen, meine Freunde. Wir Menschen sind geborne Vergrößerer. Wenn wir glücklich sind, so vergessen wir fast ganz, daß es auch Unglück gebe; und wenn wir unglücklich sind, so vergessen wir beynahe aller Glückseligkeit, die wir genossen haben, und wahrscheinlich künftig noch geniessen werden. Sie werden mir diß zugestehn, Mesus.

Mesus. Ich gestehe Ihnen diß so sehr zu, daß ich uns eben deswegen noch unglücklicher halte. Wir sind gewöhnlich so oft und so lange unglücklich, daß, gegen die Empfindung unsers Zustandes, die Vorstellung der geringen vergangnen und etwa zukünftigen Glückseligkeit, (ich rede nur von dieser Welt,) ganz und gar nicht aufkommen kann.

Aristus. Nicht die Menschen überhaupt sind gewöhnlich oft und lange unglücklich; sondern nur diejenigen unter ihnen, die entweder zu viel Glückseligkeit fodern, oder die ihnen gegebne durch trübe Vorstellungen sich weniger genießbar machen.

Mesus. Wenn wir die Erfahrung fragen, so ist fast keiner von denen, die zur Glückseligkeit fähig sind, dem sie, wenn er einige genießt, ihre Unvollkommenheit, und ihre oft so gar kurze Dauer nicht so sehr schwäche, daß er, wenn er es recht betrachtet, blos zufrieden, nicht aber glückselig ist. Und wenn auch diß nicht wahr wäre, (wie wahr ist es gleichwohl!) was ist denn hier unten bey uns im irdischen Leben der Genuß eines so oft und heiß gewünschten, so lange gehofften, und endlich erlangten Gutes?

Aristus.

Aristus. Glückseligkeit!

Mesus. Ach, spotte unsers Elends nicht. Dieser Genuß ist weiter nichts, als ein Anlaß zu neuen Wünschen und neuen Hoffnungen, die mit viel lebhaftern Befürchtungen des Gegentheils unaufhörlich kämpfen müssen; und dann wieder ein solcher Anlaß, und wieder einer! Lauter Anlässe. — — Bis endlich der Tod die mühselige Arbeit nach Glückseligkeit unterbricht.

Philobulus. Diß scheint mir eins von den besondern Räthseln in der menschlichen Natur zu seyn, daß die Hoffnung froher als der Genuß, und die Furcht trauriger, als das wirkliche Elend ist.

Mesus. Du verlangst doch nicht, daß ich dir es auflösen soll? Wie unglücklich ist derjenige nicht, auf den die Furcht lebhafter als die Hoffnung wirkt. Und gleichwohl ist er der scharfsichtigere. Denn es ist wirklich mehr Elend in der Welt, als Glückseligkeit.

Philobulus. So muß man ein Philosoph seyn, und sich weder auf Furcht, noch auf Hoffnung einlassen. Denn weder die eine noch die andre entscheiden etwas bey der Sache.

Mesus. Ich merke, du wolltest wohl auf der dünnen Linie, die zwischen beyden gezogen ist, durchwischen.

Philobulus. Das möcht ich wohl.

Mesus. Und ich nicht. Denn ich bin lange davon zurück gekommen, nach dem Unmöglichen zu verlangen.

Aristus. Man muß sich auf beyden Seiten an der Linie halten.

Mesus. Wenn du ein rechter Behaupter der Glückseligkeit bist, so mußt du auf der Seite der Hoffnung weit von der Linie wegfliegen. Denn, arm am Genusse, und noch ärmer durch den Genuß, was habt ihr viel anders als Hoffnungen? Und so gar diese oft so falsche Hoffnungen kann man sich nicht einmal machen, wenn man nicht mit der Fähigkeit, gern zu hoffen, gebohren ist. Die Furcht und die Hoffnung sind zwo zanksüchtige Schwestern; denn wie verschieden sie auch sind, so sind sie doch Töchter der Zukunft; sie theilen sich in die Beherrschung des menschlichen Geschlechts: allein die Herrschaft der Furcht ist ausgebreiteter; denn das Elend verschafft ihr sehr folgsame Unterthanen. Wenn wir geboren wer-

den.

den, so rührt uns die eine und die andre mit ihrem Zauberstabe an. Diejenige, die uns zuerst berührt, ist die Beherrscherinn unsers Lebens. Die beyden großen Laufbahnen, worauf es immer Nacht vor uns ist, sind durch eine dünne Linie von einander gesondert. Wer sich unterstehn wollte, auf dieser Linie zu gehen, der würde sich vergebens herausnehmen, mehr als ein Mensch seyn zu wollen. Auf der Seite der Furcht wird es immer abhängiger, je weiter wir uns von der mittelsten Linie entfernen, und zulezt ist nichts als Abgrund an Abgrund. Auf der Seite der Hoffnung sind, in gleicher Entfernung von der Mittellinie, hohe Gebirge, worauf es oft schimmert, und auf denen die ersten Lieblinge der Hoffnung leicht fortschlüpfen.

Philobulus. Wer wird wohl, wenn nun die Zeit der ungewissen Zukunft vorüber ist, am besten daran seyn, diejenigen, die zu viel gefürchtet, oder die, welche zuviel gehofft haben?

Mesus. Mich deucht die ersten. Denn ob sie gleich oft an tiefen Abgründen vorbey gegangen sind; so haben sie zugleich den großen Vortheil einer strengern Selbstbeurtheilung gehabt.

Aristus. Aber die Hoffnung feuert zu grössern Thaten an.

Mesus. Und zugleich zu einer grössern Zufriedenheit mit diesen Thaten. Und wie gefährlich ist die Zufriedenheit mit sich selbst, ehe man am Ende der Laufbahn ist!

Aristus. Aber die Furcht kann leicht eine Krankheit, und also schädlich werden.

Mesus. Die Hoffnung auch. Dazu kommt noch, daß der an der Hoffnung Kranke seine Krankheit nicht so leicht fühlt, als der andre.

Philobulus. Wenn wir die Art zu denken, mit welcher wir uns die Zukunft vorstellen, bey Seite setzen, ist denn im Genusse des Gegenwärtigen keine Glückseligkeit?

Aristus. Was auch Mesus für finstre Anmerkungen bey dem, was ich zu sagen habe, machen wird: so will ich dir doch meine Meynung sagen, Philobulus.

Mesus. Ich kann es nicht leugnen, wie ich die Wahrheit kenne, so sieht sie bisweilen ein wenig finster aus.

Aristus.

Aristus. Wenn wir unsre Pflicht, auch nur unvollkommen gethan haben; so sind wir — — glückselig.

Mesus. In welch Labyrinth, aus dem uns kein Leitfaden führen würde, würden wir uns verlieren, wenn wir hier den Begriff einer verzeihbaren und nicht zu verzeihenden Unvollkommenheit entwickeln wollten.

Aristus. Nicht alles Schwere ist deswegen auch ein Labyrinth ohne Leitfaden. — — Die Geschäfftigkeit und die Arbeitsamkeit, die mit der Ausübung unsrer Pflichten verbunden ist, ist auch eine Glückseligkeit.

Mesus. Kann zu unsrer Gesundheit und Zufriedenheit vieles beytragen.

Aristus. Nicht allein hierzu. Ist denn unsre ausgeübte Pflicht nicht die Bedingung, unter welcher wir die Glückseligkeiten der zukünftigen Welt hoffen dürfen?

Mesus. So bald Sie von der zukünftigen Welt reden, hab ich nichts mehr zu sagen. Denn ich rede nur von dieser. Doch fahren Sie fort. Ich möchte gern überzeugt werden.

Aristus. So unvollkommen wir auch unsre Pflicht thun; so können wir uns doch wegen unsrer Unvollkommenheit beruhigen, wenn wir uns aufrichtig genug bestreben, sie uneigennützig, das ist, blos deswegen zu thun, weil sie unsre Pflicht ist. Das Bewußtseyn, sie allein deswegen gethan zu haben, ist schon eine große Glückseligkeit.

Mesus. Sollte das Bewußtseyn dieser Uneigennützigkeit nicht schon der Anfang einer Schmeicheley seyn, die wir uns selbst machen? Und so bald wir uns schmeicheln, so verwelkt diese zarte Pflanze, wie Pope die Glückseligkeit nennt. Ein leiser Hauch kann sie welk machen. Doch fahren Sie fort.

Aristus. Sie sehen einen Mann vor sich, den auch Ihre feinsten Grübeleyen nicht erschrecken.

Mesus. Nicht erschrecken. Armer Aristus, wissen Sie auch, daß man bey gewissen Gelegenheiten zu viel Muth haben kann? Soll ich noch mehr sagen?

Aristus. Sagen Sie noch mehr.

Mesus. Wenn wir nun etwas thun, weswegen wir uns Vorwürfe zu machen haben?

Aristus.

Aristus. Soll ich Sie in die Religion, die Sie so sehr kennen, hineinführen?

Nesus. Wir wollen hernach von der Religion reden. Fahren Sie itzt fort, den Philobulus zu überzeugen, daß er hier glückselig werden könne.

Aristus. Unser Philobulus hat schon einen ziemlichen Weg auf dem weiten Felde der Wißbegierde zurückgelegt, und er ist auch schon im Stande, an denjenigen Vorstellungen Geschmack zu finden, die das Wissenswürdige schön abbilden. Welche reiche Erndte ist hier!

Nesus. Ja, gewiß ein grosser Reichthum, wenn das Herz ruhig ist. Aber wie kann es ruhig seyn, wenn es bey den wichtigsten Objecten der Wißbegierde sich nicht bis zur Gewißheit durcharbeiten kann. Wenn auch diese Zweifelsucht eine Krankheit wäre, sind wir deswegen weniger unglücklich, weil sie eine Krankheit ist? Man nenne es Krankheit, oder anders, was ist es denn in uns, das auch dann, wenn wir viele Wahrscheinlichkeiten vor uns haben, so heftig, so unbezwingbar in uns strebt, noch gewisser zu werden.

Mesus. Sagen Sie alles, was Sie wollen. Wird es denn nicht nach dem schweren Traume Morgen werden? Also können Sie mir sagen, was Sie wollen.

Aristus. Ich will gleichwol davon abbrechen. — — — Wir müssen uns niemals beklagen, daß wir nicht so viel Wohlthaten erweisen können, als wir wünschten. Wenn man thut, was man kann; so hat man genug gethan. Engel können nicht mehr thun! sagt Young.

Mesus. Aber der, der mehr Gutes thun kann, hat mehr Freuden.

Aristus. Wer sich bewußt ist, daß er in glücklichern Umständen mehr Gutes gethan haben würde, hat eben so viele Freuden.

Mesus. Kann er gewiß seyn, daß er sie haben würde? Wie schwach sind wir oft!

Aristus. Sie wollen auch aller Sachen gar zu gewiß seyn.

Philobulus. Mesus schien mir neulich von der Ehrbegierde zu strenge zu urtheilen.

Aristus. Ich denke, wie er, davon, nur mit dem einzigen Unterschiede, den er vielleicht

blos

bloß vergessen hat, nämlich, daß es unter denen, welche die Ehre austheilen, oft einige giebt, deren Beyfall eine wirkliche Glückseligkeit ist.

Philobulus. Ich weiß nicht, was Sie dazu sagen werden, meine Freunde, aber ich muß es Ihnen gerade heraus bekennen, daß die Vorstellungen von der Ehre etwas sind, das mir sehr zur Glückseligkeit zu gehören scheint.

Aristus. Verschweigen Sie uns nichts.

Philobulus. Ich weiß nicht, wie mir ist, wenn ich die Namen derjenigen nennen höre, die unsterblich geworden sind. Sie klingen mir, wie Musik. Sie kennen denjenigen, welchen das Gemälde von der marathonischen Schlacht nicht schlafen ließ. Mich lassen die Werke derjenigen, ohne welche selbst solche große Thaten unbekannt seyn würden, nicht schlafen.

Mesus. Armer Philobulus! auf diese durchwachten Nächte der Ehrbegierde folgen schlaflose Nächte der Reue, daß man sich die Mühe hat geben können, solchen Phantomen nachzulaufen.

Aristus. Drücken Sie ihn nicht so nieder, Mesus, lassen Sie ihn wachen. Ich habe nichts wider ihre schlaflosen Nächte, Philobulus, wenn Sie

Sie sie auch mit dazu anwenden, daß Sie sich eine Pflicht daraus machen, diejenigen, die Ehre ertheilen können, so sehr zu lieben, daß Sie den Beyfall derselben, aus Neigung zu ihnen, wünschen. Auf diese Art wird die Ehrbegierde eine Pflicht der Menschlichkeit.

Philobulus. Sie schweigen, Mesus. Haben Sie uns nichts mehr zu sagen?

Mesus. Ueber diesen lezten Punkt eben nichts; aber sonst noch etwas. Alle angeführte Arten der Glückseligkeit sind nichts; wir können keinen Antheil daran nehmen, wenn die erste, nämlich das Bewußtseyn, unsre Pflicht gethan zu haben, uns nicht eine gegründete Hoffnung giebt, die Glückseligkeit einst zu erlangen, welche die Religion verheißt. Die Religion ist das lezte Ziel, wohin alle unsre Gedanken und Handlungen gehen müssen. Wer diß noch nicht gelernt hat, der weiß nichts, der kennt weder sich selbst, noch GOtt, und der ist zu keiner eigentlichen Glückseligkeit fähig.

Aristus. Sie gestehen also zu, daß es Glückseligkeit gäbe?

Mesus. Das habe ich ja vom Anfange zugestan-

gestanden; nur habe ich zugleich angemerkt, daß bald Elend bald Zufriedenheit die Regel; und Glückseligkeit die seltne Ausnahme sey. Denn der Grund, worauf wir gern ein großes Gebäude von Glückseligkeiten aufführen wollten, ist gar zu schwach. Die Bedingungen, unter welchen wir, ich sage nicht, GOtt gefallen, sondern der Vergebung gewiß bleiben, welche wir der Gnade unsers großen Erlösers zu danken haben, sind unsre guten Handlungen. Unsre guten Handlungen aber — — — Es ist kein schwarzes Gemälde; allein es liegt eine sehr ernsthafte Wahrheit darinn, wenn Young sagt: Vergieb mir meine Sünden, und meine Tugenden dazu, diese kleinern halbbekehrten Fehler!

XVI.

Des Gesprächs von der Glückseligkeit

Drittes Stück.

Philobulus. Ich weiß nicht, ich bin seit unsern letzten Unterredungen nicht so ruhig, als

als ich vor dem war. Bey weniger Hoffnung, als ich sonst hatte, glückselig zu werden, fühle ich noch eben das starke Verlangen nach Glückseligkeit.

Mesus. Das gehört mit zu unserm Loose, daß wir dieses Verlangen so selten unterdrücken können.

Aristus. Und auch das gehört dazu, daß es oft schon hier über unser Wünschen, wenn wir anders vernünftig wünschen, erfüllt wird. Doch genug hiervon. Sie sollen mir meine heutige Freude nicht unterbrechen, Mesus.

Mesus. Sie haben Recht. Denn ich so gar freue mich heute.

Aristus. Wie sich unsers Philobulus Gesicht aufheitert, daß Sie sich freuen.

Philobulus. Sie haben meine Hoffnung übertroffen, Mesus. Denn ich dachte nicht, daß Sie so weit kommen würden.

Mesus. Sie müssen sich auch nicht zu trübe Vorstellungen von mir machen. Es sind wenige, die einen so empfindlichen Antheil an der öffentlichen Glückseligkeit nehmen, als ich. Wie wallt mir

mir schon mein Herz, wenn ich mir nur eine Familie als glücklich vorstelle; und wie wird es hingerissen, wenn ich mir eine ganze Nation so denke.

Aristus. Sie wissen nicht, wie lieb ich Sie habe, wenn Sie so sind, wie jezt.

Mesus. Also haben Sie mich denn nicht so lieb, wenn ich anders bin?

Aristus. Eben so lieb, aber nur auf eine andre Art.

Mesus. Eben so lieb — — —

Aristus. Wir müssen hiervon aufhören; sonst grübelt er was unfreundliches aus dem heraus, was ich gesagt habe.

Mesus. Ich sehe wohl, wenn man einmal in der Freundschaft für einen Herausgrübler gehalten wird; so hat man immer Unrecht. Heute will ich das so hingehen lassen.

Aristus. Ich lasse Sie heute nicht von mir, das versteht sich. Wir wollen uns so recht für uns freuen. Ich habe die besten Anstalten gemacht, daß uns niemand stören soll.

Mesus. Ich liebe überhaupt diese geräuschlose Freude. Aber wird unsre heutige durch kein

Wünschen überzogen werden? Sie wissen wohl, daß ich zu denen Leuten gehöre, die nicht vergessen, und bey welchen gewisse Eindrücke, durch die Zeit, stärker werden.

Aristus. Aber heute müssen Sie vergessen.

Mesus. Heute am wenigsten, weil mir diß eine Veranlassung wird, mich desto mehr zu freuen. Wir werden die Glückseligkeit des heutigen Tages, an welchem uns unser so sehr geliebter König gegeben worden ist, desto lebhafter geniessen, je lebhafter wir uns diejenigen Tage vorstellen, an welchen Er uns genommen werden konnte.

Philobulus. Kaum mag ich mir diese Tage zurück denken. Welche Gefahr! Ach, was würde uns der heutige gewesen seyn, wenn — — — —

Aristus. Wie können wir der göttlichen Vorsehung genug danken, die Ihn uns erhalten hat!

Mesus. Wir müssen die Schwäche unsers Danks durch öftere Wiederholung desselben einigermaßen ersetzen.

Philobulus. Auf welche Art danken wir am besten, meine Freunde?

Mesus.

Mesus. Wenn wir, ein jeder nach den Veranlassungen, die er hat, und sich machen kann, zur Erfüllung der väterlichen Absichten unsers Königs etwas beytragen. Wie leicht muß uns dieser Vorsatz, und die Ausführung desselben werden, wenn wir uns recht lebhaft vorstellen, daß Er unser Vater ist. Denn diß ist Er in viel eigentlicherm Verstande, als der Redner oder derjenige das Wort braucht, der Inscriptionen der Denkmäler macht.

Philobulus. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, meine Freunde, was es mir für ein süsser Gedanke ist, daß wir den König so recht von ganzem Herzen unsern Vater nennen können. — — — Du sahest eben ungewöhnlich heiter aus, Mesus?

Mesus. Das macht, ich verlor mich in einen sehr freudigen Gedanken. Ich dachte mir den Vater einer Familie, die er glücklich macht! Ich eilte zu einem Vater so vieler Familien fort, als zu einer ganzen Nation gehören, die er glücklich macht! Nun wurde die Erde klein, und das ganze menschliche Geschlecht zu einer Familie. Zu dieser Einen, vielleicht sehr kleinen Familie, dachte ich mir die unzählbaren andern Familien in der

großen Stadt oder vielmehr in dem großen Reiche Gottes, und den Vater nicht allein aller dieser Familien, sondern auch ihrer Väter, GOtt, der sie alle glückselig macht. — —

Aristus. Wie groß muß die menschliche Seele seyn, daß sie sich solche Entzückungen, zwar nur dunkel, aber doch vorstellen kann.

Philobulus. Ach, meine Freunde, die andern unzählbaren Familien! und die kleine hier, die in einer Strohhütte wohnt. — — Ueberdiß haben die meisten die arme Hütte verlassen, und schlafen in der Erde.

Mesus. Gleichwol ist in dieser Strohhütte der König der Könige einmal eingekehrt. Nur der Leib ihrer vorigen Einwohner schläft in der Erde; sie selbst sind zu den andern großen Familien hingegangen.

Aristus. Wenn einst alle Unterthanen in dem großen Reiche Gottes einander kennen, und Alle an aller Glückseligkeit Antheil nehmen werden, wie werden wir dann unsre Strohhütte vergessen, oder vielmehr, mit welcher Freude werden wir uns erinnern, daß sie der Vorhof zu denen Hüt-

ten der Wonne gewesen ist, in welche wir dann eingegangen seyn werden.

Mesus. Und welche Glückseligkeit werden die guten Könige in den Hütten der Wonne geniessen?

Philobulus. Die Vorstellung von einem guten Könige ist einer von den grösten Gedanken der Menschlichkeit und der Freude, die man haben kann. Der Vater von so vielen Kindern, die er glücklich macht! —— Zu den Eigenschaften eines guten Königes gehört auch die Strenge, mit welcher er sich selbst beurtheilt. Ich zweifle daher, ob er seine Glückseligkeit auch genug geniessen könne.

Aristus. Wenn er weiß, daß er geliebt wird, so kann er seine Glückseligkeit geniessen.

Mesus. Aber wie kann er diß so recht genau wissen? Wird ihn der Höfling davon überzeugen?

Aristus. So werden ihn die Freudenthränen der Witwen und Waisen und derer davon überzeugen, die diese Witwen und Waisen kennen.

Mesus. Ja, wenn ein guter König so glücklich wäre, alle Folgen seiner Handlungen zu sehen.

Aristus. Das wäre aber auch zu viel Glückseligkeit für einen Menschen.

Mesus. Du hast Recht. So wie es zu viel Elend für einen ungerechten Blutvergiesser wäre; wenn er jede Stimme des von ihm vergoßnen Blutes hörte.

Aristus. Aber dieser wird sie einst hören, wenn er nicht umkehrt; und jener wird die Zahl der Freudenthränen wissen, wenn er beständig bleibt.

Mesus. Sie erschrecken, und entzücken mich, Aristus.

Philobulus. Meine Freunde — — — glauben Sie, meine Freunde, daß Sie den König so sehr lieben, als ich?

Mesus. Zu kühner Jüngling, welche Frage!

Philobulus. Zu kühn, oder nicht. Mein ganzes Herz wallt mir, wenn ich an ihn denke.

Aristus. Und weißt du denn, mit welchen Empfindungen wir an Ihn denken? Ja, dißmal warst du zu kühn, Philobulus.

Philobulus. Sie mögen mir sagen, was Sie wollen. Ich kann es nicht leiden, wenn Sie

oder

oder irgend ein andrer glaubt, daß er den König mehr als ich liebe.

Mesus. Auch der edle Stolz, wenn er so lebhaft ist, muß gedemüthigt werden. Beantworte mir nur zwo Fragen. Bist du der tugendhafteste unter uns? Und würdest du fortfahren, den König eben so sehr zu lieben, wenn du nicht hofftest, daß Er dich einst kennen würde? Mich deucht, diese Fragen machen dich ein wenig tiefsinnig.

Philobulus. Also kann nur der Tugendhäfte den König am meisten lieben?

Mesus. Ja, wenn er seine Liebe durch das, wodurch sie am besten gezeigt wird, durch Thaten nämlich, zeigen will. Was sagst du zu der andern Frage?

Philobulus. Daß mir die Hoffnung, einst von Ihm gekannt zu werden, zwar sehr angenehm ist; daß ich Ihn aber gleichwol, wenn Er mich auch nicht kennen sollte, eben so sehr lieben werde.

Mesus. Nun will ich dirs verzeihen, daß du erst so kühn warst.

Philobulus. Aber ich werde mir es nicht eher verzeihen, als bis jene neue Ursache, tugendhaft zu seyn, recht merkliche Wirkungen bey mir hervor gebracht haben wird.

XVII.

Nachricht von einem in dem Ackerbau sehr erfahrnen Landmann.

Die einfachen Vergnügungen des Landlebens kommen nun mit dem Frühlinge zurück. Die gelindere Luft, der heitere Himmel, die Felder, welche uns künftige Erndten zu versprechen anfangen, die frohen Gesichter derjenigen, welche diß alles zu geniessen wissen, vereinigen sich, um uns den lärmenden Winterfreuden zu entziehen, und uns denjenigen Freuden wieder zu geben, welche der Antheil des gesunden und oft unschuldigern Landmannes sind.

Wie auch einige Städter die Stirnen dabey runzeln mögen, so kann ich mich doch nicht enthalten, etwas von einem Besuche zu erzählen, den ich den schönen Frühlingstag, den wir zulezt

hatten,

hatten, mit einem meiner Freunde auf dem Lande abgelegt habe. Wir hatten schon verschiednes von einem gewissen Bauer gehört, der nicht weit von der Stadt wohnt, und wir machten uns keine kleine Freude daraus, ihn aufzusuchen. Wir fanden ihn in seinem Hause nicht, unterdeß hielten wir uns doch einige Zeit in demselben auf, um von seiner Frau zu erfahren, in welcher Gegend des Feldes er wäre. Wir trafen sie in einer Stube an, die reinlich, und so meublirt war, daß vielerley Sachen in einer gewissen Ordnung bey einander Raum hatten. Diß war schon Ein gutes Vorurtheil, das wir für ihn bekamen! Nachdem seine Frau, ein Weib von einem offnen heitern Gesicht, und um die zwey rothe, runde Kinder, ihre jüngsten, waren, uns bedeutet hatte, wo wir ihren Mann antreffen würden, so giengen wir aufs Feld, ihn aufzusuchen.

Ich kann gar nicht begreifen, wie man sich so viele Mühe geben kann, einen Bauer kennen zu lernen.

Gedulden sich Ew. Gnaden nur ein wenig. So viel können wir unterdeß Denenselben vorläufig sagen, daß, wenn Sie viele solche Bauern auf Ihren Gütern hätten, und diese Bauern Ei-

genthümer einiger derer Aecker wären, die sie bearbeiten: so würden Ew. Gnaden Ihre Töchter noch reicher ausstatten, oder wenn Sie hierzu keine Neigung haben, noch mehr — — — am Spieltische verlieren können.

Wir hatten uns vorgestellt, daß der Bauer, von dessen Einsichten und nützlichen Arbeitsamkeit wir so viel Gutes gehört hatten, schon ein Mann bey Jahren wäre. Allein wir fanden einen jungen Mann von ein und dreyßig Jahren. Denen, die vielleicht darüber erschrecken, daß er auch Bücher liest, (das kleine Buch: von der Liebe zum Vaterlande, hat ihm besonders gefallen,) denen muß ich sagen, daß er viel gesunder und stärker ist, als die seeländischen Bauern gewöhnlich sind, daß er breite Schultern und Hände hat, denen man die Beschäfftigung mit der Pflugschaar ansieht. Er schien zwar anfangs ein wenig verwundert über unsern Besuch zu seyn; allein er faßte sich bald, weil es ihm vorkommen mochte, daß er ihn verdiente.

Fast das erste, was er sagte, war, uns seine Liebe zum Könige und seine Freude über desselben Regierung zu bezeugen. Hierauf sagte er verschiednes zum Lobe der Bauern seines Dorfs,

ob

ob man gleich weiß, daß diese allerhand wunderliche Urtheile von ihm gefällt haben. Er begleitete uns zu dem Prediger, einem Manne, der mit einer gewissenhaften Amtsführung viel Kenntniß und Ausübung der Landökonomie verbindet. Dieser versicherte uns, daß es ein Theil seiner Glückseligkeit wäre, sich mit diesem Bauer alle Sonntage einige Zeit zu unterhalten. Da er viel mehr Theorie des Landbaus hat, als ihm sein Vater und seines Vaters Nachbarn hinterlassen haben, so bereitet er seinen Acker so gut zu, daß er vor den andern einen sehr merklich verschiednen Nutzen davon hat, oder vielmehr, daß er der einzige im Dorfe ist, der etwas besitzt. Er pflügte im Anfange so sorgfältig und so tief, daß die Pferde dadurch litten, weil sie nicht daran gewöhnt waren. Seine Nachbarn triumphirten darüber, daß er seine Pferde verdorben hätte. Sie waren auch von der Meynung, daß er GOtt versuchte. Hierauf, da es gut gieng, behaupteten sie, daß er den Kobold hätte. Ich sagte ihm, daß er den Kobold in den Händen habe, und er dankte mir mit einem vergnügten Lächeln.

Ich weiß gewiß, daß einige Besitzer von Landgütern schon mehr als einmal bey meiner Erzäh-

lung

kung gezähmt haben; unterdeß kann ich doch nicht unterlassen, noch hinzuzusetzen, daß mich der gute Bauer so sehr für sich einnahm, daß ich mehr als einmal und sehr lebhaft den Wunsch bey mir that, daß er und sein Kobold frey seyn möchten. Es soll auch gar nicht der letzte Besuch seyn, den ich bey diesem meinem neuen guten Freunde abgelegt haben will. Ich werde ihm nicht wenig Fragen thun. Die vornehmste davon soll seyn: Was er mit einem Stücke Landes, das sein Eigenthum wäre, alles anfangen wollte?

Die Schönheit des Tages und meine neue Bekanntschaft machten mich so vergnügt, daß ich mich gewissen frohen Ahndungen, die ich schon oft gehabt habe, von neuem ganz überließ. Ich wiederhohlte nämlich die Vorstellungen, daß ich es wohl noch erleben könnte, daß eine so große Anzahl von Unterthanen, als die Bauren sind, durch eine gewisse Veränderung ihrer Umstände, glücklicher werden, und diejenigen, welche sie beherrschen, glücklicher machen würden.

XVIII.

XVIII.

Beurtheilung der Winkelmannischen Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in den schönen Künsten.

Winkelmann ist den Liebhabern der schönen Künste zu bekannt, als daß ich etwas zu seinem Lobe zu sagen nöthig hätte. Unterdeß wird es nicht überflüßig seyn, einige noch mehr in den Stand zu setzen, ihn richtig zu beurtheilen. Ausser diesem Zwecke habe ich noch den, ihm durch Kritiken meinen Beyfall zu bezeigen. Ich weiß sehr wohl, daß, um dieser Art des Beyfalls einen rechten Werth zu geben, die Kritiken noch strenger seyn müssen, als ich sie machen kann; unterdeß werden die meinigen diesem großen Kenner doch zeigen, wie sehr mich seine Werke intereßirt haben.

Der Titel von seiner ersten Schrift ist dieser: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst.

„Der

— „Der einzige Weg für uns, unnachahmlich „zu werden, ist die Nachahmung der Alten.„ Ich würde diese Einschränkung hinzusetzen: In denen Arten der Schönheiten, die sie erschöpft haben. Denn, welches Genie würde nicht erschrecken müssen, wenn es sich nicht erlauben dürfte, an der Allgemeinheit jenes Satzes zu zweifeln. Haben zum Exempel die Griechen die Vorstellungen ausdrücken können, die wir uns von Engeln machen müssen? Aber wie vortrefflich haben sie nicht oft die Götter vorgestellt. Sollten wir nicht die Engel so machen? Gewiß nicht völlig so. Wir sollten jene Vorstellungen der Götter übertreffen. Bisher zwar sind wir von diesem Uebertreffen sehr weit entfernt gewesen. Wir malen Kinderchen, Frauenzimmer, und wenn wir uns recht hoch schwingen, schöne Jünglinge, geben diesen Figuren Flügel, und bilden uns ein, Engel vorgestellt zu haben. So gar Raphaels Michael ist ein Jüngling; und er sollte doch wenigstens ein Jupiter seyn, der eben gedonnert hat. Wenn nun Raphael vollends einen Todesengel hätte machen sollen; z. E. einen, durch dessen bloßen Anblick der erstgeborne Sohn Pharaos niedersinkt. Michael Angelo also, wird man sagen. Nein, der auch nicht. Denn er über=

übertrieb zu oft. Der Contour des wahren Grossen ist sehr fein. Wenn die Hand nur ein klein wenig ruckt; so kan es übertrieben werden. Wer also? Vielleicht ein noch ungeborner Künstler, dem es aufbehalten ist, die heilige Geschichte würdig vorzustellen, nämlich die meisten schon oft wiederholten, neu, und dann viele sehr erhabne, die noch niemals gemacht worden sind. Wie würde ich mich freuen, wenn er schon lebte, und dieses läse. Er ist es, der noch viel was anders sagen würde, als die Griechen haben sagen können. Gott vorzustellen, würde er sich niemals unterfangen, niemals! Aber den Versöhner der Menschen einigermaßen würdig abzubilden, würde er alle Kräfte seines Genies anstrengen, und sich den großen Empfindungen, welche die Religion giebt, ganz überlassen.

„Die Kenner und Nachahmer der griechischen „Werke finden an ihren Meisterstücken nicht al„lein die schönste Natur; sondern noch mehr als Natur. —— „ Wenn es noch Natur ist, verschiedne zerstreute Schönheiten mit Urtheile in Einem Bilde zu vereinigen; so sehe ich nicht ein, was diese idealische Schönheit, dieses noch mehr als Natur seyn soll. Doch vielleicht konnte man

einen

einen höhern Grad desjenigen Vortrefflichen, das wir gesehen haben, so nennen. Auf diesen Stufen über der schönsten Natur würde ein Künstler auf- und niedersteigen, der es unternähme, Engel zu bilden.

„Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der „griechischen Meisterstücke, ist eine edle Einfalt, „und eine stille Größe so wohl in der Stellung „als im Ausdrucke.

„Alle Handlungen und Stellungen der griechi„schen Figuren, die mit diesem Charakter der „Weisheit nicht bezeichnet, sondern gar zu feurig „und wild waren, verfielen in einen Fehler, den „die alten Künstler Parenthyrsos nannten.„

Es kommt bey den Künsten überhaupt sehr darauf an, daß die Meister in denselben die feine Linie des Schönen finden. Unterdeß ist der Parenthyrsos meistentheils viel eher zu entdecken, als wenn die stille Größe ein wenig zu ruhig ist. Raphaels Christus am Oelberge hat mich zu dieser Anmerkung veranlaßt. Er hat nichts von dem, was die Schrift so stark ausdrückt, indem sie sagt: Und es kam, daß er mit dem Tode rang, und heftiger betete.

„Die

„Die Geschichte der Heiligen sind seit einigen „Jahrhunderten der ewige und fast einzige Ge„genstand der neuern Maler. — — Hierauf wird vorgeschlagen, mehr allegorisch zu malen, als bisher geschehen ist.

Die beyden Hauptfehler der meisten allegorischen Gemälde sind, daß sie oft gar nicht oder doch sehr mühsam verstanden werden, und daß sie, ihrer Natur nach, uninteressant sind. Man male eine fast gleichgültige Scene aus der Geschichte, und man zeige eine auserlesene Versammlung von den abstrakten Ideen, die wir allegorische Personen zu nennen pflegen; die erste wird dennoch mehr gefallen.

Ich bin sehr damit zufrieden, daß man endlich aufhöre, die Mythologie zu malen, man hätte schon lange aufhören können; aber die wahre heilige und weltliche Geschichte sey dasjenige, womit sich die größten Meister am liebsten beschäfftigen. Welch ein weites Feld! und wie interessant kann man hier besonders alsdann seyn, wenn die rechten Momente gewählt werden. Man kann sogar das Wiederholte wiederholen, und dennoch neu seyn. Zuerst will ich (so müßte der junge Künstler, der sich fühlt, zu sich selbst sagen) zuerst

will ich für die Religion arbeiten! Hierauf soll die Geschichte meines Vaterlandes mein Werk seyn, damit auch ich etwas dazu beytrage, meine Mitbürger an die Thaten unsrer Vorfahren zu erinnern, und denjenigen Patriotismus unter uns wieder aufzuwecken, der sie beseelte! Hierauf — — doch weder mein Leben, noch vieler andrer, reicht zu, jene Unternehmungen bis zu einer gewissen Vollständigkeit auszuführen. Die heilige Geschichte also, und die Geschichte meines Vaterlandes. — — Die andern mögen die Geschichte ihres Vaterlandes arbeiten. Was geht mich, wie interessant sie auch ist, so gar die Geschichte der Griechen und Römer an? — — Aber wenn nur die Kupferstecher ihre unermüdete Gütigkeit behalten, und unsre Copisten bleiben! denn nur durch ihre Hülfe können unsre Arbeiten einen ausgebreiteten Nutzen haben. Ein verschloßnes Manuscript, und ein gedrucktes Buch, sind zwey sehr verschiedne Sachen. Wenn sie nur nicht aufwachen, und sich erinnern, daß es ihnen niemand wehrt, so wohl wie wir, Erfinder, Zeichner und Alles zu werden. — —

Wie kann man gewiß seyn, daß sie niemals aufwachen werden? Und wenn sie erst einmal

recht

recht aufgewacht sind, so schlafen sie gewiß nicht wieder ein. Da führen wir dann unser unbemerktes Leben in dem Exilio irgend eines Cabinets oder einer Gallerie! Und dann kommt noch überdiß die grausame Zeit, und wischt uns unsre geliebte Farbe weg. — — — Wenn ich der Sache recht nachdenke, so sehe ich nicht ein, warum ich denn nothwendig ein Maler werden muß? — — — Die Colorit — — haben nicht die großen Kupferstecher etwas, das der Colorit sehr nahe kommt? Aber die Maler werden mehr geehrt. Vielleicht nicht von allen Kennern. Und wird man denn in diesem Vorurtheile bleiben, wenn die Kupferstecher aufhören, nichts als Copisten zu seyn? — — Mein Entschluß ist gefaßt. Es sey denn! Weniger Ehre; aber mehr Nutzen! Vielleicht würde selbst Apelles so gedacht haben, wenn diese Kunst, deren vervielfältigte Werke so gar länger als der Marmor aufbehalten werden, zu seinen Zeiten erfunden gewesen wäre. Und vielleicht auch nicht weniger Ehre. Begeistre du mich nur, Genie der Erfindung und der Zeichnung, und leite meine Hand, daß ihr die Linie der Schönheit glücke; so — — ist diß nicht zu kühn gedacht? nein, nicht zu kühn, wenn ich es ausführe! so soll es noch

Gemälde geben, die Copien von Kupferstichen sind. — — —

„Parrhasius hat so gar den Charakter eines „ganzen Volkes ausdrücken können. Er malte die „Athenienser, wie sie gütig und zugleich feige wa„ren. Diese Vorstellung ist allein durch den Weg „der Allegorie möglich.

Ausser daß sie undeutlich und uninteressant hat seyn müssen, so hat sie auch, um die angezeigte Absicht zu erreichen, nicht anders als sehr gezwungen seyn können.

Es ist wahr, „daß Rubens der Vorzüglichste „unter den großen Malern ist, der sich auf den „unbetretnen Weg der allegorischen Malerey ge„wagt hat,„ allein was wir an Rubens am meisten bewundern, ist gewiß die Vermischung allegorischer Personen mit historischen nicht. Er kann uns hier eben so wenig gefallen, als uns Milton gefallen kan, wenn er die Sünde und den Tod mit den wirklichen Personen, den Engeln und den Menschen, zugleich handeln läßt. Solche Zusammensetzungen sind sehr gute Exempel zu der bekannten Stelle aus dem Horaz:

Delphinum silvis appingunt.

„Der

„Der Künstler hat ein Werk nöthig, welches „aus der ganzen Mythologie, aus den besten Dichtern alter und neuer Zeiten, aus der geheimen „Weltweisheit vieler Völker, aus den Denkmalen des Alterthums auf Steinen, Münzen und „Geräthen, diejenigen sinnlichen Figuren und Bilder enthält, wodurch allgemeine Begriffe dichterisch gebildet werden.„

Die Mythologie gehört hier nicht her. Wenn wir den Homer lesen, so sehen wir seine Götter als Personen an, die von den Helden für wirklich sind gehalten worden. Sie sind also, in so fern wir uns an die Stelle der Griechen setzen, welches wir bey der Lesung des Homer thun müssen, historische Personen für uns. Sie werden freylich nicht völlig historische Personen für uns, weil wir sie nicht glauben; unterdeß sind sie doch von ganzen Nationen geglaubt worden, und diß ist zu einem gewissen Grade von Antheil, den wir an ihren Thaten nehmen, zureichend. Nicht allein der Umstand, daß sie von ganzen Nationen als wirklich geglaubt worden sind, hindert, daß wir sie nicht als allegorische Personen denken mögen; sondern sie würden auch meistentheils sehr gezwungne und unvollständige Bilder von allgemei-

nen Begriffen seyn. Nun stelle man sich ein Gemälde vor, auf dem wirkliche Personen, allegorische und mythologische wären. Z. E. Leonidas werde vom Mars nach Thermopylä geführt. Die Freyheit streue Blumen vor ihm her; und die Unsterblichkeit winke ihm von der Spitze der thermopylischen Gebirge entgegen. Erst Leonidas! Ein sehr ernsthafter und wahrer Gedanke, der unsre ganze Seele intereßirt. Ein großer Mann, der wirklich einmal gelebt hat, und sich nicht etwa nur der Gefahr für sein Vaterland zu sterben ausgesezt hat; sondern der einem gewissen Tode für dasselbe entgegen gegangen ist. Und nun Mars. Was soll Mars bey ihm? Wir bemühen uns vergebens, ihn in der Gesellschaft des Leonidas gern zu sehen. Er ist ein bloses Phantom für uns, ob wir gleich wissen, daß ihn die Griechen für einen Gott gehalten haben. Soll er den Krieg bedeuten? Wie viel verderbt uns diese in Panzer gekleidete abstrakte Idee. Eben so ist es mit der Freyheit und der Unsterblichkeit. Sie sind etwas Fremdes, etwas Fabelhaftes, das wir bey dem wirklichen Leonidas nicht haben mögen. Er steige mit dem Ernste und der Ruhe, mit der er sich für sein Vaterland aufopfert,

opfert, das jähe Gebirge hinauf. Einige junge Spartaner begleiten ihn voll Ehrfurcht und zurückgehaltenen Ungestüm; einige erwarten ihn oben, und schmücken sich zum Gefechte, oder werfen ihm Lorbeerkränze entgegen, die sie in das Blut eines noch rauchenden Opferthiers getaucht haben.

Ich bin unterdeß nicht so sehr gegen die Allegorie, daß ich nicht zugestände, „daß der Geschmack „in unsern heutigen Verzierungen in der Baukunst „durch ein gründliches Studium der Allegorie ge„reinigt werden, und Wahrheit und Verstand er„halten könnte.„

Nicht allen hierzu, sondern auch zu Vignetten und Medaillen sind simple und deutliche Allegorien sehr brauchbar, Allein zur Verschönerung des Vortrefflichsten, was die Künste hervorbringen können, der historischen Werke, müssen sie nichts beytragen wollen.

XIX.

Urtheile über die poetische Composition einiger Gemälde.

Man urtheilt von den schönen Künsten nicht richtig genug, wenn man allein bey dem Vergnügen stehen bleibt, das sie uns machen. Und gleichwohl giebt es unter den feinsten Kennern derselben nicht wenige, welche sie bloß von dieser Seite ansehen. Dieses Vorurtheil kann junge Leute, welche bey der Wahl ihrer künftigen Lebensart nicht ihrem Genie allein folgen, sondern auch aus moralischen Gründen handeln wollen, von dem Vorsatze, durch eine der schönen Künste groß zu werden, abschrecken. Es kann überdieß auch den Einfluß haben, daß die Bemühungen derer, welche die schönen Künste zu kennen und zu befördern suchen, für geringschätzig gehalten werden.

Ich will jetzt nicht von der Musik sondern nur von denen Künsten reden, die fürs Auge arbeiten. Welche Eindrücke kann der Zeichner und derjenige, der den Entwürfen desselben im Marmor, oder

durch

durch Farben, oder auf der Kupferplatte folgt, welche Eindrücke können sie auf unser Herz machen, wenn sie, (um dieses Nutzens der Künste vornämlich zu erwähnen) die heilige Geschichte würdig vorstellen. Diß ist eine Erfahrung, welche selbst diejenigen oft gehabt haben, welche, wie sehr sie auch vom Geschmacke verlassen sind, dennoch nicht haben hindern können, daß sie nicht von irgend einem ausserordentlichen starken Werke eines Meisters wären hingerissen worden. Wer kann z. E. einem Rembrandt widerstehen, wenn in einer seiner Arbeiten, der Erlöser in einem weiten und hohen Todtengewölbe mit der Stille und der Majestät der Allmacht steht, und weit unter seinen Füssen der erwachte Lazarus seine Arme (nur diese sieht man) aus einem tiefen Grabe nach seinem großen Helfer emporstreckt. Wenn die würdige Vorstellung der heiligen Geschichte solche Wirkungen in unsrer Seele hinterlassen, und daher so große Einflüsse auf unsre Handlungen haben kann; so kann man nicht sorgfältig, ich möchte sagen, nicht kritisch genug seyn, dieser Würdigkeit, diesem Edlen, diesem Erhabnen einer solchen Vorstellung nichts zu vergeben. Diß ist die Ursache, warum ich einige biblische Werke berühmter, und

auch in ihren Fehlern nachgeahmter Künstler, in Absicht auf ihre Entwürfe untersuchen will. Wenn die Liebhaber mythologischer Arbeiten auch diese beurtheilt sehen möchten: so muß ich ihnen mein Bekenntniß ablegen, daß ich diese Arbeiten für uninteressant, und durch die öftere Wiederholung noch gleichgültiger halte. Selbst, wenn sie von der Hand eines Meisters ausgeführt worden sind, was können wir dabey denken? Sind sie allegorisch? oder historisch? Sie sind weder das eine noch das andere. So bald wir sie uns allegorisch vorstellen wollen; so erinnern wir uns gleich, daß es Völker gegeben hat, die diese Personen als wirkliche gedacht haben; dazu kömmt noch, daß sie verschiedne Eigenschaften haben, die keiner allegorischen Bedeutung fähig sind. Wollen wir sie uns als historisch denken; so muß uns gleich einfallen, daß sie Phantomen des Aberglaubens waren. Wir haben also sehr unbestimmte Vorstellungen davon. Und kann man sich für ein unbestimmtes Object interessiren? Gleichwol hangen die Künstler noch immer an der Mythologie. Die vornehmste und fast einzige Ursache hiervon ist ihre Neigung, Nacktheiten zu malen. Wenn sie nicht fürchteten, durch gewisse Nacktheiten,

verfüh-

verführende Eindrücke zu machen: so sollten sie sich doch wenigstens schämen, daß sie nichts Neues sagen, und Wiederholungen, welche die Griechen schon angefangen, und die Römer und die Neuern so lange fortgesezt haben, noch itzt zu wiederholen. Ich kanns nicht genug ausdrücken, wie unbeschreiblich kalt mich diese Vorstellungen lassen. Wenn sie von einer Meisterhand ausgeführt worden sind; so sehe ich zwar einen schönen Leib; aber ich wollte auch eine Seele darinn haben.

Ich komme zu den biblischen Werken zurück. Sie sollten das Genie und die Hand selbst desjenigen Meisters, der das Unglück hätte, ohne Religion zu seyn, vornehmlich beschäfftigen, weil sie so sehr interessant sind. Welch ein weites Feld, das aber noch größtentheils ungebaut ist. Wenn man die Stücke abrechnet, die blose Wiederholungen sind, wie viele rührende Situationen und Zeitpunkte sind noch unausgearbeitet. Vielleicht wage ichs, in einem der folgenden Blätter, einige neue Entwürfe zu geben. Dieses und noch ein künftiges habe ich zu einer kurzen Beurtheilung einiger bekannten Werke bestimmt.

In einem Gemälde, das die Familie JEsu vorstellt, beschäfftigt Raphael die Elisabeth zu sehr

damit,

damit, daß sie ihrem Sohne die Arme hält, damit er die Hände gegen das Kind JEsus falte. Sie könnte diß thun; es müßte aber nicht ihr Hauptgeschäffte, sondern in ihrem Gesichte mehr Aufmerksamkeit auf das Kind und die Mutter seyn. Joseph stüzt sich auf den Arm. Diß so wohl, als seine Miene, zeigen ihn zu ruhig. Er sollte mehr Antheil nehmen. Das Kind JEsus selbst hat nicht Edles genug im Gesichte. Sonst ist dieses eins von Raphaels schönsten Werken.

In einer Maria, von eben demselben, ist die Stellung und die Miene Johannes, der das Kind anbetet, vortrefflich. Auch das Kind JEsus hat mehr Edles, als in dem vorigen, und eine sehr reizende Ruhe. Nur hätte dieser große Maler seinen Namen nicht auf dem Saume der Maria anbringen sollen.

Wenn man erlauben will, daß eine Person eines Gemäldes demjenigen, der es ansieht, etwas zeigt, so hätte, wie mir es vorkommt, ein junger Johannes in der Wüste, von Raphael, gar keinen Fehler. Es ist ein Meisterstück von Simplicität und ungeschmückter Schönheit, so wohl in Absicht auf die Person, als auf die Gegend. Johannes weißt auf ein Kreuz, das er vor sich hat.

Ein

Ein Engel Michael, von eben diesem großen Maler, der auf einen überwundnen Drachen tritt, ist zwar sehr schön; allein die Nebenfiguren, die ihn umgeben, gehören fast alle zu einem Sabbathtanze, und haben etwas komisches. Auch sollte die Hauptperson keinen Zorn, sondern die Ruhe im Gesichte haben, die in einem andern Engel Michael, der auch von Raphael ist, einen so vortrefflichen Effect macht.

Ein Evangelist Johannes, von ihm, der auf einem Adler in den Wolken schwebt, und viel Andacht und Heiterkeit hat, sollte kein Dintenfaß in der Hand halten, und mit keiner Feder auf eine dicke Tafel schreiben.

Noch ein junger Johannes in der Wüste, von ihm, ist fast vortrefflicher, als der vorige. Oben an dem Kreuze, auf welches er auch hier zeigt, ist Feuer, das der Wind bewegt, und in seinem Gesichte eine gemilderte Unruhe, die sehr für das Stück intereßirt.

JEsus in Gethsemane, von Raphael. Fürs erste ist die gewöhnliche falsche Vorstellung darinn, daß der Engel einen Kelch hält. Der Engel kam, JEsum zu stärken. Der metaphorische Ausdruck vom Kelche, den JEsus in seinem Gebete braucht, würde

würde auch alsdann hier nicht her gehören, wenn es auch erlaubt wäre, Metaphern zu malen. Fürs andre ist in der Stellung und in der Miene des Versöhners nichts, gar nichts von dem, was die Schrift mit den Worten zu beschreiben anfängt: Und es kam, daß Er mit dem Tode rang. Niemals ist ein großer Maler so weit unter seinem Sujet gewesen, als hier Raphael. Wenn es bey irgend einem Sujet erlaubt ist, unter demselben zu seyn, so ist es bey diesem; aber so weit darunter zu seyn, das war keinem Raphael erlaupt.

Ein Gesicht des Ezechiel, von ihm. Die Hauptperson ist edel. Aber die beyden Kleinen Engel, die unter Hesekiels Armen schweben! Die Begriffe, die wir uns nach der Schrift von den Engeln machen müssen; und dann sie als Kinder vorzustellen, welcher Contrast! Ich kann diese Vorstellungen auch besonders deswegen nicht aushalten, weil sie so viel Aehnliches mit den Genien haben, mit welchen die meisten unsrer neuesten Künstler so verschwenderisch sind.

Eine Maria mit dem Kinde JEsus, von Raphael. Diß ist das schönste Kind JEsus, das er gemalt, weil er ihm einen gewissen reizenden Tiefsinn gegeben hat.

Eine

Eine Maria mit dem Kinde JEsus; von Benvenuto Garafalo. Die Mutter kniet bey dem schlafenden Kinde, gegen ihr über kniet ein Engel, der eine Dornenkrone über das Kind hält. Dieser Gedanke ist neu und schön; aber dadurch zu weit getrieben, daß oben im Himmel eine Menge Engel die Instrumente der Leiden des Erlösers halten.

Eine Maria von Andreas Lingi von Assise. Engel bringen dem Kinde Jesus Weintrauben. Wenn es jemals erlaubt werden kann, Engel als Kinder vorzustellen; so ist es hier. Das Kind Jesus hat viel Edles; die Mutter aber was Gemeines. Zween Engel auf einem Baume spielen zu sehr. Ueberhaupt wäre es ein ganz andrer und würdigerer Gedanke gewesen, wenn das Kind Jesus von Engeln in einer Pracht und Hoheit, wie sie ihnen der Maler nur hätte geben können, angebetet worden wäre.

Pfingsten von Gaudentio Ferrari. Wie kann ein Maler, der die Mutter Christi in so erhabner Andacht und mit so feyerlichem Ernste vorzustellen wußte, darauf verfallen, auf eben dem Gemälde einem der Apostel eine Cardinalskleidung und Ringe zu geben?

Eine

Eine Auferweckung Lazari, von Hieronymus Mutien. Christus und die beyden Schwestern sind vortrefflich; aber Lazarus, der schon ohne Leichentücher aufgehoben wird, ist zu erschrocken.

Die Schlagung des Felsen, von Romanelli. Moses steht so und hält sein Kleid auf eine Art zurück, als wenn er nicht besprützt werden wollte. Wie konnte Moses bey einer so großen Begebenheit hieran denken?

Eine Anbetung der Hirten, von Feti. Man kann nicht leicht etwas gezierteres sehen, als die Stellungen und Mienen der Maria, die sich über das Kind Jesus beugt, und des Engels, der ein Tuch hält, auf welchem das Kind liegt. Kaum ist der Maler werth, ein andres Stück, das der Schutzengel heißt, gemacht zu haben; Der Engel und der Knabe, den der Engel hält, und gen Himmel weist, sind beyde sehr edel.

Der reiche Mann, auch von Feti. Bey der Tafel ist eine Statüe einer Pomone, der ein junger Faun einen Fruchtkorb hält.

Johannes, der in der Wüste predigt, von Mola. Unter den vielen ernsthaften Zuhörern steht ein Mohr an einem Baume in einer komischen Aufmerksamkeit. Bey Johannes weidet ein Lamm.

Es

Es ist wahr, daß es sehr schön weidet; aber dieß kann mich doch nicht mit dem falschen Gedanken aussöhnen, daß man eine Vergleichung malt, die in einer Rede gebraucht worden ist.

Christus, der sein Kreuz trägt, von Andreas Sacchi. Es ist wenigen geglückt, unserm Erlöser eine so erhabene Miene zu geben, und ihn auf eine so würdige Art leidend vorzustellen, als diesem Maler. Wenn dieses vortreffliche Stück dadurch nur nicht so viel verlöre, daß die Veronica das auf dem Tuche abgedruckte Gesicht Christi zeigte. Wenn diese Geschichte auch keine Legende wäre; so gehörte sie doch gar nicht hieher.

Paul Veronese hat die Jünger von Emaus, wie sie Christum erkennen, zweymal gemacht. Die Stücke sind in Betrachtung der Hauptpersonen vortrefflich. Allein es ist sonderbar, daß ein so großer Mann beydemal Kinder mit Hunden unter dem Tische spielen läßt, und diß noch dazu das eine mal auf eine so comische Art, daß man in dieser Vergleichung van der Werft sein völlig ausgemaltes Caninichen, da Adam und Eva die Stimme ihres Richters im Garten hören, gern verzeiht.

Die heilige Geschichte muß mit dem Tiefsinn der Feyerlichkeit und dem Ernste der Religion selbst vorgetragen werden. Wo diese fehlen, da fehlt dem besten Zeichner und dem besten Ausbilder der kühnsten und glücklichsten Zeichnung sehr vieles. Wer hier nicht mehr fodert, als gewöhnlich geleistet worden ist, der weiß nicht, wozu er berechtigt ist, und der ehrt die Künstler zu wenig, indem er nicht genug von ihnen fodert.

Ist z. E. derjenige, (um etwas Allgemeines zu sagen) nicht viel zu gütig, der nicht eine ganz andre Vorstellung der Engel verlangt, als wir bisher gesehen haben? Die Vorstellung der Engel als Kinderchen, oder als Köpfe in den Wolken, sind zu weit unter der Kritik, als daß ich davon etwas sagen mag: aber was sind denn die größern Vorstellungen dieser erhabnen Geister? Sind sie vielmehr als Frauenzimmer mit Flügeln? Ich wenigstens kenne nur sehr wenige Ausnahmen. Waren denn die Griechen nur allein fähig, in den Köpfen und in den Stellungen ihrer donnernden Jupiters, alles, was erhaben ist, zu vereinigen? Es ist eine der sonderbarsten Contraste, daß wir, die wir keinen Engel vorzustellen wissen, uns doch unter-

stehen, GOtt den Vater zu malen. Es gehört zwar nicht eigentlich hieher, zu bemerken, daß diß auch der gröste Künstler niemals unternehmen sollte; unterdeß kan ich doch nicht unterlassen, zu sagen, daß es beynahe wider die Religion ist, diß zu thun, und ausser dem unmöglich ist, dieser Vorstellung nicht völlig zu unterliegen.

Die obige Anmerkung zu bestätigen, daß wir Frauenzimmer mit Flügeln für Engel malen, dient im hohen Grade ein Stück von Paul Veronese in einer Heyrath der heiligen Catharine. Der Engel spielt auf der Laute. Man nehme ihm die Flügel und den Glanz auf dem Kopfe; so ist er eins von den jüngsten Frauenzimmern.

Dominicus Zampieri hat einen Adam und Eva gemacht, die gerichtet werden. Adams Stellung und Miene hat etwas sehr Gemeines, indem er auf Eva weißt, daß sie ihn verführt habe.

Eben so etwas gemeines haben alle drey Gesichter auf einem Gemälde von Raphael, das Maria, das Kind JEsum, und den jungen Johannes vorstellt.

Lukas Congiagi hat Christum am Kreuze gemalt, der eben ausruft: (die Worte stehen darunter) Mein GOtt, warum hast du mich verlassen? — — Es ist so vortrefflich gemacht, daß die Worte darunter nicht nöthig wären. Er sieht so gen Himmel, und ruft auf eine solche Art, daß es Niemand mit dem Uebrigen, was der Erlöser sonst am Kreuze gesagt hat, verwechseln konnte. Mir gefällt die Simplicität der Erfindung, auch nicht wenig, daß Christus ganz allein ist.

Ein Johannes der Täufer, von Mola, mit den Worten darunter. Johannes sahe JEsum zu sich kommen, und sagte: Siehe, das ist Gottes Lamm. — — Fürs erste ist Johannes viel zu ruhig für diese Begebenheit; dann hat er etwas sehr Gemeines; und dann hat Christus, der in der Ferne kommt, nichts von dem, was wir bey der Abbildung desselben zu erwarten, berechtigt sind.

Eine Tochter Pharaons, die den Moses findet, von Poußin. Der Nil mußte hier nicht als ein Flußgott vorgestellt werden.

Das Stillschweigen, von Carrache, ist eine von den glücklichsten Erfindungen, die man sehen kann. Das Kind JEsus schläft; Johannes

berührt leise den Fuß desselben; die Mutter winkt dem Johannes, daß er ihn nicht aufwecken solle. Jeder andre Maler, und vielleicht Raphael selbst, würde hier etwas Spielendes hineingebracht haben, beym Carrache ist alles lauter Ernst.

Ein Stück von Valentin. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.„ Das Gesicht und die Stellung JEsu sind sehr simpel und sehr würdig.

Die berühmte Verklärung Christi, von Raphael ist, mich deucht, nicht ohne Fehler. Elias schwebt nicht mit dem Anstande, wie Moses. Ausser den drey Jüngern, die niedergefallen sind, kommen noch zwo andre Personen den Berg herauf, die nach der Schrift hier nicht seyn sollten. Ueber diß enthält das Gemälde eine doppelte Geschichte. Unten am Berge wird der Beseßne gebracht.

Die Jünger zu Emaus, von Titian. Es ist schon sehr oft von diesem Stücke gesagt worden, daß der eine Jünger kein Mönch seyn, und sich die Katze und der Hund unterm Tische nicht beissen sollten. Ich merke noch an, daß wenn der sehr überflüßige Wirth ja hätte da seyn sollen; er eben nicht so vollkommen wirthsmäßig hätte gekleidet seyn dürfen.

Eine Steinigung Stephani, von Carrache. Paulus, der auf den Kleidern sizt, ruft und streckt die Hände nach einem Steine aus. Nach der Schrift hatte er nur Gefallen an Stephanus Tode.

Eben diese Geschichte, wieder von Carrache. Ich sehe nicht, warum Paulus hier die Arme aus einander wirft, und mit Erschrecken ruft.

XX.

Fortsetzung der Beurtheilung einiger Gemälde aus der heiligen Geschichte.

Ich fahre fort, noch einige Gemälde aus der heiligen Geschichte zu beurtheilen. Ich habe gesagt, der Maler sollte sich schlechterdings enthalten, GOtt vorzustellen. Wenn diese Regel auch nicht allgemein wäre: so würde sie doch bey den Schöpfungstagen, wegen der vorzüglichen Schwierigkeit der Ausführung, wahr seyn. Wir wollen sehen, wie sehr Raphael dieser Schwierigkeit unterlegen hat.

GOtt sprach: Es werde Licht! und es ward Licht! Hier schwebt GOtt im dampfenden Feuer, als

wenn

wenn er davor erschrocken wäre. Oder man kann es auch so erklären, als wenn er eben ausriefe: Es werde Licht! ich sage, ausriefe; denn die sehr heftige Bewegung des Schöpfers zeigt ein Ausrufen, und ganz und gar nicht jene göttliche Ruhe an, die in den Worten liegt: GOtt sprach: Es werde Licht!

Es werde eine Veste. — — Hier scheint GOtt über das, was er gemacht hat, zu erstaunen.

Die übrigen Schöpfungstage enthalten zwar nichts, das den Eigenschaften Gottes, so sehr als das angeführte widerspräche; sie sind aber doch weit unter der Würdigkeit, die wir von einer solchen Vorstellung, wenn sie ja Statt finden soll, erwarten.

GOtt sprach: Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, von der Erde vertilgen. — — Hier stellt Bernhard GOtt vor, der einem wollüstigen Gastmale zusieht. Welche kleine Idee in Vergleichung mit dem, was er hätte vorstellen sollen! Welche Scene hätte er malen können, wenn er nur an die Worte hätte denken wollen: Und es waren Tyrannen auf Erden!

Raphael läßt Noah die Arche bauen, nämlich, er läßt ihn einigen Arbeitern etwas befehlen. Wie wenig kannte er den Reichthum seiner Materie! Muste er nicht eine große Anzahl Menschen in solchen Handlungen zeigen, die den Bau der Arche veranlaßten?

Die Sündfluth von Raphael. Ein Mann rettet unter andern seine fast todte Frau. Diß sind zwo vortreffliche Figuren. Aber gleich neben ihm rettet sich ein Alter, der, auf eine fast burleske Art, mehr auf dem Halse des Pferdes, als auf dem Pferde sizt.

Noah, der nach seiner Rettung opfert, von Raphael. Hier fehlt sehr viel an der feyerlichen Andacht, die man erwarten konnte.

Abraham wird von GOtt eine zahlreiche Nachkommenschaft verheissen, von eben demselben. GOtt erscheint in den Wolken, und Abraham kniet. Ich finde es unter einem so großen Künstler, daß er sich hier hauptsächlich damit beschäfftigt, den anbetenden Abraham in einer schwer zu zeichnenden Stellung zu machen.

Die drey Engel, welche Abraham erscheinen, von Raphael. Hier ist alles in einer sehr würdigen

gen Einfalt. Nur Sara, die sich inwendig an die Thüre lehnt, steht ein wenig zu nachläßig.

Loths Töchter machen ihren Vater trunken, von Rembrandt. Diß ist das einzige Stücke, wo ich die Töchter anständig gekleidet gefunden habe. Gewöhnlich sind sie halbnackt. Diß ist nicht allein unanständig; sondern es steht auch ganz und gar nicht in der Schrift. Unterdeß hat Raphael in einem Stücke, das unser Preisler vor kurzem vortrefflich gestochen hat, diesen Fehler ganz und gar nicht vermieden. Rembrandt hat einen andern begangen. Er zeigt uns Loth schon ganz betrunken.

Isaak auf dem Altare, vom Coypel. Es ist eine vortreffliche Stellung, in der Abraham gen Himmel weißt.

Le Süeur stellt Pharaons Träume vor, als wenn sie mit einer Art von Rahmen umgeben wären. Mich deucht, er hätte sie in einer offnen Gegend abbilden sollen. Dieser vortreffliche Maler, hat unter andern ein Stück gemacht, worinn alles, was seine Kunst Ernsthaftes und Würdiges sagen kann, ausgedrückt ist. Es ist eine Herabnehmung vom Kreuze. Ich kenne keine Vorstellung der Mutter Christi, die dieser gleiche;

Sie kniet von ferne. Welcher Ernst, und welcher Schmerz! Und überdiß welche Bildung zu jenen wesentlicheren Schönheiten; Eine vollkommne griechische Figur! Es ist alles so schön, daß ich es gerne vergessen möchte, daß Joseph oder Nicodemus, der nämlich an der Linken Christi, zu wenig Antheil an der großen Begebenheit nimmt.

Joseph, der dem Pharao die Träume erklärt, von Raphael. Die Träume sind wieder in Rahmen. Und hier sollten sie, wie mich deucht, gar nicht seyn, oder wenigstens sollte nur etwas davon, ganz in der Ferne, gezeigt werden.

Jacob, der nun auch Benjamin schickt, von Tempeste. Wie viel hätte hier gesagt werden können; und wie wenig ist gesagt worden! Jacob ist hier gar nicht seiner Kinder beraubt. Nur Ein Bruder ist mit Benjamin beym Abschiede, die andre reisen schon fort. Wie viel anders würde dieses Stück geworden seyn, wenn Jacob mit viel mehr Betrübniß, als hier abgebildet worden ist, in der Versammlung aller seiner übrigen Söhne, von Benjamin Abschied nähme.

„Ich bin Joseph! Lebt mein Vater noch?„ Niemals haben wenigere Worte, mehr edle Leidenschaft

denschaft ausgedrückt. Ein Maler, der die Empfindung Josephs, und seiner Brüder hierbey völlig ausdrückte, hätte genug gethan, seinen Namen unsterblich zu machen. Unter andern hat Hoet wenig davon erreicht.

Boucher, der mythologische, und kleine angenehme Vorstellungen nach unsern Sitten vortrefflich zeichnet, hat es auch unternommen, Jacobs Ankunft in Aegypten zu machen. Er hat sie nicht wenig enjolibirt.

Es giebt eine ernsthafte Grazie der Gemälde. Die ist diejenige, welche in den Werken der Griechen, auch in denen, die am meisten tragisch sind, herrscht. Wenige Franzosen haben dieselbe. Aber graces haben viele. Diese schicken sich schon für viele ernsthafte Materien nicht, besonders nicht in dem Grade, in welchem sie die Franzosen gewöhnlich anbringen. Diejenigen, die diesen Styl am weitesten treiben, verderben die besten Materien durch Enjolivemens, wie man ihren Ausdruck angefangen hat zu nennen. Man hat mir gesagt, daß jtzt in Paris Bouchardon der einzige sey, der Muth genug habe, sich auf keine Weise von diesem Geschmacke hinreissen zu lassen.

Die

Die Ausländer haben gar nicht Unrecht, in vielen Stücken den Franzosen nachzuahmen; aber sie müssen es nur mit Urtheil thun, und z. E. in dem Punkte, wovon wir reden, Bouchardon zum Muster wählen.

XXI.

Gespräch über den Nachruhm zwischen Klopstock und seiner Gemahlin.

Sehen Sie die Unsterblichkeit des Nachruhms als eine Chimäre des Stolzes an? oder verdient sie, daß sich der Vernünftige, und der Rechtschaffne bemühe, sie zu erlangen?

Ich sehe den Nachruhm als ein Mittel an, uns noch Freunde nach unserm Tode zu erwerben. Wie süß, und wie einem Vernünftigen anständig ist es nicht, auch noch dann Freunde zu haben!

Aber gleichwol haben viele von denen, die unsterblich geworden sind, über die Bemühung, es zu werden, gespottet. Und wie kaltsinnig pfle-

gen überdiß diese Freunde nach dem Tode zu seyn!

Wie oft spotten viele nicht über Sachen, die sie wünschen, und um welche sie sich bemühen, entweder weil sie nicht hoffen, jenen Wunsch zu erlangen; oder weil sie wohl wissen, wie sehr eine Bemühung getadelt wird, deren Absicht man zu deutlich entdeckt. Ihr Spott ist also nicht aufrichtig. Sie wollen entweder ihre Absicht verbergen, oder ihren Wunsch sich selbst nicht anvertrauen. Wer selbst verdient unsterblich zu werden, wird nicht ein kalter Freund von einem schon Unsterblichen seyn!

Wenige heisse Freunde sind besser als eine grosse Menge kalte. Aber was das erste, so Sie mir antworteten, anbetrift, so kann ich mich nicht überreden, daß sich alle diese großen Männer hierin verstellt haben sollten. Sie haben die Ehre überhaupt für etwas so Geringes gehalten, daß ihnen sogar ihre höchste Stufe, die Unsterblichkeit, zu erreichen, wenig wünschenswürdig vorgekommen ist.

Wenn sie die Unsterblichkeit wirklich für so gering gehalten haben, so müssen sie gar nicht an ihren Nutzen gedacht haben, gar nicht, wie sehr

sie

sie uns mit den Nachkommen verbindet. Ich halte die wahre Ehre überhaupt für etwas unsrer Natur eben so eignes, als die Eitelkeit dieser einfachen schönen Natur vielleicht entgegen ist.

Ich gebe zu, daß die Begierde nach wahrer Ehre unsrer Natur angemessen sey. Ich gebe ferner zu, daß vortreffliche Thaten und eben solche Schriften, wenn sie von einer ganzen Nachwelt betrachtet und gelesen werden, einen weit ausgebreiteten Nutzen haben. Aber man thue diese Thaten, man schreibe diese Werke, ohne daran zu denken, daß man dadurch unsterblich werden wolle. Die Ehrbegierde ist eine gar zu reizende Verführerinn. Sie kann uns unvermuthet dahin bringen, daß wir die Ehre nicht mehr als ein Mittel, nützlich zu seyn; sondern als einen Endzweck ansehn, und dadurch unsre Unternehmungen zwar nicht ihres Nutzens; aber uns selbst unsers moralischen Werths, in Betrachtung der Absicht, berauben, die wir bey unsern Unternehmungen hatten.

Der Nutzen muß freylich der Hauptzweck unserer Unternehmungen seyn. Wie klein ist die Unsterblichkeit derjenigen, die sie, ohne zu nützen, erlangt haben. Ich glaube nicht, daß die wahre

Ehre

Ehre uns verführen wird, sie als den Hauptzweck anzusehn. Sie ist immer zu sehr mit unsrer Pflicht und dem Nutzen verbunden. Aber warum sollten wir uns nicht freuen, wenn wir nützen, zugleich diese reine unschuldige Ehre zu erlangen?

Ich würde zu strenge seyn, wenn ich alle Freude über eine gehoffte Unsterblichkeit verbieten wollte. Aber sich ihr nur selten, und mit grosser Mäßigung zu überlassen, ist kein zu strenger Rath. Man kann sich hier gar zu leicht hinreissen lassen, das Mittel in den Zweck zu verwandeln.

Was ich bisher Ehre genannt habe, ist hauptsächlich der Wunsch, von unsern Nachkommen geschätzt, und geliebt zu werden, so wie wir es von denen, die mit uns leben, wünschen, oder wie ich erst sagte: Freunde zu sammeln. Dieser Wunsch wird uns nicht leicht zu etwas anderm hinreissen, als vielleicht den Nutzen, den wir für diese Freunde stiften können, uns oft und von vielen Seiten vorzustellen. Wie viele ermuntert Young nicht aus einem Schlafe des Leichtsinns oder der Gleichgültigkeit. Und die, die nicht mehr leichtsinnig oder gleichgültig sind, wie belebt er nicht ihre Empfindungen! wie erhebt er sie zu

seinen

seinen eignen! wie lehrt er GOtt anbeten! wie lehrt er sie Christen bleiben! Und die Vorempfindung von allem diesen die sollte nicht erlaubt, nicht hohe himmlische Freude seyn dürfen?

XXII.

Klopstocks Briefe an seine verstorbene Meta nach ihrem Tode.

Ich habe den Vorsatz, etwas an Dich aufzuschreiben, das Dir vielleicht noch vor meinem Tode bekannt werden kann, deswegen bisher aufgeschoben, weil ich befürchtete, daß mich diese Empfindungen zu stark angreifen würden. Aber izt, da ich eben meine leztey Briefe an Dich durchgelesen habe, kann ich diesem Gedanken nicht mehr widerstehen. Allein wo soll ich anfangen, meine nun ganz himmlische Geliebte? Sollte es wohl ein kleiner Theil deiner itzigen unaussprechlichen Glückseligkeit seyn, daß Du an mich denkst? Ach, ich armer Uebriger war, und bin ein Sünder, und noch disseits am Grabe. — Gleichwol hat

hat auch mich das Wesen der Wesen gewürdigt, mein Schicksal sogar vorauszusehn. Davon bin ich völlig gewiß, daß es zu deiner itzigen Glückseligkeit gehört, daß Du dich erinnerst, welche für mich ewig unvergeßbare Gnade mir damals widerfuhr, da ich von Dir Abschied nehmen mußte. Du hast gewiß die Freude, die mir GOtt gab, in meinem Gesichte gesehn. Weißt Du, wie mir war, meine Meta? (Ja ich will Dich noch mit diesem süssen Namen nennen!) Meine Seele war hoch in die Höhe gehoben. Ich sahe den Tod auf deinem Gesichte nicht mehr. Ich fühlte die Kälte deines lezten Schweisses nicht mehr. Ich kann meinen Zustand zwar nicht völlig beschreiben, aber das weiß ich wohl, daß ich einem Märtyrer, über dem ich den Himmel offen gesehen hätte, mit keinen andern Empfindungen zugerufen haben würde. — Dank, und Preis, und Anbetung sey dem Allweisen und dem Allerbarmherzigsten! Dieser sey also mein lebhaftester Gedanke, und zugleich derjenige, den Du zuerst von mir erfährst, wenn Du anders etwas vor meinem Tode von mir erfährst. Die Engel bekümmern sich um viele Dinge, die uns noch Sterbliche angehn; und vielleicht um mehr, als wir glauben. Oder

vielleicht sagt Dir derjenige von unsern Freunden, der zuerst zu GOtt geht, was ich itzt, besonders auch in dieser Absicht, an Dich aufschreibe. So wiederhole ich es denn: Dank, und Preis, und Anbetung sey dem Allweisen und dem Allerbarmherzigsten! Ja mit diesem himmlischen Gruße soll Dich unser frühglückselige Freund in meinem Namen zuerst grüßen, meine vollendete Geliebte!

* * *

Ich mußte neulich abbrechen. Itzt will ich Dir etwas, denn wie kann ich alles? von dem sagen, was mit mir vorging, nachdem ich Dich verlassen hatte. Ich hatte vorher mit vieler Unruh und Angst gebetet; aber nun konnte ich anders beten. Ich bat um völlige Unterwerfung. Meine Seele hing an GOtt, ich wurde erfrischt, ich wurde gelabt, und zu dem Schlage vorbereitet, der mir nun schon so nahe war, näher als ich dachte! Denn ich glaubte, daß Du noch einige Stunden leben würdest, (diß war meine einzige Hoffnung!) und daß ich, nach deinem Verlangen, das Du mir nicht lange vor meinem Weggehn sagtest, noch mit Dir würde beten können. Aber wie oft sind unsre Gedanken nicht Gottes

Gedan-

Gedanken! Ich betete nur für mich, nicht für Dich, da, dieses vornämlich zu thun, doch so natürlich war. Ich habe seitdem eine sehr freudige Vermuthung gehabt. Unser Versöhner hat in diesen lezten Augenblicken deiner Prüfung für dich? — Nun warst Du hingegangen! Man sagte mirs, aber so, daß ich, Du seyst von unserm Kinde befreyt worden, einen Augenblick glauben mußte, um den folgenden zu hören, daß du bey GOtt seyst! — Dieser Schlag, der die andern niederschlug, erschütterte mich nur. Wie gieng dirs zu, Du Geliebte meiner Seele? Mein Gebet war erhört. Ich strebte mich völlig zu unterwerfen. Und vielleicht hattest Du auch da schon das erstemal in jener Welt für mich gebetet. Ich weinte nicht, und war doch nicht in dem heftigen Zustande, in welchem man nicht weinen kann. Ich sagte nicht lange nach deinem Tode: Sie ist nicht weit von mir! Und Du warst ja auch nicht weit von mir. Wir waren ja beyde in der Hand des Allgegenwärtigen. Einige Zeit hernach wollte ich hingehn, und dasjenige sehen, was ich dem Augenblicke meine Meta nannte. Man hielt mich zurück, und eine zweyte Ruhe kam dadurch in meine Seele, daß ich zu einem unsrer

 Freunde

Freunde sagte: So will ich es denn unterlassen. Sie wird ja auferstehn! Die andre Nacht kam der Segen deines Todes (bis dahin hatte ich deinen Tod nur für eine Prüfung gehalten) kam der Segen deines Todes in vollem Maaße über mich. Ich brachte über eine Stunde in einer stillen Freude zu. Ich habe nur einmal in meinem Leben etwas ähnliches empfunden, da ich in meinen jüngern Jahren dem Tode nahe zu seyn glaubte. Die Augenblicke meines Abschiedes waren noch etwas anders. Meine Seele war von Dank und Freude empor gehoben; aber jene Stille war nicht darin. Du weißt, wie lebhaft ich war, und wie mir die Worte zuströmten. Aber nun war der höchste Grad von Ruhe, den ich kenne, in meiner Seele. Diese Stunde fing sich damit an, daß mir auf einmal einfiel, daß dein Vollender und mein Fürbitter sagt: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als Mich, der ist mein nicht werth. — Es ist mir unmöglich, alle Empfindungen dieser Stunde zu beschreiben. Ich bin noch niemals mit dieser Art von Gewißheit, von meiner Seligkeit überzeugt gewesen. Ich danke Dir aus meiner ganzen Seele, meine himmlische Geliebte. Denn ich habe eine starke

Vermu-

Vermuthung, daß Du mir diesen grossen Segen deines Todes erbetet hast. Und so hätte ich Dich bey unserm Abschiede (Ach einst werde ich nicht wieder Abschied nehmen. Ach meine Meta, itzt weine ich! — aber Dank sey dem, der machte, daß ich mich damals sogar freuen konnte!) so hätte ich dich also bey unserm Abschiede vielleicht nicht vergebens gebeten, mein Schutzengel zu seyn, oder vielmehr, so hätte GOtt diesen unsern lezten Wunsch erhört! —

* * *

Wie viel würde ich unserm frühglückseligen Freunde an Dich aufschreiben, wenn ich nur einigermaßen umständlich in der Beschreibung desjenigen seyn wollte, was ich itzt, da ich nun allein bin, da ich ohne Dich lebe, für Dich empfinde! Was würde er Dir nicht alles von mir zu sagen haben? Aber ich muß mich einschränken. Einer gewissen Wehmuth, Meta, die mich oft überfällt, würde ich mich mehr überlassen, ich würde mirs für erlaubt halten, mich ihr mehr zu überlassen; wenn mir bey dem ersten Schlage, mit dem mich dein Tod traf, nicht so viel Gnade wiederfahren wäre. Wenn ich mich ihrer auch

nicht mit Freude und Dank erinnerte; so müßte ich mich ihrer doch erinnern, um dadurch jene Wehmuth zu mäßigen. Ich habe eine besondre Pflicht der Mäßigung auf mir. Meine Wehmuth um Dich überfiel mich eben itzt, da ich daran dachte, daß bis zu deinem Geburtstage, den Du nicht erlebt hast, nur noch wenige Tage sind. Wie werde ich ihn ohne Sie zubringen? dachte ich. Aber ich will diese Frage nicht mehr thun. Wurde ich nicht deinen Todestag so sehr gestärkt!

Vor einiger Zeit, da ich gegen die Nacht allein war, stellte ich mir: Daß Du bey mir zugegen seyst! so lebhaft, ich könnte wohl sagen, mit einer solchen Gewißheit vor, daß ich Dich mehr als Einmal anredete. Ach wenn Du bey mir gewesen wärst! Ja, dann brauchte ich unserm Freunde fast nichts mehr zu sagen. Solltet ihr Himmlischen wohl bisweilen um uns seyn? Ach, wenn ihr dürft; so ist meine Meta schon oft bey mir gewesen. Und warum solltet ihr nicht bisweilen bey uns seyn dürfen? Seyd ihr nicht den Engeln gleich? und werden die Engel nicht zum Dienste derer ausgesandt, welche die Seligkeit ererben sollen? Aber wenn Du auch nicht gedurft hast; so erfährst Du doch vielleicht bald etwas von mir.

Ich

Ich weiß, daß die Anzahl derer nicht gering ist, die meine Freunde sind, ohne daß ich sie kenne, und die ich lieben würde, wenn ich sie kennte. Vielleicht ist es nicht lange mehr hin, daß einer von diesen stirbt. Und dann, ach dann, Meta, eilt er Dir mit meinem himmlischen Gruße (darf ich ihn so nennen?) oder vielmehr mit der Erzählung von der Gnade entgegen, die mir wiederfahren ist! — Wie eingeschränkt ich denke! Als wenn Du nicht schon lange, auf andre Weise, wissen könntest, was mir seit deinem Tode wiederfahren ist; als wenn Du es nicht so gar viel bestimmter die Art, nämlich, die Absichten, und die Folgen davon wissen könntest. Ach die Folgen! — Werde ich sie erfüllen die Absichten, die GOtt, mit dieser großen Prüfung, und mit der Gnade, womit Er mich dabey unterstüzte, gehabt hat? Ich flehe, ich flehe dich an, ewiger Erbarmer, laß sie mich nicht ganz verfehlen! Ach was ist es, noch in der Wüste wallen, und nicht daheim seyn! Wie gefahrvoll ist die Reizung zur Sünde! — Wenn Dir, auf eine Art, die ich nicht weiß, vieles von mir bekannt wird; so ist doch vermuthlich vieles nicht wichtig genug dazu.

Ich will daher unserm Freunde noch etwas von dem sagen, was ich wünschte, daß Du von mir erführst. Gewiß ohne Wehmuth, die deine Seligkeit nur im geringsten mindern könnte; aber doch mit einer sanften Rührung über mein Schicksal, empfindest Du es, was mir deine beyden Briefe, in denen Du mich dort, wo Du nun bist, und Dich noch hier voraussezte st, was mir diese Briefe itzt seyn müssen! — Für diese Welt auf ewig, meine Meta. Ja, es ist kurz, sehr kurz das Ewige dieser Welt. Wie bald wurdest Du mir genommen! Wie schnell war deine Zeit, und mit ihr so viel Glückseligkeit für mich vorüber! Aber niemals, niemals will ich klagen! auch darüber nicht, daß mir das Ewige dieser Welt so oft gar nicht kurz vorkommt. Wie dürfte ich klagen? wie der Labsale, wie jener gnadevollen Erquickungen vergessen, die da meine Seele erfrischten, wo mein Weg am rauhsten, wo die Wüste meiner Pilgerschaft jenem finstern Thale, wodurch Du giengst, am ähnlichsten war! — Ja, Meta, nur von einem Herzen, wie deins war, konnte es mit einer Zärtlichkeit, die alles übertraf, gewünscht werden: Den Geliebten zu überleben! Ich weiß, ich weiß es noch wohl, wie oft, und

wie

wie lebhaft Du diß in meinen Armen wünschtest! und was ich dabey empfand! Wenn Menschen etwas von GOtt verdienen könnten; so würde ich sagen, Du hättest es, durch diese reine Zärtlichkeit, verdient, daß Du nicht die Nachgebliebne, daß Du so früh vollendet bist! — Es ist hohe Tugend, das Kreuz tragen, wie GOtt will. Aber wie sehr unfähig würde ich, durch mich selbst, zur Ausübung derselben gewesen seyn! Du erinnerst dich, wie der mächtige Arm, der mich geführt hat, mich schon damals zu heben anfieng, wenn wir von deinem Tode sprachen, und ich immer mich und dich dadurch herausriß, daß ich zu dir sagte: Wie unser GOtt will! Du weißt, wie heiter wir dann wurden. Denn sie war nicht mehr fern, die Stunde meiner Angst! und ich sollte zu ihr vorbereitet werden. — Auch Du würdest nicht zu niedergeschlagen gewesen seyn. Auch Dir würde mehr Stärke gegeben worden seyn, als Du zu hoffen dich getraut hättest. Und dankbar, dankbar, (denn mit welcher Dankbarkeit nahmst Du nicht immer Alles aus der Hand unsers Gottes!) dankbar würdest Du gewesen seyn, und den Gram deines Herzens gehemmt haben. — Ach, Meta, Du liebst mich also auch

 itzt?

ligt? Du liebst mich so, daß sich dein Herz, so gar im Himmel, nach mir sehnt? Wie süß, wie unaussprechlich süß ist dieser Gedanke! Ja, Du bist auf ewig mein, meine für mich geschaffne, meine nun ganz himmlische Geliebte! Ach wenn sie nun kommen wird die Stunde des Wiedersehns, die Stunde voll Freuden ohne Namen, wenn sie nun kommen wird! Nein ich kann es nicht aushalten, mich den Vorstellungen von ihr zu überlassen!' — Wenn ich jemals eingesehn habe, wie begränzt wir auch in Absicht unsrer liebsten Untersuchungen sind, ich meyne die Untersuchungen deßjenigen, was eigentlich Glückseligkeit ist, wenn ich diß jemals lebhaft eingesehn habe; so ist es damals gewesen, da ich mir, bald nach deinem Tode, bisweilen wünschte, daß Du dich mir auf irgend eine Art zu erkennen geben möchtest. Welcher Wunsch ist natürlicher? und welche wahrere Glückseligkeit hätte ich mir auf dieser Welt wünschen können? Welchen Wunsch kann man aber auch mit wenigerer Hoffnung thun? Und warum wird er nicht erfüllt? Weil eine solche Entdeckung der allgemeinen Glückseligkeit des Ganzen nicht gemäß ist. Du siehst itzt das ganze große Gewebe dieser allgemeinen

Glück-

Glückseligkeit. Würde ihr aber auch das zuwider seyn, daß Du dich mir in meiner lezten Stunde zu erkennen gäbst? Ach wenn Du darfst; so thust Du es gewiß! so schwebst Du nicht nur unsichtbar um mich! so — wie viel Himmel ist in diesem Gedanken! so — erscheinst Du — meinem brechenden Auge! Aber wünsche ich nicht zu viel? Ja, viel zu viel, wenn ich von Belohnung spräche; aber ich spreche von Gnade, die mir GOtt durch dich gäbe.

* * *

Die Vorstellung von Dir, da Du dem Tode nahe warest, wird in mir itzt oft viel trauriger, als sie in den Augenblicken war, da ich dich sah, in diesen Augenblicken meiner großen Stärkung. Es ist mir alles das nöthig, was die Erinnerung der Auferstehung, und der Gedanke an den allmächtigen Erwecker, süsses, und entzückendes haben, um mich von diesem Bilde loszuarbeiten. Wer die Wonne der Auferstehung noch nicht kennt, wer ihre Labsale noch nicht geschmeckt hat; der sehe nur einen Freund, oder gar eine Geliebte sterben; er wird sie kennen lernen! Ob ich mich gleich durch sie herausreissen kann; so ist es

mir

mir dennoch itzt lieb, daß ich dich nicht todt gesehen habe, wie schwer mir es auch einigemal wurde, mich zurück zu halten. — Du, die keinen Tag Abwesenheit von mir ertragen konnte, (ach, ich weiß es noch wohl, wie wenig Du das konntest!) Du sahst ruhig mich von Dir gehn, und fodertest mich nicht einmal zurück; ob ich Dir gleich versprochen hatte, noch mit Dir zu beten. Was war das in Dir? Du warst ganz von dieser Welt los! Es war der Anfang des ewigen Lebens! Ob ich gleich weiß, daß Du niemals aufgehört hast, mich zu lieben; so würde dieser Gedanke doch traurig für mich seyn; wenn es nicht der große Angebetete wäre, um deßwillen Du dich, auch sogar von mir, lorrissest. Aber da Du zum Genusse deiner Vollendung gekommen warst; da (diß hoffe ich zu GOtt, der dich mir gegeben hatte!) da dachtest Du wieder an mich, da wünschtest Du, mit einem ruhigen Wunsche des Himmels, daß ich bald zu Dir kommen möchte. Der Wille des HErrn geschehe wie im Himmel, also auch auf der Erde! —

* * *

Ich denke oft an deine itzige Glückseligkeit; aber wie unvollkommen! So, wie wir, noch vor

so

so kurzer Zeit! mit einander über die Glückselig-
keit jener Welt dachten. Ich denke dich mir manch-
mal von Vieren mit Dir Seligen umgeben, die
unsre Kinder waren. Wenn die Seelen, bald nach
der Entstehung der Leiber, mit denselben vereinigt
werden; so sind es vier mit Dir selige Kinder, die
um dich sind, die Du kennst, und die ich nicht ken-
ne! deren Wonne Du siehst, Du glückselige Mut-
ter! und von deren Wonne ich kaum einen ent-
fernten Begrif habe! — Aber ich werde ja dahin
kommen, wo ihr seyd! Euer und mein GOtt wird
sich ja auch meiner erbarmen!

* * *

Wie oft denke ich mir Dich, wie Du jene Welten durchschwebst, davon einige wenige unsre Nächte erheitern, und wie Du immer neue von jenen zahllosen Schaaren ihrer Bewohner kennen lernst! Wie weit wird dann meine Seele, und wie los von der Erde! Du weißt, welch ein Gedanke der Entzückung mir die Vorstellung von diesen Heeren von Glückseligen oft war. Wie viel entzückender ist sie mir itzt, da Du unter ihnen bist! Hier kann ich Dir noch einigermaßen folgen. Aber wenn ich dir dahin folgen will, wo du Den schaust, der uns versöhnt hat, und den Du schon auf der Erde so sehr liebtest; so verliere ich mich, und so hören meine Vorstellungen beynahe ganz auf.

Es sahe der Seher der Offenbarung auf Sion
Hoch im Himmel ein Lamm, mit schimmernden Wunden bedeckt, stehn,
Und mit schönem Blute des Heils! Da standen um Sion
Hundert und vierzigtausend Erlöste, die hatten den Namen
Hell an ihrer Stirne den Namen des Vaters geschrieben.
Und wie Meere, wie Stimmen der Donner, erklangen die Harfen
In der Hand der hundert und vierzigtausend Erlösten!
Denn dem Sohne, sie sangen dem Sohne! denn ewiges Leben
Stieg von den schimmernden Wunden des Lamms in die Seelen herunter.

Ich nehme nicht wieder Abschied von Dir. Wir sind beyde in der Hand des Allgegenwärtigen.





